Meine
Wallfahrt nach Mekka.

Reise

in

der Küstengegend und im Innern von Hedschas

von

Heinrich Freiherrn von Maltzan.

Erster Band.

Leipzig 1865.

Dyk'sche Buchhandlung.

Vorwort.

Der Wunsch, in das orientalische, namentlich arabische Volksleben tiefer und gründlicher, als es dem europäischen Reisenden gewöhnlich gegönnt ist, einzudringen, und dasselbe an seinem Centralpunkt, in der Religionshauptstadt des Islam selbst, zu studiren, bestimmte mich vor einigen Jahren zu dem Entschluss, eine Reise nach Mekka zu unternehmen. Die Beobachtungen, welche mir auf dieser Pilgerschaft zu machen gegönnt waren, bezogen sich hauptsächlich auf das sittliche und religiöse Leben der arabischen Volksstämme, und so ist es auch das Hauptbestreben dieser Reiseerinnerungen, ein möglichst getreues Gemälde von dem arabischen Volkscharakter im allgemeinen und in's besondere von der Art und Weise zu geben, wie sich derselbe bei der Pilgerfahrt, jener der mohamedanischen Welt ganz eigenthümlichen Erscheinung, entwickelt und darbietet.

Ausserdem war es meine Aufgabe, an Ort und Stelle Studien über die archäologische Geographie desjenigen Theils der arabischen Küste, welcher auf dem Pilgerwege liegt, anzustellen und wo möglich die Lage der im Alterthum hier befindlich gewesenen Orte zu identificiren. Wenn auch meine Verkleidung als Muselmann es mir zur

strengen Pflicht machte, alles das zu vermeiden, was den Europäer hätte verrathen können, namentlich das offene Nachfragen nach antiken Ruinen und das Aufsuchen derselben, so hoffe ich doch, ist es mir aus der Vergleichung der Localitäten mit den Beschreibungen derselben bei den Schriftstellern des Alterthums gelungen, etwas dazu beizutragen, um in die alte Geographie dieser Gegenden einiges Licht zu bringen. Da jedoch der Zweck dieses Buches nicht ein ausschliesslich wissenschaftlicher ist, so suchte ich meine archäologischen Forschungen überall, so viel wie thunlich, in das Gewand der Kürze zu kleiden und wandte meine Aufmerksamkeit vorzüglich demjenigen Theile zu, der von allgemeinerem Interesse ist, nämlich den Sittenschilderungen und Bildern aus dem Volksleben, bei welchen ich mich bemüht habe, den Stempel der Wahrheit stets beizubehalten, selbst auf die Gefahr hin, zuweilen der Derbheit beschuldigt zu werden. Hoffentlich wird dasselbe Publicum, welches im vorigen Jahre mein Reisewerk „Drei Jahre im Nordwesten von Afrika" so günstig aufnahm, auch diesen weiteren Früchten meines Reiselebens dieselbe Gunst zuwenden.

Manchem meiner Leser möchte es wohl seltsam vorkommen, dass eine Reise, welche schon vor vier Jahren gemacht wurde, erst jetzt im Drucke erscheint. Sie jedoch früher erscheinen zu lassen, das war mir durch die wichtigsten Rücksichten untersagt, durch Rücksichten, welche jeder meiner Leser gutheissen wird. Hätte ich nämlich früher diess Werk veröffentlicht, so würde der arme Araber, welcher mir bei der Ausführung meines Reiseplanes wesentlich behülflich gewesen war, die unhaltbarste Stellung gehabt haben, ja sein Leben würde vielleicht von seinen fanatischen Landsleuten bedroht

worden sein. Denn nichts scheint dem Muselmann strafbarer, als einem Christen den Besuch der heiligsten Stadt des Islam zu erleichtern. So lange dieser Mann, dessen Doppelgänger ich mit seinem Wissen und Willen vorstellte, lebte, verbot es mir mein Gewissen, diese Reise und somit seine Mitschuld an einer nach muselmännischen Begriffen verbrecherischen Handlung zu veröffentlichen. Erst in diesem Sommer, da ich den Tod Abd-er-Rahmans erfuhr, sah ich mich von allen Scrupeln befreit und der Herausgabe meiner Reise stand kein Hinderniss mehr im Wege.

Schliesslich noch ein Wort über die Rechtschreibung arabischer Namen. Es giebt bei der Transscription arabischer Worte mit deutschen Lettern zwei Grundsätze, von denen man sich leiten lassen kann. Der eine ist, die literale Form überall beizubehalten; der andere, die Worte so zu schreiben, wie sie ausgesprochen werden. Ersterer Grundsatz, der freilich nur unvollkommen anwendbar ist, würde mich natürlich dann geleitet haben, wenn mein Werk nur für Orientalisten bestimmt gewesen wäre. Da diess aber nicht der Fall ist, so bin ich dem zweiten Grundsatz gefolgt und habe mich bemüht, die Worte überall durch so wenig Buchstaben als möglich, das heisst nur durch diejenigen Buchstaben, welche ausgesprochen werden, wiederzugeben. Alle bloss orthographischen Buchstaben, alle diejenigen phonetischen Zeichen, welche nur im klassischen Arabisch gesprochen werden, die Declinationsendungen und das Tanuin mussten somit wegfallen. Indem ich mich von diesem Grundsatz leiten liess, alle nicht ausgesprochenen Buchstaben wegzulassen, sollte ich freilich zu Resultaten kommen, welche von denen anderer Reisenden abwichen.

Desshalb wundere man sich nicht, wenn man in diesem Buche manche Worte, die ältere Reisewerke in ganz anderer Form wiedergeben, durch Beraubung ihrer bloss orthographischen Buchstaben, eine andere Gestalt annehmen sieht, wenn ich z. B. Arafa schreibe statt Arafat, wie alle Reisenden vor mir dieses Wort geben, dessen Schlussbuchstabe Ta nur in den seltensten Fällen, d. h. nur dann, wenn ein Hauptwort im Genitiv oder ein persönliches Pronomen darauf folgen sollte, ausgesprochen wird. Aehnliche Abkürzungen und in einzelnen Fällen selbst scheinbare Verlängerungen musste ich mit andern Worten vornehmen, um ihre Form der Aussprache so nahe als möglich zu bringen.

Den 14. November 1864.

Der Verfasser.



Erstes Capitel.

Verkleidung als Moslem und Reise nach Kairo.

Zusammentreffen mit dem Mekkareisenden Burton. — Schwierigkeiten der Wallfahrt nach Mekka für einen Europäer. — Liste der Europäer, welche Mekka besuchten. — Meine Rückkehr aus Marokko. — Plan, nach Mekka zu pilgern. — Ich verschaffe mir in Algier einen Pass, als Araber. — Ankunft in Malta. — Verkleidung und Verstellung. — Fahrt nach Alexandrien. — Eisenbahn nach Kairo. — Neue Bekanntschaften. — Schich Mustapha. — Seine drei Neffen. — Kurzer Aufenthalt in Kairo. — Die letzten Tage des Ramadan. — Ich kaufe einen Negersklaven. — Einschiffung in Bulak.

Bei meiner ersten Reise in Aegypten sass ich eines Abends (es war, glaube ich, im December des Jahres 1853) in Kairo, an der wohlbesetzten Table d'hôte des Hotel Sheppheard, und mir gegenüber ein Mann von etlichen dreissig Jahren im vollständigen orientalischen Costüm, mit einem langen Barte von bräunlicher Farbe, mit sonngebräuntem Teint, geschorenem Haupte, mit Armen, welche bis an die Ellenbogen und Beinen, welche bis an die Kniee hinauf nackt waren, mit einem völlig blosen Hals und mit jenem phlegmatischen Sichgehenlassen in all' seinen Manieren, welches dem ächten Araber eigenthümlich ist.

Anfangs beachtete ich ihn nicht viel, da ja in Kairo ein Araber ebenso wenig merkwürdig ist, als es die Eulen in Athen waren; als er aber nun den Mund öffnete und in einem so geläufigen Englisch, wie es nur der reinste Cockney zu sprechen vermag, sich mit seinen Nachbarn zu unterhalten begann, da wurde meine Neugierde rege. Ich hatte zwar auf meinen Reisen schon genug verrückte Engländer gesehen, die sich gefielen, bald als italienische Banditen, bald als griechische Palicaren, als Beduinen oder als indische Götzenanbeter verkleidet herumzugehen, aber alle diese hatten sich eben unter diesen Verkleidungen nur wie misslungene Theaterstatisten ausgenommen. Nie jedoch war mir noch ein Sohn Albions vorgekommen, bei dem eine fremde Tracht und zumal die orientalische, (nach meiner Ansicht schwieriger charactergemäss zu tragen als irgend eine andre) so ganz gleichsam in succum et sanguinem übergegangen war, wie bei meinem Tischnachbar. Es war klar, dass nur ein langes Studium orientalischen Lebens und orientalischer Sitten, dass nur ein vieljähriger Umgang mit Orientalen ein solches Resultat zur Folge hatte haben können.

Wer war dieser englische Araber oder arabisirte Engländer?

Ich sollte nicht lange darüber im Zweifel bleiben. Er schien sehr mittheilsam und bald war es mir gelungen, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen, woraus ich erfuhr, dass ich es mit dem später so berühmt gewordenen, damals noch etwas obscuren, englischen Reisenden, Lieutenant Burton, der eben von Mekka nnd Medina zurückkehrte, zu thun habe. Mekka

und Medina! Ein Europäer war in diesen unnahbaren, heiligen Städten des Islams gewesen, in denen die Anwesenheit eines Christen dem Moslem ein grösseres Verbrechen erscheint, als einst den Alten die eines Mannes im Tempel der Vesta!

Ich wusste wohl, dass schon einige Europäer in früheren Jahrhunderten und selbst einer oder der andere in diesem Jahrhundert dasselbe Wagstück ausgeführt hatten. Aber alle unter ausnahmsweisen Umständen. Derjenige, von welchem wir am meisten erfahren haben, der berühmte Reisende Burkhardt, hatte seine Reise nach Mekka unter den allerleichtesten Umständen, begünstigt durch die den Europäern so wohlgeneigte Herrschaft Mohamed Ali's, ausgeführt. Er war der einzige Mekkabesucher, der seine europäische Abkunft nicht einmal geheim zu halten brauchte und obgleich er sich als Renegat und Muselmann geberdete und auch von vielen Arabern für einen ächten Moslem gehalten wurde, so verrieth doch die Ironie Mohamed Ali's, als er ihn in Taif besuchte, deutlich, dass dieser Burkhardts Mohamedanerthum für höchst problematisch ansah, aber als philosophischer Fürst, dem im Grunde wenig an religiösen Vorurtheilen lag, gnädigst für ächt gelten liess. So erlangte Burkhardt sogar einen Empfehlungsbrief vom Pascha an die Autoritäten von Mekka! Aber so etwas war nur während der ephemären ägyptischen Herrschaft möglich gewesen. Seitdem ist Mekka wieder für Christen ein versiegeltes Buch geworden, was es vordem gewesen war.

Zwei Arten gab es, wie Europäer, die nicht Renegaten geworden, in früheren Zeiten nach Mekka

kamen: die einen auf unfreiwillige Art, nämlich als Kriegsgefangene, die zu Sklaven gemacht worden waren und die ihre Herren auf der Pilgerfahrt begleiteten; die anderen freiwillig, unter Verkleidung als Araber, Türke, Affghane oder sonstiger Moslem, was freilich, wenn auch die angenehmere, doch die bei weitem gefährlichere Art war. Die erste Art nach Mekka zu kommen, hat natürlich jetzt aufgehört, die zweite findet noch statt und ich selbst kenne einen Engländer in Algier, der erst im vorigen Jahre (1863) auf diese Weise die Pilgerfahrt zurücklegte. Dem Leser wird es vielleicht willkommen sein, hier gleich zu Anfang der Schilderung meiner Wallfahrt nach Mekka die Liste meiner europäischen Vorgänger auf diesem Pilgerwege zu finden.

1) 1508 Lodovico Bartema, ein Italiener aus Bologna, besuchte in Verkleidung Mekka, wurde aber später in Jemen als Christ erkannt und eine Zeit gefangen gehalten, bis es ihm endlich zu entfliehen gelang. Seine Reisen sind deshalb so interessant, weil er Arabien noch vor dem Eindringen der Türken (1516) sah.

2) 1566 Le Blanc, ein Franzose, dessen Reise von Bergeron im Jahre 1649 in Paris herausgegeben wurde.

3) 1604 Johannes Wild, ein Deutscher, der als österreichischer Soldat von den Türken gefangen und als Sklave verkauft worden war. Er begleitete als Sklave seinen nach Mekka pilgernden Herrn. Seine Reise erschien in Nürnberg 1623.

4) 1680 Joseph Pitto, Engländer aus Exeter,

reiste als 18jähriger Jüngling und Renegat nach Mekka. Seine Reise erschien in London 1708.

5) 1700? Giovanni Finati, Geistlicher aus Italien.

6) 1800 Ali Bei oder Domingo Badia, ein Spanier, der als Moslem verkleidet reiste. Seine Reise nach Mekka wird vielfach angezweifelt, mir scheint jedoch mit Unrecht, da ich viele seiner Bemerkungen und selbst seinen Plan von Mekka im ganzen richtig fand.

7) Bankes, ein Engländer, dessen Reisen ebenfalls angezweifelt werden.

8) 1810 Seetzen, ein Deutscher, der in Arabien starb. Sein Tagebuch über Mekka ist, so viel ich weiss, nicht im Druck erschienen. Er soll in Mekka Renegat geworden sein, um die Kaaba besuchen zu können, deren Inneres er abzeichnete. Diese Zeichnung wurde, so heisst es, bei ihm entdeckt und er desshalb als Religionsschänder und Verräther ermordet.

9) Burkhardt, ein Deutscher, der langjährig im Orient lebte, orientalische Sitte und Sprache gründlicher, als irgend ein Europäer vor ihm, angenommen hatte und unter dem Schutz Mohamed Ali's auch Mekka und Medina besuchte. Seine englisch erschienen Reisen waren lange die einzige Quelle unserer Kenntniss der heiligen Orte.

10) Wallin, ein Franzose, reiste unter dem Namen Walli ed Din. Von ihm ist nur sehr wenig bekannt.

11) 1853 Lieutenant Burton (jetzt Capitän Burton und englischer Consul in Fernando Po) reiste zuerst als persischer Prinz, dann als indischer Doctor und zuletzt als affghanischer Derwisch, in welcher Eigen-

schaft er Mekka und Medina besuchte. Die geographische Gesellschaft in London musste für seine Reise zahlen, obgleich sie ihn eigentlich ganz wo anders hin geschickt hatte, als nach Mekka und Medina, nämlich nach Oman, wohin er vielleicht von Jemen aus, keineswegs aber von Hedschas, wie er vorgab versucht zu haben, dringen konnte.

12) Léon Roches, vor Kurzen noch französischer Generalconsul in Tunis, jetzt Gesandter in Japan, reiste als Maghrebi verkleidet mit andern Maghrebinern. Er hat, glaube ich, seine Reise nie veröffentlicht, auch wissen nur die Wenigsten etwas davon. Ich habe jedoch von glaubwürdigen Arabern die Gewissheit erlangt, dass Roches wirklich in Mekka gewesen ist.

Hiermit endet die Liste meiner Vorgänger und es bleibt mir blos noch übrig, meines bis jetzt einzigen, mir bekannt gewordenen Nachfolgers zu gedenken. Es ist diess ein Engländer, Namens Tenett, gebürtig aus London, welcher jetzt im Dorfe El Biar bei Algier wohnt. Er trat zum Schein in Dschedda zum Islam über und machte die Pilgerfahrt im Jahre 1863. Bei den Arabern ist er unter dem Namen Hadsch Abd-ul-Wahad bekannt, übrigens kleidet er sich jetzt wieder europäisch und befolgt keine der Satzungen des Islam. Zwei esch Schehud (Zeugen) seiner Pilgerfahrt leben in Algier und sind ein gewisser Hadsch Brahim und Hadsch Ali Tri, so dass seine Reise nicht angezweifelt werden kann.

Um nun wieder auf Burton zurückzukommen, so konnte ich nicht umhin, seine Kühnheit zu bewundern und zugleich seine Geschicklichkeit anzustaunen,

mit welcher er die Rolle eines Moslem durchgespielt hatte. So etwas war freilich nur dann möglich, wenn man irgend eines orientalischen Idioms sich vollkommen Meister nennen konnte. Burton hatte die Rolle eines Affghanen gewählt, weil ihm das Persische geläufig war; einen Perser selbst darzustellen, daran hinderte ihn der Umstand, dass diese als Schiiten in Arabien stets beschimpft und misshandelt zu werden pflegen.

Je länger ich Burton erzählen hörte, desto stärker wuchs in mir der Wunsch seinem Beispiele zu folgen. Aber meine Kenntniss vom gesprochenen Arabisch war damals noch zu mangelhaft, zu zerfahren; ich wusste vom syrischen, vom ägyptischen, vom maghrebinischen Dialect, von jedem etwas, von keinem genug, um eine Rolle als Araber spielen und gründlich durchführen zu können. Desshalb gab ich damals, mit schwerem Herzen den Plan auf, Burtons Nachfolger zu werden.

Sieben Jahre später (im Frühling 1860) als ich von meiner Reisse in Marokko zurückgekehrt war, auf welcher ich, wenigstens in der Hauptstadt des Kaiserreichs, auch verkleidet hatte gehen und sonst vielfach Verstecken spielen müssen, da erwachte in mir der Gedanke, ob jetzt nicht vielleicht der günstige Zeitpunkt gekommen sein möchte, meinen einst gehegten Plan wiederaufzunehmen? Durch einen mehrjährigen Aufenthalt im Nordwesten von Afrika, durch meinen langgepflogenen, fast ausschliesslichen Umgang mit Arabern, war es mir gelungen, des maghrebinischen Dialects mit einer gewissen Fertigkeit Meister zu werden. Als Maghrebi verkleidet, so

allein konnte ich die Pilgerfahrt unternehmen. Andere arabische Dialecte verstand ich wohl, sprach sie aber nicht geläufig. Die Verkleidung als Maghrebi und zwar als algierischer Maghrebi (denn die Tuniser und Marokkaner werden im Orient auch Maghrebi genannt, in Algier nur die letzteren) hatte nebenbei den grossem Vortheil, dass ich unter dem Schutz einer europäischen Macht stand, und ferner, dass alles fremdartige, welches an mir vielleicht den Europäer hätte verrathen können, auf Kosten meines vermeintlichen Vaterlandes geschrieben wurde, da es ja heut' zu Tage nicht selten ist, Algierer zu sehen, welche sich in einem oder dem andern Stück europäisirt haben.

Mein Entschluss war schnell gefasst; zwei Dinge waren nur noch zu thun übrig, das eine mir ein Costüm, das andere mir einen Pass und somit einen muselmännischen Namen zu verschaffen. Ersteres war leicht, letzteres nicht sehr schwer.

Ich kaufte mir also in Algier unter dem Siegel der grössten Verschwiegenheit (denn meine Absicht musste vor allem vor denen geheim gehalten werden, für deren Stammesbruder ich mich ausgeben wollte) ein vollständiges maurisches Costüm mit Rulila (Jacke), 2 Bedaija (Westen), Hosäm (Schärpe), Sarual (Hose), Schaschia (rothe Mütze), Turbanti täbäni (halbseidener Turban) und Bernus. Nachdem ich diesen Ankauf gemacht hatte, zog ich nicht etwa mein Costüm an, sondern ich wickelte es vielmehr sorgfältig in ein Tuch ein und begab mich in stockfinstrer Nacht mit diesem Bündel nach einem der abgelegensten Quartiere der Stadt, wo ich in ein kleines,

in einem Keller befindliches arabisches Kaffeehaus trat. Dort wusste ich, würde ich meinen Mann treffen, denjenigen nämlich, welcher mir einen Pass nach Mekka verschaffen sollte.

In einem Winkel dieses dunkeln Locales sass eine Art von arabischem Vagabunden, der früher eines gewissen Wohlstandes sich erfreut, den aber das stete Rauchen des Kif (des afrikanischen opiumartigen Hanfs) ganz heruntergebracht hatte. Zum Glück fand ich ihn an diesem Abend noch nicht ganz berauscht, so dass er, nach den ersten Begrüssungen (ich hatte ihn bei einem Thaleb mehrmals getroffen und sprach bei Gelegenheit mit ihm) bereit war, mir ein williges Ohr zu schenken. Ich setzte ihn nicht wenig in Erstaunen, als ich unser Gespräch etwa folgendermassen begann:

„Sage mir, Abd-er-Rahman, willst Du sechs Monate auf die bequemste und angenehmste Weise, ohne Sorgen und mit Geld hinlänglich versehen, zubringen und Dich während dieser Zeit dem Haschisch (Hanf) nach Herzenslust hingeben, ohne dass auch nur einer Deiner zahlreichen Gläubiger Dich zu belästigen wagen wird?"

Abd-er-Rahmann schaute mich bei diesen Worten verblüfft an, als glaube er, ich hätte auch das Haschisch geraucht und brächte nun im Fieberwahnsinn eine Fabel aus tausend und einer Nacht auf's Tapet. Doch da mein Gesicht nicht jenen halbschmachtenden, halbblödsinnigen Ausdruck eines Kifrauchers geboten haben mag, so leuchtete es ihm allmählig ein, dass ich möglicherweise ja noch Herr meiner fünf Sinne sein könne. Desshalb schien es

ihm endlich nicht gewagt, auf meine Frage einzugehen, und mit der Gegenfrage zu antworten, was ich wohl mit einem solchen Unsinn meinen könne?

„Du wirst“, so erwiderte ich, „Dich in acht Tagen von hier entfernen und nach Tunis oder Bone gehen, dort sechs Monate zurückgezogen, aber in Süssigkeit Deinem vielgeliebten Kif ergeben, leben und bekommst dafür“ . . . (Hier erfolgte die Offerte einer für Araber ganz annehmbaren Summe.)

Trotz der Gewohnheit des Haschischrauchens war jedoch Abd-er-Rahmans Hirn nicht so umwölkt, um nicht zu verstehen, dass für ein solches Anerbieten auch etwas von ihm gefordert werden würde. Nun kennen alle Algierer eine Art von Europäern ziemlich gut, nämlich die englischen Missionare, welche es zuweilen, aber erfolglos versuchen, Moslems zu bekehren und bilden sich ein, dass dieselben um die Mohamedaner zu Christen zu machen, es im entscheidenden Augenblick selbst an einer Bestechung nicht fehlen lassen würden. Möglicherweise, so schien Abd-er-Rahman zu denken, war ich auch ein solcher und mein Anerbieten geschah nur zu dem Zwecke, um ihn zu dem entsetzlichen Schritte zu bewegen, ein Rumih (Christ) zu werden.

Alles werde er thun, so erwiderte er mir desshalb mit einer ernsthaften Miene, welche ihm übrigens sehr komisch stand, nur nicht seinen Glauben abschwören, an dem selbst noch ein Kifraucher hängt. Ich tröstete ihn schnell und versicherte ihm, dass es ein Dienst ganz anderer Natur sei, welchen ich von ihm verlange. Nun erklärte er sich bereit, mir in allem zu willfahren, da ich ja keinen

Ketzer aus ihm machen wolle. Ich setzte ihn jedoch auf's neue nicht wenig in Erstaunen, als ich ihm nun folgendes eröffnete:

„Du wirst dies Costüm, welches ich hier in einem Bündel mitgebracht habe, morgen früh anziehen, so gekleidet auf die Präfectur gehen und Deinen Pass zu einer Pilgerfahrt nach Mekka verlangen.“

Der gute Abd-er-Rahman war nämlich in seinen eignen Kleidern doch etwas gar zu derwischartig zerlumpt und die französische Behörde würde ihm so gekleidet, als einem anscheinenden Bettler, höchst wahrscheinlich den Pass verweigert haben.

„Dazu“, entgegnete er auf meinen Vorschlag, „müssen Sie mir das nöthige Geld vorstrecken. Sie wissen vielleicht ungefähr, wieviel eine Pilgerfahrt nach Mekka kostet?“

„Ich glaube es zu wissen“, war meine Antwort, „und das Geld wirst Du erhalten, wenn Du mir Deinen Pass abgeliefert haben wirst.“

Auf einmal wurde dem Kifraucher alles klar, und von diesem Augenblick an befolgte er buchstäblich meinen Plan und ich konnte sicher auf seine Verschwiegenheit rechnen, denn er selbst hätte ja bei seinen Landsleuten die gefährlichste Stellung gehabt, wenn es bekannt geworden wäre, dass er einem Europäer Mittel und Wege verschafft habe, um nach dem, für einen Nichtmuselmann so unzugänglichen Mekka zu gelangen; denn, was die Reise nach Mekka betrifft, so ist nicht nur die türkische Regierung, welche Todesstrafe für den Ungläubigen, der sich in die heilige Stadt schleichen würde, fest-

gesetzt hat, fanatischste Wächterin; nein, jeder einzelne Muselmann, je nach dem Grade seines Fanatismus, hält es für seine Pflicht, das Haram (Heiligthum) so weit er Gelegenheit dazu hat, auf's strengste zu bewachen. Ja! ich bin überzeugt, die türkische Regierung zeigt sich nur desshalb so fanatisch, um ihre eigene Popularität bei frommen Moslems nicht zu verlieren. Die fanatischsten von allen Fanatikern sind ohne Zweifel die Hadschadsch (Plural von Hadsch, Pilger) und sie haben natürlich die beste Gelegenheit dazu, ihr freiwillig übernommenes Wächteramt auf der ganzen Hödsch (Pilgerfahrt) auszuüben, und jeden Christen gleich zu denunciren, der es wagen sollte, unter Verkleidung nach Mekka pilgern zu wollen.

Am Tage nach meiner Zusammenkunft mit dem Kifraucher hatte ich den Pass; und Abd-er-Rahman, mit Geld gehörig versehen, schiffte sich nach Tunis ein, während er vorgab, die Pilgerfahrt nach Mekka unternehmen zu wollen, um nach sechs Monaten wieder von Tunis nach Algier zurückzufahren und zwar diessmal mit dem ehrwürdigen, von mir für ihn erworbenen, religiösen Titel eines Hadsch, da ich ihm inzwischen seinen in Dschedda vom französischen Consul visirten Pass zurückgeschickt hatte und er folglich, in Abwesenheit der esch Schehud (Zeugen), ein gerichtlich gültiges Document besass, welches wenigstens bewies, dass er zur Zeit der Hödsch (Pilgerfahrt) im Hafen von Mekka anwesend war, und da wohl kein Maghrebi im Monat Du el Kada zu anderen Zwecken nach Dschedda reist, als um von da nach Mekka und Arafa zu pilgern, so

wäre es lächerlich gewesen, ihm den Titel eines Hadsch streitig zu machen, obgleich er die esch Schehud (Zeugen) nicht besass. Er konnte übrigens vorgeben, dass dieselben in Aegypten geblieben seien, was auch nicht unglaublich gewesen wäre.

Ich besass also einen französischen, unter arabischem Namen ausgestellten Pass zur Pilgerfahrt nach Mekka, einen Pass, von dem ich nach Herzenslust Gebrauch machen konnte. Die einzige Schwierigkeit war nur noch, dass dieser Pass ein Signalement enthielt und dass dieses Signalement folgendes war:

Alter: 45 Jahre.
Grösse: 1 Meter 40 Centimeter.
Haare: keine.
Stirn: kurz.
Augenbrauen: schwarz.
Augen: braun.
Nase: lang.
Mund: gross.
Bart: schwarz.
Kinn: rund.
Gesicht: lang.
Farbe: bräunlich.
Besondere Zeichen: ist grindköpfig.

Mein wahres Signalement wäre aber etwa folgendes gewesen:

Alter: 34 Jahre.
Grösse: 1 Meter 60 Centimeter.
Haare: blond.
Stirn: hoch.
Augenbrauen: blond.

Augen: grau.
Nase: gewöhnlich.
Mund: gewöhnlich.
Bart: blond.
Kinn: rund.
Gesicht: lang.
Farbe: gelblich.
Besondere Zeichen: keine.

Es war klar, dass das erstere dieser beiden so verschiedenen Signalements selbst von dem gefälligsten Passvisirungsbureau nicht als der im zweiten Signalement beschriebenen Person zugehörend angenommen werden konnte. Eine völlige Transformation meines physischen Menschen musste erfolgen, damit ich für Sidi Abd-er-Rahman ben Mohamed mit einiger Wahrscheinlichkeit gehalten werden konnte.

Der erste Punkt, das Alter, war zwar kein absolutes Hinderniss, da zehn Jahre mehr oder weniger in gewissen Jahren eben nicht von Jedermann genau aus den Gesichtszügen heraus demonstrirt werden können. Die Verschiedenheit in der Grösse konnte ich durch eine gebückte Haltung weniger auffallend machen. Was den dritten Punkt betraf, so verhinderte der Turban und das Geschorensein meines Haupthaares, die Entdeckung, dass ich nicht auch wie mein Doppelgänger mich einer durch die Grindkrankheit herbeigeführten, vollkommnen Kahlköpfigkeit erfreute. Die Stirn war ferner durch den Turban verdeckt. Augenbrauen und Bart waren ihrer Farbe wegen allerdings grosse Hindernisse, aber meine verrätherische Blondheit

sollte später in Malta, wo ich mich in einen Araber transformirte, durch Eau Berger überwunden werden, welches bekanntlich auf die Minute färbt und von allen Haarfärbemitteln, deren ich sechs probirte, dasjenige ist, welches am wenigsten oft erneuert zu werden braucht.

Hier könnte man mir einwenden, warum ich mir nicht den Pass eines blonden Arabers verschafft habe, da ich doch dann einer grossen Mühe überhoben gewesen wäre. Nun giebt es allerdings einige blonde Araber; aber, erstens hätte ich nicht jeden Muselmann bereit gefunden, denselben Handel wie Abd-er-Rahman mit mir einzugehen und zweitens, hätte ich selbst einen der wenigen blonden Araber, die es giebt, für meinen Plan gewonnen, so würde ich eben dann eine Ausnahme dargestellt haben, denn die Regel ist, dass Araber dunkle Haare haben und an mir war, fürchtete ich, schon ohnedem genug ausnahmsweises zu erblicken. Es war desshalb bei weitem das klügste, Bart und Augenbrauen schwarz zu färben, und ich würde es selbst dann gethan haben, wenn es mir nicht durch meinen Pass zur gebieterischen Pflicht gemacht worden wäre; denn ein blonder Araber ist einmal nicht wahrscheinlich, obgleich ein solcher in Wirklichkeit hie und da wohl vorkommt.

Die Beschreibungen der Nase, des Mundes und Kinnes passten in den beiden Signalements ungefähr zusammen. Mein gelblicher Teint sollte auf der Reise bald in einen bräunlichen verwandelt werden. Den Grindkopf meines Doppelgängers wollte ich mir freilich nicht aneignen, obgleich es durch

Ansteckung vielleicht möglich gewesen wäre, sich dieses „besondern Zeichen“ des Signalements zu eigen zu machen; aber ich konnte ja vorgeben, von jener Kopfhautkrankheit geheilt worden zu sein. Das einzige Disparatum waren und blieben die Augen; diese konnte ich nicht färben, wie den Bart, nicht verstecken, wie die Haare (eine blaue Brille würde mich als Europäer verrathen haben) und dieser einzige, nicht auszugleichende Punkt des Signalements blieb desshalb das Damoclesschwert, welches stets während meiner Pilgerfahrt über meinem Haupte schwebte, aber zum Glück nicht herunterfiel.

Ein anderer Umstand, der meinen Pass betraf, war für mein Selbstgefühl zwar demüthigend, aber sonst für meinen Reiseplan im ganzen vielleicht eher günstig, als das Gegentheil. Es war diess die doch etwas allzu bescheidene sociale Stellung, welche mein Doppelgänger, ehe er völlig zum Vagabunden geworden war, eingenommen hatte und die sich auf seinem Pass unter der Rubrik „Stand“ verzeichnet fand. Er war daselbst nämlich als „domestique“ bezeichnet. Dieses etwas allzu derbe Prädicat machte mich am Anfang schaudern. Aber, da ja kein Europäer, ausser hie und da ein Consul, meinen Pass zu sehen bekommen sollte und da obendrein Niemand von meiner Verkleidung und Personenveränderung etwas wusste, so beruhigte sich allmählig mein anfangs empörtes Selbstgefühl. Auch die Araber lieben nicht, dass man ihnen den Titel „Bedienter“ beilege, für welchen sie eine gewisse Verachtung hegen, aber die wenigsten Araber können ja französisch lesen und so konnte die demüthigende Standes-

bezeichnung meines Passes für sie ein vollkommnes Räthsel bleiben. Dennoch bewog mich dieses bescheidene Prädicat, auf meiner Reise jeden unnöthigen Aufwand, der meinem vermeintlichenStande zu widersprechen schien, zu vermeiden. Es ist wahr, ich nahm von Kairo einen Negerjungen mit, der mir als Sklave gewissermassen aufgedrungen wurde, aber dieser arme Teufel stand in Wirklichkeit mehr im Dienste meiner Reisegefährten, als in meinem eignen, obgleich ich für ihn zahlen musste. Sonst gelang es mir, allen Luxus zu vermeiden, welcher an mir nur aufgefallen sein würde und die bescheidene Rolle, die mir mein Pass auferlegte, im ganzen mit Glück durchzuführen.

Kaum war ich im gesicherten Besitz meines Passes, als ich das Dampfschiff nach Marseille und, nach kurzem Aufenthalte daselbst, von dort nach Malta bestieg. Bis dahin war ich Europäer geblieben. Erst in Malta verwandelte ich mich in die Persönlichkeit des Sidi Abd-er-Rahman ben Mohamed. Diess war zur Erreichung meines Zweckes unumgänglich nothwendig. In Algier schon das maurische Costüm anzulegen, wäre zu gefährlich gewesen, da immer einige und oft selbst viele Algierer die Pilgerfahrt mitmachen; wenn diese nun mich in ihrer Vaterstadt verkleidet gesehen und sie mich doch höchst wahrscheinlich als Europäer erkannt hätten, wäre ich offenbar verrathen gewesen, wenn ich denselben dann später im Orient ebenso gekleidet, wie ich ihnen in ihrer Vaterstadt erschienen war, begegnet wäre. Ich musste eben, obgleich ich mich für einen Maghrebi ausgeben wollte, doch

alle andern Maghrebia auf meiner zu unternehmenden Pilgerfahrt, so viel als möglich, vermeiden; denn, obgleich ich den maghrebinischen Dialect sprach und mich so ziemlich wie ein Maghrebi zu kleiden und zu geberden verstand, so dass ich wohl in den Augen eines Aegypters, eines Türken oder ächten Arabers für einem ganz leidlichen Maghrebi gelten konnte, so wäre es mir doch nahezu unmöglich gewesen, die Maghrebia selbst zu täuschen, die aus tausenderlei Kleinigkeiten am Ende doch unzweifelhaft die Wahrheit herausgefunden hätten. Ich musste sie eben vermeiden.

Leider besteht aber unter den Maghrebia die Sitte, dass, wenn einer derselben einen seiner Landsleute im Auslande begegnet, er gleich auf ihn zukommt und sich nach dessen Herkunft erkundigt, um zu erforschen, ob derselbe nicht vielleicht im 20ten Gliede sein Vetter sei. Dieser Gefahr vorzubeugen, erfand ich mir eine Vaterstadt, in der ich unmöglich einen Vetter haben konnte, da kein Araber daselbst wohnt. Es war diess die erst von den Franzosen gegründete und von ihnen ausschliesslich bewohnte Stadt Philippeville, arabisch Skikda genannt. Ich nannte mich desshalb es Skikdi (d. h. der Philppevillaner oder Skikdaner) und gab vor, der einzige Araber zu sein, der diese französische Stadt bewohnte. Dieser Beiname „es Skikdi“ hat mir denn auch, wie ich es hoffen konnte, die besten Dienste geleistet, denn fast alle Maghrebia, die auf meiner Pilgerfahrt von mir hörten oder mit mir zusammenkamen, zogen sich, so wie sie vernahmen, dass ich aus es Skikda sei, bald von mir zurück, da sie genau

wussten, dass sie in jener ungläubigen Stadt keinen Vetter, sei er es selbst nur im 40ten Gliede, wohnen hatten.

Am 12. April 1860 oder, mit arabischem Datum, am 20. Ramadan im Jahre 1276 der Hedschra, schiffte sich Sidi Abd-er-Rahman ben Mohamed, zubenannt es Skikdi, auf dem englischen Dampfboote von Malta nach Alexandrien ein. Er nahm nur den dritten Platz auf dem Schiffe, da seine Landsleute stets auf diesem Platze zu fahren pflegen und da sein bescheidener, in seinem Passe angeführter Stand ihm einen andern Platz nicht gut zu nehmen gestattete, wenn er im Bereich der Wahrscheinlichkeit bleiben wollte. Zum Glück war die See ruhig und Sidi Abd-er-Rahman litt auf seinem Deckplatze nicht viel von überstürzenden Wellen und blieb auch von der Seekrankheit verschont. Es war höchst erbaulich anzusehen, wie streng dieser fromme Pilger die Fasten des Ramadan beobachtete, wie pünktlich er seine Ablutionen vornahm und seine Gebete hersagte.

Es waren zum Glück keine andren Algierer am Bord, weil diese gewöhnlich das französische Dampfboot direct von Marseille nach Alexandrien zu nehmen pflegen und mit einer Bande anwesender Tuniser, aus dem Innern dieser Regentschaft, liess sich Sidi Abd-er-Rahman nur wenig ein, da es meist rohe Landleute waren und er in seiner Eigenschaft, als verfeinerter Städter, sich natürlich für viel besser, als sie, halten musste.

Am 16. April langte der Pilger in Alexandrien an. Es war ein sonderbares Gefühl, mit dem ich die Säule des Pompejus wieder begrüsste, die ich

vor sieben Jahren unter ganz andern Umständen aus dem Meere hatte auftauchen sehen. Damals war ich frei wie ein Vogel gewesen, jetzt war ich gleichsam ein Sklave geworden, der jeden seiner Blicke, jedes seiner Worte, jede seiner Bewegungen sorgfältig abmessen und mit seiner zu spielenden Rolle in Einklang zu bringen suchen musste. Dennoch bot mir meine jetzige Stellung unendlich viel mehr Reiz, als meine frühere, in der ich nichts hatte sehen können, als was tausend alltägliche, langweilige Engländer ja auch sehen konnten. In meiner neuen Rolle aber sollte ich dorthin dringen, wo noch so wenig Europäer ihre Pfade hintrugen, ich sollte den Schleier des unergründlichen Haram (Heiligthumes) des Islam lüften, ich sollte die uralte Kaaba sehen, die zu sehen für einen Christen ein Verbrechen ist, worauf nach den Gesetzen des Islam Todesstrafe steht.

Gleich bei meiner Landung in Alexandrien, welche Stadt ich durch einen zweimonatlichen Aufenthalt im Jahre 1854 hinlänglich kannte, nahm ich mein bescheidenes Gepäck zusammen und lenkte meine Schritte nach einem nur von Moslems bewohnten Quartiere, denn Europäer strebte ich sehr zu vermeiden, um nicht im Verkehr mit ihnen versucht zu werden, aus meiner Rolle zu fallen. Bald hatte ich in einem Chan (Karawanserai), welcher den Namen Chan Sliman Pascha führte, mein Unterkommen gefunden, wo ich für ein völlig leeres kleines Zimmer, ohne dass mir irgend welche Bequemlichkeit geboten wurde, die für Europäer freilich geringe, nach arabischen Begriffen jedoch be-

deutende Summe von 5 Piastern (etwa $^1/_2$ Gulden rheinisch) täglich zahlen musste. Hier konnte ich wenigstens allein sein und dem Gewühl in den Strassen von Alexandrien entgehen, welches mit seinem steten Geschrei von Menschen, Gewieher von Pferden, Gerassel von Wagen, Geheul von Eseln und Maulthieren, Gebelle von Hunden und schwermüthigem Gestöhne der Kameele den an die Ruhe des Schiffes noch gewöhnten Reisenden anfangs wahrhaft betäubend umfängt.

Es kann nicht in meiner Absicht liegen, hier Alexandrien zu schildern. Es ist zwar nach meiner Ansicht nie genügend beschrieben worden. Ich kenne kein einziges Werk, welches seine altägyptischen, koptischen, griechischen, römischen, altchristlichen und arabischen Alterthümer, seine Ruinen und namentlich seine archäologische Topographie einigermaassen erschöpft hätte. Wie viel Foliobände liessen sich auch über eine Stadt schreiben, in welcher das Serapeum, der Pharus, das Heptastadium, das Museum katexochen, das Caesarium, das Timonium, das Panium, das Gymnasium, die grösste Bibliothek auf Erden und tausend andere sprichwörtlich gewordene Bauten oder hervorragende Punkte befindlich waren? Wie viel bietet nicht dem Forschungsgeiste des Alterthumsfreundes jede der einzelnen Perioden alexandrinischer Geschichte dar? Doch, wie gesagt, meine Aufgabe kann es hier nicht sein, so gern ich es auch wollte, bei den überreichen Alterthümern der Stadt der Ptolemäer zu verweilen und da ich eine Wallfahrt nach Mekka angekündigt habe, so will ich nicht in den Fehler des berühmten

arabischen Geographen EbnHaukal verfallen, der auch zuAnfang seines Buches eine Beschreibung von Mekka verspricht, aber in seinem ganzen Werke nie dazu kommt, sondern sich von Abschweifung zu Abschweifung fortreissen lässt, so dass er zuletzt sein ursprüngliches Ziel ganz aus dem Gesichte verliert.

Von der Erwähnung der edlen Werke des classischen Alterthums zu den prosaischen Erfindungen unsers utilitarischen Zeitalters ist ein trauriger, aber ein nothwendiger Schritt. Die Eisenbahn nämlich, dieser Hohn auf jeden künstlerischen Geschmack, auf jede poetische Form, hatte auch schon in Aegypten ihren Sitz aufgeschlagen und führte bereits von Alexandrien nach Kairo. Wenn Omar, der Chalif, der die Bücher der grossen Bibliothek in Alexandrien zur Badeheizung verbrennen liess, weil dieselben neben dem Koran überflüssig waren, wenn dieser Fanatiker gesehen hätte, dass in seinem orthodoxen Aegypten ein solches Satanswerk, wie die Eisenbahn, sich breit machte, er würde ohne Zweifel wunderwirkende Flüche auf das Dämonengeschöpf geschleudert oder wenigstens jedem frommen Pilger verboten haben, von der schändlichen Erfindung der Inkliis (Engländer) Gebrauch zu machen. Aber ein heutiger Schich ul Islam traut sich nicht, so gern er es auch thäte, einen Fluch gegen die Eisenbahn auszusprechen oder den Moslems durch ein Fetwa ihren Gebrauch zu verbieten und so kommt es, dass Gross wie Klein, Moslem wie Kafir, ja selbst die frommen Pilger auf dem entsetzlichen Schienenwege von Alexandrien nach Kairo rutschen. So that auch Sidi Abd-er-Rahman es Skikdi.

Am 26. Ramadan (18. April) nahm er auf dem Bahnhofe ein Billet dritter Classe (eine höhere Classe pflegt kaum ein Muselmann, gewiss kein Maghrebi zu nehmen) und installirte sich in einem Waggon.

Ich hatte mir eigens einen Waggon ausgesucht, der schon ganz mit Aegyptern oder mit Türken gefüllt war, um ja nicht in die Gefahr zu kommen, dass ein Maghrebi mein Nachbar würde. Es waren wirklich eine Menge dieser meiner Pseudolandsleute am Bahnhofe, unter ihnen zwar die Mehrzahl Tuniser, aber doch auch einige Algierer, ja selbst hie und da ein Gesicht, das ich schon in den Strassen von Algier bemerkt hatte. Aber glücklicherweise macht der weisse Burnus die Maghrebi von weitem kenntlich und ich konnte sie desshalb in den meisten Fällen mit Leichtigkeit vermeiden.

So befand ich mich nun in einer völlig fremden Gesellschaft, welche es jedoch nicht lange bleiben sollte. Meine nächsten Nachbarn waren Aegypter und diese sind von allen Moslems, welche ich kennen lernte, noch die umgänglichsten und gemüthlichsten, ja ich möchte fast sagen, die am wenigsten fanatischen, wenn man überhaupt von einem Muselmann sagen kann, dass er n u r w e n i g fanatisch sei. Die arabischen Aegypter stehen seit Jahrhunderten so tief unter dem Drucke der sie beherrschenden Türken, von denen sie aufs tyrannischste behandelt und bei jeder Gelegenheit gedemüthigt werden, dass sie viel von der Natur der unterdrückten Volksstämme angenommen haben. Nun habe ich auf allen meinen Reisen durch die Erfahrung bestätigt gefunden, dass neben vielen schlechten Eigenschaften, die unter-

drückten Volksstämme auch die gute Eigenschaft besitzen, dass sie gegen Fremde zuvorkommend und gefällig sind. So fand ich es bei den elenden unglücklichen Juden in Marokko, bei den als Ketzer verrufenen Dscherbiten in Tunis, bei einem Theil der Armenier und Griechen in Constantinopel, bei den als Wahabiten verachteten Beni Msab in Algier und bei vielen andern. Der in seinem eignen Vaterlande unterdrückte und von dem herrschenden Stamme verachtete Mensch sieht in dem Fremden, der ja auch, mit wenigen Ausnahmen, fast in allen Ländern gering geachtet wird, einen Leidensgenossen. Er fühlt folglich, wenn er überhaupt menschliches Gefühl hat, eine gewisse Sympathie mit ihm und Gott sei Dank, an menschlichem Gefühl fehlt es dem arabischen Aegypter nicht, was auch sonst seine vielen und grossen Fehler sein mögen.

Mein nächster Nachbar war ein alter ehrwürdiger Mann mit langem, weissen Bart, einer echt semitischen, kühn gekrümmten Nase, kleinen, lebhaften, braunen Augen, mageren, eingefallenen Wangen und wilden, buschigen Augenbrauen. Dieser überaus magere, aber keineswegs hinfällige Greis war in zwei Kaftans von ordinärem gedruckten Cattun gekleidet, trug einen ziemlich reinlichen Turban auf dem Kopfe und ein paar gelbe Schuhe. Er sah im Ganzen würdig aus. Sein Gespräch machte auch Ansprüche darauf, würdig zu sein. Es bewegte sich nämlich fast ausschliesslich in religiösen Phrasen, frommen Gemeinplätzen, Sprüchen des Korans und dogmatischen Plattheiten. Die wichtige Neuigkeit,

dass es nur einen Gott gebe und dass Mohamed sein Prophet sei, wurde mir wenigstens hundert Mal auf der Reise zwischen Alexandrien und Kairo mitgetheilt. Diese fromme Persönlichkeit offenbarte sich bald als ein gewisser Schich Mustapha aus Kairo, ein Gelehrter, der den ganzen Koran auswendig wusste und der in der Absicht nach Alexandrien gegangen war, um dort seine drei Neffen, Ali, Mohamed und Mahmud, die Söhne seines verstorbenen Bruders Nur-ed-Din, abzuholen, um diese allzu weltlich gesinnten Jünglinge mit sich auf eine Pilgerschaft nach Mekka zu nehmen, von welcher er sich für ihr ferneres Leben und Gedeihen höchst erbauliche Folgen versprach.

Die drei fraglichen jungen Leute sassen denn auch da und schienen mit erzwungener Geduld und mit schlechtverhaltenem Gähnen den erbaulichen Reden ihres Oheims Gehör zu schenken. Der erste derselben, Ali, war ein kräftiger junger Mann von etlichen 24 Jahren, ziemlich klein, aber wohlbeleibt, mit sehr braunem Gesicht und einem gierig sinnlichen Ausdruck seiner kleinen funkelnden Tigeraugen. Der zweite, Mohamed, war ebenfalls kein Schwächling, und ursprünglich nicht hässlich, da er jedoch durch die im Nilthale so häufige Ophthalmie ein Auge verloren hatte, so bot sein Gesicht nur noch ein sehr wehmüthiges Aussehen. Der dritte, Mahmud, war erst achtzehn Jahr alt, vielleicht der kräftigste von den Dreien, obgleich er verwachsen und eine wahre Gnomengestalt war, aber er hatte ein Paar Fäuste, die einem Cyklopen Ehre gemacht hätten; sein Gesicht bot einen komischen Contrast

gegen seinen kleinen, in sich geballten Körper; es war nämlich ganz das Gesicht eines Louis XIV., eine gebietende Adlernase, ein streng herrschsüchtiger Blick, eine sehr kühngewölbte Stirn, der es nicht an geistigen Eigenschaften fehlen mochte; ein solches Gesicht, errieth man, gehörte auf einen Körper von sechs Fuss Höhe und von künstlerischer Regelmässigkeit, aber die launische Natur hatte sich gefallen, es auf die Zwerggestalt zu setzen.

Da ich mit diesen vier näher bekannt werden sollte, so erwähne ich sie hier genauer. Von andern Mitreisenden sage ich so wenig, als möglich, weil sie nur ephemere Bekanntschaften waren. Nur Eines will ich erwähnen. Es war diess ein riesiger Neger, der die Nisamtracht (aus der bauschigen Hose mit zwei Westen und Jacke bestehend) trug und sich folglich als ein Beamter der Regierung ankündigte. Dieser Sohn Chams hatte sich, ausser seinem Säbel, noch mit einem ungeheuren Stocke bewaffnet, mit dem er, unter dem Vorwande Fliegen todtzuschlagen, stets auf seine Nachbarn einhieb, ohne von irgend Jemand gerügt zu werden: so gross ist die Furcht, welche die Aegypter vor Regierungsbeamten haben.

Aus dem Gespräch mit Schich Mustapha ergab sich, dass dieser beabsichtigte, mit seinen drei Neffen demnächst die Pilgerfahrt nach Mekka anzutreten und zwar nicht über Sues, welchen Weg sonst die meisten einzuschlagen pflegen, sondern den Nil hinauf, über Kene und von da durch die Wüste nach Kosseir, von wo nach der arabischen Küste übergesetzt werden sollte. Da Sidi Mustapha vermuthete,

dass ich zu den bemittelten Reisenden gehöre und ich ihm folglich als Mitmiether eines Nilschiffes willkommen war, so redete er mir eifrig zu, ebenfalls die Reise nicht über Sues zu unternehmen, wo jetzt gerade die Cholera herrsche, was er übrigens, glaube ich, erdichtete, sondern statt dessen, gleichfalls den Nil hinauf zu fahren. Der gute Mann wusste nicht, dass er seine Predigt an einen bereits Bekehrten richtete, denn, Sues zu vermeiden, wohin die Maghrebia jetzt fast alle gehen, das war schon von Anfang an mein Hauptstreben gewesen. So wurde schnell verabredet, dass ich mich mit Schich Mustapha und den drei Beni Nur-ed-din am Tage des Ait es Serhir (dem ersten des Monats Schual) in Bulak (dem Hafen von Kairo) treffen solle, um dort ein von meinen Reisegefährten zu miethendes Schiff zu besteigen.

Unter solchen Gesprächen und Verabredungen verfloss schnell die Zeit und ehe wir es uns versehen hatten, waren die Pyramiden von Giseh am Wüstenhorizonte aufgetaucht. Jetzt kamen wir am Baradsch (barrage) vorbei, jenem nie vollendeten Riesenwerke Mohamed Ali's, das bestimmt war, die Fluthen des Nils, je nach Bedürfniss, bald aufzuhalten, bald durchzulassen und das jetzt fast einer Ruine gleicht, obgleich es kaum 30 Jahre alt ist: ein ächtes Bild der von Mohamed Ali geschaffenen und nach ihm verfallenen Civilisation des modernen Aegyptens. Endlich begrüssten unsre Blicke Kairo, die alte Chalifenstadt, und noch im Bahnhofe überraschte und erfreute uns der Kanonenschuss des Maghreb, welcher das Ende des Fasttages ankündigte. Nun hätten

meine Leser sehen sollen, mit welcher Gier die meisten Moslems, die einen über ihre Pfeifen, die andern über die bereit gehaltenen Lebensmittel herfielen!

Meines Bleibens war jedoch am Bahnhof nicht lange, sondern schnell eilte ich auf einem jener kleinen Eselchen, welche in Kairo die Stelle der Lohnkutschen vertreten, nach dem Innern der arabischen Stadt, wo ich nach einigem Hin- und Herreiten und fruchtlosem Anfragen an mehreren Chans, endlich in dem Stadtviertel der Nahhassin oder Kupferschmiede, in dem Chan en Nahhassin, ein bescheidenes, aber doch leidliches Unterkommen fand.

Von dem vielbeschriebenen Kairo erwähne ich nichts. Mein Aufenthalt betrug diesmal daselbst nur 4 Tage, die letzten Tage des Ramadan, in denen ich bei Tage fasten musste und folglich vorzog, zu schlafen, um mich nicht allzu sehr abzuschwächen. Nur Nachts ging ich aus, durch die herrlich erleuchteten Strassen von Kairo, besuchte die in den Ramadannächten wahrhaft feenartigen, von tausend Lichtern strahlenden Moscheen von Mohamed Ali, von Hamed ben et Tulun, gewöhnlich Dschema Tulun genannt, und die berühmte älteste Moschee im Spitzbogenstyl, welche existirt, Dschema el Hakim; dann schlenderte ich zwischen den Kaufläden einher, kaufte hie und da Kleinigkeiten im Basar, betrat ein oder ein anderes arabisches Kaffeehaus, sah dort den unanständigen Spässen des Priapus-Polichinell der Türken, K a r a g ü s genannt, nicht ohne Widerwillen zu und machte auch einmal ein türkisches Bad mit, wovon ebenfalls viel Anstössiges zu sagen wäre, was ich

aber besser verschweige. Meinem neuen Bekannten, Schich Mustapha, begegnete ich durch Zufall in der zweitletzten Ramadansnacht. Er begrüsste mich sehr höflich und führte mich zum Abendessen zu einem seiner Vettern, der ein Sklavenhändler war. Dies Gewerbe muss jetzt, wegen der steten Reclamationen der englischen Regierung, im grössten Geheim betrieben werden, geht aber nach wie vor von Statten. Dort liess ich mich bewegen, einen jungen Negersklaven für die Summe von 200 Francs zu kaufen; da ich jedoch als vermeintlicher französischer Unterthan nicht selbst Sklaven besitzen konnte, so musste ich den Kauf auf den Namen Schich Mustapha's vornehmen, wozu sich dieser gern bereit fand, namentlich da ich ihm erklärte, ich würde ihm den Sklaven nach beendigter Pilgerfahrt doch schenken, da ich ihn nur mitnahm, um nicht allein zu sein, was immerhin verdächtig erscheinen konnte, da bei den Moslems ein alleinstehender Mensch stets für den allerärgsten Vagabunden gehalten wird, wenn nicht für schlimmeres, oder was ihnen wenigstens schlimmer erscheint, für einen verkappten Christen oder Juden. Ausserdem vermuthet man in einem Sklavenbesitzer selten einen Europäer, Mein neuer Ankauf hiess Ali, war 18 Jahr alt, ganz schwarz, hatte sehr dicke Lippen, eine platte Nase, sehr weisse Zähne, kurz, er war ein so ächter Neger, wie es nur einen geben kann. Er sollte mir auf meiner Reise als Begleiter, nicht als Diener, denn er verstand gar nichts zu thun, unschätzbare Dienste leisten und zwar nur dadurch, dass er vorhanden war und mir als Blitzableiter allen Verdachts, der auf mich fallen konnte, zu

Seite stand, denn, wie gesagt, Europäer pflegen fast nie Neger zu besitzen und Ali selbst hielt mich für einen Moslem und sagte es Jedem, der es hören wollte.

Endlich war der entsetzliche Ramadan vorbei und ich begab mich am frühesten Morgen des Ait es Serhir, des ersten Tages des Monats Schual, den meine Pseudolandsleute, die Maghrebia, el Ftur, d. h. die Befreiung vom Fasten, nennen, und welcher in diesem Jahr auf den 23. April fiel, mit Ali nach Bulak, dem Hafen Kairo's, wo wir unsre Bekannten mit einigen fünfzig andern Aegyptern in einer Dahabia (einem grossen Nilschiff) installirt fanden. Die frommen Moslems schauten zwar ein wenig sonderbar darein, als der verkappte Europäer zu ihnen einstieg, aber die Begleitung des Negers einerseits, die freundliche Aufnahme, welche mir vom Schich zu Theil ward, andrerseits, schienen ihren aufkeimenden Verdacht zu beschwichtigen. Bald waren auch wir am Bord geborgen und nun ging es mit blähenden Segeln, beim schönsten günstigsten Nordwind, den Nil hinauf.

Zweites Capitel.

Nilreise von Kairo nach Kene.

Mitreisende. — Ein arabischer Gelehrter. — Ein kugelrunder Pilger. — Mustapha Bei. — Der Haremswächter. — Geheimer Sklavenhandel. — Zwei rohe Tücken. — Die fanatischen Syrer. — Die spitzbübischen Mekkaner. — Die Dahabia. — Art, den Nil zu befahren. — Die Fusstapfen des Propheten. — Atfi. — Situn. — Beni Suf. — Die verschmitzten Kopten. — Ein wunderlicher Heiliger. — Sagen des Vogelberges. — Minie. — Beni Hassan und seine Alterthümer. — Manfalut. — Siut und die Eunuchenhändler. — Panopolis. — Girge. — Farschut. — Diebstahl an einem Mitreisenden verübt und entdeckt. — Tentyra und Koptos. — Landung in Kene.

Es mochten unsrer Mitreisenden etwa fünfzig Moslems sein, zum grössten Theil Aegypter, einige Neger, zwei Türken, fünf Schamia (Syrier) und zwei Mekkawia (Mekkaner). Zum Glück war ich der einzige Maghrebi unter diesem bunten Häuflein. Die Aegypter waren meist Gelehrte oder Kaufleute aus Kairo, Alexandrien und einigen Städten des Nildelta's; sie gehörten somit zu der vornehmsten einheimischen Classe, denn Offiziere und Beamte sind hier fast alle Türken, folglich nicht Eingeborene. Fellahin (Bauern) hatten wir nur wenige mit, sie hielten sich fast immer abgesondert von der übrigen

Reisegesellschaft bei den Matrosen des Schiffes auf, assen mit diesen das harte schwarze Durrabrod, welches, in Wasser gekocht, fast die einzige Nahrung der gemeinen Aegypter ist, und schliefen auf dem Verdeck, was sie übrigens bei der ganz anständigen Temperatur von einigen 20° R., welche wir hatten, ohne Furcht vor Erkältung thun konnten.

Schich Mustapha machte mich bald mit einigen seiner mitreisenden Freunde bekannt, welche Gelehrte wie er, waren.

Einer dieser Gelehrten war ein besonders grosses Licht der Weisheit, denn er kannte sogar die Grammatik, welche bei den Arabern immer das allerletzte ist, was sie lernen. Obgleich ich auch einige Kenntniss von dieser edlen Wissenschaft besass, so hütete ich mich doch wohl, sie zu offenbaren, weil mich dies unfehlbar als Europäer verrathen haben würde, denn nur einem vollkommnen Thaleb ist es unter den Moslems gestattet, die Grammatik zu lernen und ich war weit entfernt davon, ein Thaleb zu sein, d. h. einer, der den ganzen Koran aus dem Gedächtniss, ohne auch nur um ein Vocalzeichen zu irren, hersagen kann.

Nur der nämlich, welcher den ganzen Koran auswendig weiss, hat einen Anspruch darauf, ihn verstehen zu lernen, wozu die Grammatik das beste Hülfsmittel ist. Ehe er das heilige Buch im Kopfe hat, darf kein Moslem irgend etwas anderes erlernen. Alle andere Wissenschaft wäre dann Sünde. Die ganze Erziehung besteht desshalb nur im papageimässigen Auswendiglernen. Es wäre Unrecht, den

Koran verstehen zu wollen, ehe man ihn auswendig weiss.

Dieser Kenner der Grammatik hiess Hassan Effendi, welcher türkische Titel ihn als einen Nachkommen eines Mitgliedes des herrschenden Stammes ankündigte. Er war jedoch durch und durch Araber, und verstand vom türkischen, glaube ich, nichts anderes, als eben diesen Titel Effendi, der gewöhnlich Gelehrten beigelegt wird. Hassan Effendi war in graue Cotonnade gekleidet, hatte einen grauen kurzen Bart, ein paar kranke Augen, welche beständig trieften, sonst war er im ganzen würdig aussehend.

Ausser ihm lernte ich noch fünf andere Gelehrte kennen, welche es jedoch in geringerem Grade waren, namentlich der eine von ihnen, ein gewisser Hadsch Omar, oder wie die Aegypter aussprechen, Haggi Omar, bei dessen Namen, wenn man ihm das Prädicat „der Gelehrte“ beilegte, stets alles mit den Achseln zuckte. Dieser Haggi Omar war kugelrund, ein wahrer Mastochse und hatte eine auffallende Aehnlichkeit mit dem vorletzten Vicekönig von Aegypten, Abbas Pascha, der bekanntlich wegen seines Umfanges sich weder zu Fuss noch zu Pferde bewegen honnte. Die andern Gelehrten waren Sidi Mansur, Sidi Abd-Allah, Hamed Effendi und Mustapha Bei. Letzterer, der den militärischen Titel Bei führte, hatte früher ein kleines Aemtchen bei der Regierung bekleidet, welches ihm nichts eingebracht hatte, als die Erlaubniss, diesen nichtssagenden, immer gemeiner werdenden Titel, Bei, zu führen, mit dem lächerlicherweise auch einige Europäer und

darunter leider auch Deutsche, die im Dienste des Pascha's von Aegypten stehen, sich schmücken. Ich selbst kannte einen Leibarzt des Pascha's, welcher aus Tyrol gebürtig war und der auf einem Besuche in seinem Vaterlande sich überall mit diesem absurden Titel, den im Orient oft ganz gemeine Menschen führen, benennen liess. Bei ist heutzutage so gemein geworden, wie z. B. in Oestreich das „Herr von", das beinahe jedem Stiefelputzer beigelegt wird. Oft wird der Titel freilich nur aus Höflichkeit gegeben, aber in vielen Fällen hat ihn die Regierung selbst verliehen. So bekamen z. B. im Jahre 1849 alle ungarischen Flüchtlinge, die Renegaten werden wollten, diesen nichtssagenden Titel, der allerdings früher eine hohe Bedeutung hatte und selbst von einigen europäischen Schriftstellern mit „Fürst" übersetzt wurde.

Hamed Effendi war ein besonders fanatischer Greis, der seine zwei Söhne, welche auch die Pilgerfahrt mitmachten, stets zum Gebet antrieb und auf's strengste bewachte, damit sie nicht in den Dörfern wo wir landeten, die Ualem (Plural von Alme, Tänzerin) besuchten. Seine Söhne waren elend aussehende Jungen, der eine von 17, der andere von 15 Jahren. Sie schienen übrigens sehr gutmüthig und behandelten mich immer mit grossem Respect, da es ihr Vater auch that, den ich mir dadurch zu gewinnen suchte, dass ich ihn immer mit Kaffee tractirte und meinen Negersklaven Ali anwies, ganz besonders zu seinen Diensten zu stehen. Der arme Ali stand übrigens in der That fast mehr im Dienste der Reisegesellschaft, als in meinem eignen.

Unter den Negern, welche die Reise mitmachten, war auch ein Haremswächter oder Kaid-ud-Dar, welcher im Auftrage eines ägyptischen Prinzen nach Medina reiste. Was er dort thun sollte, das habe ich nie mit Gewissheit ergründet, da er ein Staatsgeheimniss daraus machte; ich vermuthe aber, dass es sich um den Ankauf einer Oeldscha (weissen Sklavin) handelte. Denn obgleich die europäische Diplomatie es in den letzten Jahren dahin gebracht hat, dass der Verkauf von Sklaven officiell im Orient verboten ist, so giebt es doch Negerhändler genug, die diesen Handel im geheimen betreiben und, was weisse Sklavinnen betrifft, so wird dies Geschäft von höchst anständigen Privatdamen betrieben, welche junge Mädchen von armen Aeltern oder Waisen- und Findelkinder aufnehmen, sie wie ihre eignen Töchter erziehen und bei eingetretener Mannbarkeit im geheimen verkaufen, ohne dass diess wie ein regelmässiges Gewerbe betrachtet wird. Namentlich in den heiligen Städten Mekka und Medina soll es viele solcher Erzieherinnen von Sklavinnen geben. Diese Frauen werden keineswegs verachtet oder für herzlos gehalten, da die von ihnen verkauften Mädchen es in den meisten Fällen sehr gut haben und nur in reiche Häuser kommen. Die europäische Diplomatie wird wohl nie, so lange es muselmännische Herrscher giebt, diese letztere Art von Sklavenhandel unterdrücken können. Die Sklaverei ist zu tief im Orient eingewurzelt, sie ist durch den Koran und die Gesetze geheiligt, so dass man einem Moslem nie wird begreiflich machen, dass sie etwas unmenschliches sein könne. Auch muss man zur

Ehre der Araber und Türken sagen, dass sie die Sklaven fast immer wie ihre eignen Kinder behandeln und dass zwischen orientalischer und amerikanischer Sklaverei ein grosser Unterschied zu Gunsten der erstern stattfindet.

Die beiden Türken, welche mit uns reisten, waren aus den Gebirgen von Kleinasien und sprachen so gut wie kein Wort arabisch. Es waren rohe ungeschlachte Kerle von sehr grobem Gliederbau. Sie traten schwerfällig und plump auf, assen auf eine abscheulich schmutzige Weise, thaten die unanständigsten Dinge in Gesellschaft, entbehrten dabei aber doch nicht einer gewissen angebornen Würde, welche zuweilen sogar etwas vornehmes hatte. Sie wurden, obgleich Privatleute, dennoch mit grossem Respect behandelt, da sie der herrschenden Nation angehörten.

Die Syrer waren fünf fanatische Kerle, welche auf der ganzen Fahrt, sowie sie nur einen Europäer erblickten oder ein Schiff mit einer europäischen Flagge, deren wir mehrere begegneten, sahen, in Verwünschungen über die Kafir (Ungläubigen) ausbrachen. Wehe mir, wenn sie über mich die Wahrheit gewusst hätten!

Die zwei Mekkaner waren anscheinend sehr feine Leute, von gebildeten, angenehmen Manieren, leider etwas zu interessirt; so machten sie z. B. die lächerliche Prätention, auf dem Schiff umsonst fahren zu wollen und es wurde sehr schwer, ihnen begreiflich zu machen, dass sie auch ihren Antheil an der Schiffsmiethe zu entrichten hätten. Sie versprachen zwar endlich ihren Theil zu zahlen, unter-

liessen es aber am Ende doch noch und verstanden es, dem Zahlmeister zu entschlüpfen. Grosse Renommisten waren diese beiden Kinder der heiligen Stadt. Wenn man sie hörte, so besassen ihre Aeltern daselbst Paläste, die mit dem Aladdins wetteifern konnten. Je mehr wir uns aber ihrer Heimath näherten, desto mehr stimmten sie ihre Prahlereien herab und zuletzt waren sie genöthigt einzugestehen, dass ihre Väter und sie selbst die bescheidensten unter den Kleinbürgern Mekka's seien.

Diess waren die Hauptpersonen der Reisegesellschaft, mit der ich die Fahrt von Kairo nach Kene auf dem Nil, den Ritt von Kene nach Kosseir durch die Wüste und, mit einem Theile derselben wenigstens, die Seefahrt von Kosseir nach Dschedda auf dem rothen Meere machen sollte. Das Schiff, auf welchem wir unsre Nilfahrt unternahmen, verdient ebenfalls eine Erwähnung. Es war diess eine längliche Barke von der Art, welche man Dahabia nennt; die grösste Art von Nilschiffen, mit 2 Masten versehen, einem grossen in der Mitte, und einem kleinen am Vordertheil, mit dreieckigen Segeln, die, wenn aufgespannt, sich zu kreuzen schienen; mit einer Cajüte, in welcher vier Zimmer befindlich waren; mit 3 Ruderbänken, an denen die Matrosen sassen, deren wir mit dem Rajis (Capitän), dem Steuermann und Schiffsjungen im ganzen neun hatten, welches sämmtliche Schiffsvolk halbe Neger waren, nur von hartem, schwarzem Durrabrot lebten und blos mit langen blauen Hemden bekleidet gingen, die sie sehr oft auszogen, um in den Fluss zu springen, um das Schiff, welches jeden Augenblick auf einer Sandbank

festsass, mit Fäusten und Rücken wieder flott zu stossen. Bei solcher Gelegenheit pflegen diese schwarzen Herculesgestalten in einem so adamitischen Costüm zu erscheinen, dass ich z. B. bei meiner ersten ägyptischen Reise Zeuge war, wie eine den Nil befahrende Engländerin hierüber so scandalisirt wurde, dass sie jedem der Söhne Chams eine „Unaussprechliche" zum Geschenk machte, wodurch leider für die Dame nicht viel gewonnen wurde, da die Neger das Geschenk für zu schön fanden, um täglich benutzt zu werden und es blos für die Feiertage aufhoben, was man ihnen nicht ausreden konnte. Die Dahabia ist nicht offen, sondern hat ausser dem mit Cajüten bedeckten Hintertheil auch ein Deck im Vordertheil und in der Mitte. Es ist anzunehmen, dass die heutige Dahabia ungefähr das ist, was im Alterthum der thalamegus und die navis cubiculata*) waren, in welchen Schiffen, nach Sueton und Seneca, die ägyptischen Könige auf dem Nil Lustfahrten zu machen pflegten. Natürlich vergleiche ich die Dahabia mit dem Thalamegus, nur was die Form, nicht aber was die Pracht der Ausstattung betrifft, da ja letzterer ein königliches Prachtschiff war.

Der Weg von Kairo nach Kene ist für den Alterthumsfreund, nicht nur wegen der altägyptischen Tempel und Palastruinen, die man auf demselben fast bei jedem Schritte antrifft, so höchst interessant, sondern auch wegen der beiden Römerstrassen, welche auf dem rechten und linken Nilufer auf dieser

*) Suetonius Caesar. 52. Seneca de Ben. VII, 20.

ganzen Strecke deutlich zu verfolgen sind. Auf einer früheren Reise in Aegypten, auf welcher ich den Nil einmal zum Theil in Gesellschaft des Hieroglyphenlesers und Gelehrten Dr. Brugsch bis zur zweiten Cataracte bei Wadi Halfa befuhr, war es mir gegönnt gewesen, sowohl die uralten Kunstdenkmäler aus der Zeit der Ramses und Amenophis, als die verhältnissmässig neueren Baureste aus der Römerzeit deutlich in Augenschein zu nehmen. Diessmal durfte ich jedoch die antiken Schätze in den meisten Fällen nur aus der Ferne anschauen, da ein guter Moslem für ägyptische oder römische Alterthümer stets die orthodoxeste Verachtung an den Tag legen muss. Hier und da konnte ich es freilich nicht über mich gewinnen und benutzte ich manchmal die Gelegenheit, wenn sich unsere Dahabia gerade in der Nähe von dieser oder jener Ruine aufhielt, zu einem Ausflug nach den wohlbekannten antiken Resten, welchen Ausflug ich jedoch stets entweder geheim halten, oder durch einen Vorwand beschönigen musste.

Da im späten Frühjahr der Nordwind in Aegypten höchst selten ist, so konnten wir nicht auf dessen Fortdauer rechnen und in der That machte die günstige Luftströmung, welche uns drei Stunden nach unsrer Abfahrt von Bulak begleitet hatte, bald einer Windstille und diese einem ungünstigen Winde Platz. Es war diess der Chamsin, d. h. der fünfzigtägige Wind, wie man, wegen seiner gewöhnlichen, annähernden Dauer in Aegypten den Südwind, den Scirocco oder Kabli der Algierer, den Simum der Wüstenbewohner, nennt. Dieser Chamsin herrscht gewöhnlich im Frühjahr oder Anfang Sommer, ist überaus

heiss und trocken, führt eine Menge feinen Staubes mit, der selbst durch Fenster und Läden eindringt und bringt gewöhnlich Fieber, Ophthalmieen und andere Krankheiten mit sich; er geht der Nilüberschwemmung voraus. Da unsre Segel jetzt nutzlos geworden waren, so musste gerudert werden, was die faulen, nubischen Matrosen nur höchst ungern und langsam thaten, so dass wir kaum ½ deutsche Meile in der Stunde vorwärts kamen und da der Chamsin von nun an, während unsrer ganzen Nilfahrt, fast ununterbrochen zu wehen fortfuhr, so war die Folge, dass wir drei Wochen zu einer Fahrt brauchen sollten, welche ich in früheren Jahren zur Winterszeit in acht Tagen zurückgelegt hatte. Da mir der Raum nicht gestattet, ausführlich diese Nilreise zu schildern, die eigentlich nur als ein Vorspiel zu meiner Reise nach Mekka gelten kann, so ziehe ich es vor, mein Reisejournal hier in Form eines kurzgehaltenen Tagebuches bis zur Ankunft in Kene zu geben.

1. Schual 1276 (23. April 1860). Vor der Einschiffung in Bulak hörten wir die Predigt des Chetim (Predigers), welcher den Anfang des Festes Aït es Serhir (türkisch Bairam) ankündigte. Darauf wünschten wir uns gegenseitig „Aitek embarek" (Gesegnetes Fest) oder Saha Aitek (Gesundheit), worauf wir die Dahabia bestiegen. Gegen 10 Uhr Morgens begrüssten wir auf dem östlichen Nilufer die malerisch gelegene Moschee „Attar en Nebbi" d. h. die „Fusstapfen des Propheten", wo, wie der Name erwarten lässt, des Propheten Fusstapfen, im Stein abgedrückt, verehrt werden, ähnlich wie Christi Fuss-

tapfen in der kleinen Moschee auf dem Gipfel des Oelberges. Um Mittag erreichten wir Masara (auf dem östlichen Ufer) welches die Stelle des Troicus pagus einnimmt, der nach Strabo durch trojanische Gefangene gegründet wurde. In der Nähe sind die berühmten Steinbrüche mit Monumenten der Ptolemäer und selbst der älteren Dynastieen. Dann passirten wir Elwan, wo der erste arabische Nilometer im Jahre 80 der Hedschra errichtet wurde. Gegen Abend hielten wir in Bedreschain am westlichen Ufer, in dessen Nähe die Ruinen von Memphis und die weltberühmte Sphinx. Abends grosse Lustbarkeit am Ufer, viele Ualem (Tänzerinnen), allgemeiner Jubel wegen des Festes. Tarabuka (thönerne Trommel) und Dschuak (Flöte) ertönten bis tief in die Nacht hinein.

2. Schual (24. April). Um 6 Uhr wurde aufgebrochen und den ganzen Vormittag bei einem fortwährenden Chamsin gerudert. Wir passirten um 8 Uhr die zwei zerstörten Pyramiden von Lischt; um 10 Uhr die Pyramide „Haram el Kedeb", d. h. die Lügenpyramide, von der meine Reisegefährten behaupteten, dass sie nichts als eine natürliche Steinbildung sei. Abends landeten wir in Atfi (dem alten Aphroditopolis) welches nach dem Itinerarium Antonini Augusti 44 Milliarien von Heliopolis (bei Kairo) entfernt lag, aus welcher Angabe man ersieht, dass diese Strasse nicht dem Nile entlang führte, da längs des Flusses die Entfernung über 50 M. beträgt.

3. Schual. Von Atfi nach Situn. Wir passirten Sauja, das alte Iseum, die Stadt der Isis, welche

unweit von Nilopolis lag. Der Name Situn (Oliven) ist nur die arabische Uebersetzung des koptischen Namens Pha-ni-goit.

4. Schual. Gegen Mittag erreichten wir Beni-Suf, den grössten Flecken seit Bulak, wo wir den Rest des Tages und die Nacht blieben. Da der Ait sich seinem Ende nahte, so wurde dieser ganze Tag der Lustbarkeit gewidmet.

5. Schual. Gegen 10 Uhr kamen wir bei Bibba vorbei, einem kleinen Dorfe, wo eine koptische Kirche ist. Schich Mustapha erzählte mir, dass die dort lebenden Kopten grosse Haramin (Spitzbuben) seien. Sie hätten nämlich in früheren Zeiten, um ihre Kirche vor Zerstörung zu schützen, vorgegeben, dass ein muselmännischer Heiliger in derselben begraben liege, was auch die Moslems abhielt, das Gebäude niederzureissen. Viele fromme Mohammedaner hatten sogar dort ihre Gebete verrichtet, ja einige sich so weit vergessen, diess vor dem Bildniss des Heiligen (was der Islam streng verbietet) zu thun. Aber zur Beschämung dieser Ketzer habe man später den Betrug entdeckt. Der vermeintliche Marabut war nämlich nichts anderes, als ein Bild des heiligen Georg. Abends hielten wir bei Feschen an, einem elenden Dorfe, wo nicht einmal, wie sonst überall, ein Kaffeehaus war.

6. Schual. Zwischen Feschen und Scharuma, wo wir übernachten sollten, kamen wir halbwegs beim Dschebel Schich Embarek vorbei, welcher Berg von einem Heiligen seinen Namen führt, von dem mir meine Reisegefährten die wunderlichsten Geschichten erzählten. Eine derselben war doch ein

wenig gar zu fabelhaft; ich führe sie nur an, um meinen Lesern ein Beispiel davon zu geben, was heut' zu Tage noch ein frommer Moslem zu glauben im Stande ist. Schich Ali Embarek lebte auf diesem Berge in völliger Zurückgezogenheit von allen Menschen, nur in Gesellschaft einiger Katzen. Da sein Herz aber nach einer Lebensgefährtin Sehnsucht trug und er mit der sündigen Menschheit nichts zu thun haben wollte, so verwandelte er eine seiner Katzen in ein wunderschönes Mädchen und heirathete dieses. Jedoch sein Unstern wollte, dass ein in dieser Gegend jagender Sultan die Schönheit erblickte, sich in sie verliebte und dieselbe entführte. Aber die Rache des Heiligen blieb nicht aus. In der Brautnacht wurde der Sultan von seiner Schönen zu Tode gekratzt und alle Diener, die ihm zur Entführung behülflich gewesen waren, in schwarze Katzen verwandelt, als welche sie noch jetzt herumschleichen und Unglück verkündigen sollen, denn eine schwarze Katze ist bei den Arabern immer ein sehr böses Omen.

7. Schual. Gegen Mittag schon langten wir in Abu Girge oder Abu Dschirdsche an, wo übernachtet wurde. In dieser Nähe lag das berühmte Cynopolis, die Hundestadt, die, wie der Name sagt, dem Hundecultus besonders ergeben war, ähnlich wie Crocodilopolis dem Crocodildienst und Lycopolis dem Wölfecultus. Noch findet man in einer Höhle gegenüber Abu Girge zahlreiche Hundemumien.

8. Schual. Von Abu Girge nach Minie. Halbwegs kamen wir an Nessle esch Schich Hassan vorbei, einem Dorfe von Fellahin, in dem sich die von

Luftziegeln erbaute Kubba dieses Schich befindet. Wir stiegen nicht ans Land, verrichteten aber Gebete im Namen dieses Heiligen, von dem meine Reisegefährten ebenfalls Wunderdinge zu erzählen wussten. Dann kamen wir an den „Dschebel et Tär“ oder Vogelberg, wo eine Volkssage will, dass sich jährlich die Vögel versammeln und eine Deputation erwählen, um dem Propheten Salam zu wünschen. Diese Deputation überwintert dann hier, während die andern Vögel gen Süden eilen. Auf diesem Berg liegt Dar Meriem d. h. das Haus Maria's, ein koptisches Kloster. Als ich das erstemal den Nil befuhr, kam an dieser Stelle ein schwimmender Bettelmönch an mein Schiff, diessmal, da ich als Moslem reiste, unterblieb diess natürlich. Meine Reisegefährten schimpften bei jeder Gelegenheit über die Kopten, die sie Gipti nannten und aller Schändlichkeiten fähig erklärten. Das Wort Gipti ist übrigens desselben Ursprungs mit der mittelalterlichen Bezeichnung der Zigeuner, die in Frankreich Gypciens genannt wurden (woher die Rue Jussienne ursprünglich Gypcienne in Paris) und die jetzt in England noch Gypsies und in Spanien Gitanos heissen. Ob die Zigeuner koptischen Ursprungs sind, das ist bekanntlich eine noch nicht gelöste Frage. Vielleicht sind sie zur Zeit der Christianisirung Aegyptens ausgewandert, da wohl kein Zweifel ist, dass sie noch als Heiden nach Europa kamen. Vielleicht ist die Benennung „Aegypter“ die man ihnen im Mittelalter gab, auch nur figürlich, ähnlich wie man Ketzer damals Amalekiter, Philister und wie später die Puritaner alle Andersdenkenden ja auch „Aegypter“ nannten. Nachmit-

tags kamen wir bei Tene el Mena vorbei, wo ich vor einigen Jahren höchst interessante antike Reste und griechische Inschriften sah. Nach dem Itinerarium Antonini Augusti möchte ich schliessen, dass hier die Stelle von Musa oppidum war, welches etwa vierzig Milliarien nördlich von Antinoë lag. Minie ist ein ziemlich freundliches Städtchen, aus Luftziegeln erbaut, mit einem Basar, auf dem wir uns herumtrieben und einer Hauptmoschee, in der wir unsre Andacht verrichteten. Schich Mustapha zeigte mir in derselben eine Marmorsäule, aus der zuweilen, wenn besonders fromme Menschen sie berührten, Wasser, wie aus einer Quelle, flösse. Leider war ich nicht fromm genug und die Säule verschmähte es, in meiner Gegenwart das Wunder zu vollziehen.

9. Schual. Minie gegenüber am östlichen Ufer liegt der muselmännische Friedhof. Da der Monat Schual besonders den Besuchen der Gräber gewidmet ist, so sahen wir zahlreiche kleine Barken mit ägyptischen, blauverhüllten, dichtverschleierten Frauen, welche auf den Friedhof zusteuerten: ein charakteristisches Bild, welches an die Gräberfahrten, die man auf altägyptischen Wandgemälden sieht, erinnerte. Gegen 8 Uhr kamen wir an Suadi vorbei, wo eine dem Vicekönig gehörige Rhumbrennerei ist: ein schlechtes Beispiel eines muselmännischen Fürsten für seine Religionsgenossen, denen Rhum natürlich etwas abscheuliches sein muss. Dieser Theil der Nilfahrt ist für den Alterthumsfreund so höchst interessant, denn auf einem Flächenraum von zwei deutschen Meilen findet er hier vereinigt: 1) die Grotten von Beni Hassan mit ihren altägyptischen

Grabkammern, so reich an Inschriften und Wandgemälden. 2) den Speos Artemidos, die Grotte der Diana, $^{1}/_{2}$ deutsche Meile südlich von Beni Hassan gelegen, wo ebenfalls altägyptische, nicht griechische Inschriften befindlich, denn Diana ist hier nur die Uebersetzung des Namens der ägyptischen Göttin Pascht. 3) die sehr schönen und sehr wohlerhaltenen Ruinen von Antinoopolis, der Stadt, welche Kaiser Hadrian seinem hier im Nil ertrunkenen jungen Freunde Antinous zu Ehren errichten liess. Heute musste ich leider an diesen antiken Schätzen, ohne sie zu beachten, vorbeisegeln, ja ich musste mich sogar stellen, als wüsste ich gar nichts von ihnen, denn Archäologie ist eine Wissenschaft, mit der sich kein guter Moslem befassen darf und die den Kafir (Ungläubigen) unzweifelhaft verräth. Die Nacht brachten wir bei Malawi, einem elenden Dorfe am rechten Nilufer, zu.

10. Schual. Am Mittag kamen wir bei Tell el Amarna vorbei, wo ebenfalls sehr interessante Grotten mit antiken Gräbern sind, die man für die Nekropole der Stadt Psinaula hält, welche das Itinerarium Pesla nennt. Da unsere Ruderer heute ganz besonders faul waren, wofür sie übrigens eine Entschuldigung hatten, indem der Chamsin wirklich erdrückend war, so kamen wir diesen Tag nicht weiter, als bis el Kosseir.

11. Schual. Endlich liess der unausstehliche Wüstenwind etwas nach. Wir athmeten wahrhaft auf. Bei dem Dschebel Ab-ul-Feda, den wir um 8 Uhr Morgens erreichten, sollen sich die ersten Crocodile zeigen, ich bekam jedoch keines zu sehen.

Die Kairiner erzählten viel seltsames von diesen Monstra; ich musste mich natürlich stellen, als wüsste ich gar nicht, was ein Crocodil sei, da solche Kenntniss bei einem Maghrebi höchst verdächtig erschienen wäre. Der Maghrebi gilt überhaupt bei den Aegyptern für ein Muster von Ignoranz. Selbst die arabische Sprache kennt er nicht, wenn man die Aegypter hört, und den Koran kauderwelscht er nur. In dieser Beziehung betrachten sie die Maghrebia ungefähr so, wie einst die Römer die Gallier, die sich doch auch Mühe gaben, lateinisch zu lernen, von denen aber Cicero (pro Fontio) sagte, dass selbst ihr weisester sich nicht mit dem unwissendsten Römer vergleichen könne. Aehnlich gilt auch ein maghrebinischer Gelehrter in Kairo kaum um einen Grad besser, als ein vollständiger Nichtswisser. Ausserdem sind geographische, ethnologische und naturhistorische Kenntnisse bei keinem Moslem zu finden, der sie nicht von Europäern erlernt hätte und von Europäern etwas zu lernen, ist natürlich eine schreckliche Ketzerei. In dem freundlichen, aus Luftziegeln erbauten Städtchen Manfalut machten wir des Abends Halt. Da hier ein arabisches Dampfbad war, so stiegen viele meiner Reisegefährten an's Land. Auch ich folgte ihnen, kehrte aber schon an der Thüre des Bades wieder um, da ich sah, dass sich die Leute ohne Lendentuch badeten, was ich nicht hätte wagen können, ohne mich als Ungläubigen zu verrathen, da ja die gewisse Ceremonie, die der Islam gebietet, nicht an mir vollzogen war.

12. Schual. Von Manfalut nach Siut. Manfalut hat bei frommen Moslems eine gewisse Be-

rühmtheit, weil daselbst Nebbi Lut (d. h. der Prophet Loth) nach der Zerstörung von Gomorrha ein Asyl gefunden haben soll. Sonderbarerweise hüten sich alle Muselmanen, wenn sie auch die hier befindliche Moschee des heiligen Loth besuchen, seinen Namen auszusprechen, da der Name dieses Patriarchen im Lauf der Zeiten ein Schimpfwort geworden ist und jetzt eben das Laster bezeichnet, welches gerade Loth bei seinen Mitbürgern bekämpfte. So verdrehen sich oft im Laufe der Jahrhunderte die Bedeutungen der Wörter. Zwischen Manfalut und Siut macht der Nil sehr viele Biegungen, die oft so kühn sind, dass wir z. B. heute sogar ein Stück bei Südwind stromaufwärts segeln konnten. Siut, das wir Abends erreichten, ist ohne Zweifel das alte Lycopolis, die Stadt des Wölfedienstes, wo ich selbst in einer Grotte eine Menge Wolfsmumien fand. In dieser Grotte sind Sculpturen von Kriegern, welche, was Waffen und Physiognomie betrifft, sich durchaus von den andern altägyptischen unterscheiden. Ihre Bewaffnung entspricht jedoch sonderbarerweise derjenigen, welche Xenophon als die ägyptische beschreibt. Viele Archäologen halten sie für Soldaten jenes Zwischenreiches der Hyskos, der fremden Schäferkönige, die eine Zeit lang in Unterägypten die einheimische Dynastie verdrängt hatten.

Bei Siut nahm Schich Mustapha Gelegenheit, um auf's neue über die entsetzlichen Gipti (Kopten) loszuziehen und diessmal nicht mit Unrecht. Einige Kopten Siuts machen nämlich ein Gewerbe daraus, junge Negersklaven einzukaufen und sie der Castration zu unterziehen, woran viele sterben, die über-

lebenden aber um das 20fache von dem verkauft werden, was sie früher galten. Haben die Muselmänner Unrecht, wenn sie die orientalischen Christen verachten?

14. Schual. Nachdem wir in Siut einen Tag, um unsern Matrosen Zeit zum Brodbacken zu lassen, gerastet hatten, setzten wir unsern Weg weiter fort und langten Abends in Kau el kebir, dem alten Antaeopolis, an, wo man noch in einem Trümmerhaufen die Reste des Tempels des Antäus unterscheidet. Hier soll nämlich, nach einer alten Fabel, der Riese Antäus von Hercules getödtet worden sein, während eine andere, die mehr verbreitet ist, bekanntlich das heutige Cap Spartel in Marokko als den Sitz dieses Kampfes bezeichnet.

15. Schual. Um Mittag erreichten wir Dschebel Schich Scheridi, wo einst der wunderreiche Heilige dieses Namens gelebt haben soll, welcher seine Wunder vermittelst einer alle Krankheiten heilenden Schlange ausübte. Wer erkennt nicht in dieser Sage den Typus des Aesculap mit seiner Schlange wieder? Nachdem wir am „weissen Kloster", einem koptischen Dorfe, in dessen Nähe die Ruinen von Crocodilopolis, vorbeigesegelt waren, erreichten wir Abends el Achmim, ein kleines, aus lufttrocknen Ziegeln erbautes Städtchen, welches die Stelle von Panopolis (der Stadt des Pan) einnimmt, wie hier viele Inschriften aus dem zweiten Jahrhundert unsrer Aera beweisen.

16. Schual. Schon um Mittag kamen wir in Girge oder Dschirdsche, der altarabischen Hauptstadt des Sajid (Oberägyptens) an, in deren Nähe die weltberühmten Ruinen von Abydus, welches einst nach

Theben die erste Stadt am oberen Nile war. Girge ist sehr von seiner einstigen Grösse herabgekommen und sieht jetzt nicht viel besser aus, als alle andern oberägyptischen Städtchen, welche, da sie nur aus Luftziegeln erbaut sind, gar nicht den Eindruck von Städten machen, sondern eher Aneinanderreihungen von dorfartigen Lehmhütten sind. Wie Leo Africanus von Schönheit der Moscheen und anderer Gebäude in Oberägypten reden konnte, scheint mir unbegreiflich, da alle Bauten zu seiner Zeit ja auch nur aus Luftziegeln bestanden, wie heut zu Tage, und ein Gebäude aus lufttrocknem Lehm doch nie die architektonische Form in ihrer ursprünglichen Schönheit bewahren kann, sondern durch den Einfluss der Witterung bald zur Caricatur wird und aussieht, als sei es „aus dem Leim gegangen".

17. Schual. Die ziemlich grosse arabische Stadt Farschut rechts liegen lassend, und am Gebiet des einst mächtigen und noch vor kurzem unabhängigen Araberstammes der Hauwara vorbeisegelnd, kamen wir Abends bei dem Städtchen Hau, dem einstigen Diospolis parva, an. Bis hierher hatte unter unsrer Reisegesellschaft eine auf Pilgerschiffen sehr seltene Eintracht geherrscht, denn die frommen Hadschadsch (Pilger) pflegen sonst die Eintracht keineswegs zu den ihnen nöthigen Tugenden zu rechnen. Hier aber ereignete es sich, dass dem dicken Kairiner, Hadsch Omar, seine Börse gestohlen wurde und er, dadurch aus seiner apathischen Ruhe gerissen, in grosse Wuth gerieth, in welcher er die sämmtliche Reisegesellschaft des Diebstahls anklagte. Natürlich lag uns Allen daran, einen solchen Ver-

dacht nicht auf uns sitzen zu lassen. Aber wie den Dieb ausfindig machen? Mustapha Bei kam auf den Einfall, einen Spruch des Korans auf ein Papier zu schreiben, welches dann in Stücke zerrissen wurde und von dem man jedem Anwesenden ein Stück in den Mund steckte; jeder musste sein Papierchen hinunterschlucken, welches durch den mysteriösen Einfluss irgend eines wunderthuenden Heiligen dem Schuldigen den Tod, den Unschuldigen aber keinen Schaden bringen sollte. Diess ist eine in Aegypten beliebte Art, aus abergläubischen Menschen die Wahrheit herauszubringen, da der Schuldige, wenn er abergläubisch ist, sich wohl hütet, das Papier zu verschlucken und es dann nach genauer Nachforschung in seinem Mund wieder gefunden wird. Aber unsre Reisegesellschaft war zu aufgeklärt, so dass selbst der Dieb das Papierchen verschluckte und das Experiment misslang vollkommen. Man hätte freilich nun zum Mamur (dem Gouverneur) von Farschut schicken und von ihm einen Kawass (Gerichtsdiener) erbitten können, der ohne Zweifel durch Stockprügel die Wahrheit herausgebracht haben würde. Aber, sowie nur Hadsch Omar dieses Vorschlags erwähnte, gerieth Alles in eine solche Entrüstung, dass man ihm eilig mit Drohungen den Mund stopfte, denn wir hätten in diesem Falle eben alle unsern Theil an den Schlägen bekommen. Endlich machte einer der anwesenden Türken einen andern Vorschlag, der so seltsam er auch war, dennoch durch vollkommnes Gelingen gekrönt werden sollte. Dieser war zugleich von einer kindlichen Einfachheit. Wir sollten nämlich alle unser baares Geld vorzeigen. Derjenige

nun, so glaubte unser Orakel, welcher mehr als die zur Pilgerfahrt nöthige Summe bei sich habe, müsse der Dieb sein. Ein solches Verfahren hätte bei Europäern für sehr willkührlich gegolten. Bei Muselmännern ist diess aber anders; sie pflegen auf der Pilgerfahrt stets nur wenig baares Geld zu besitzen, da sie auf dieser, wie auf jeder andern Reise ihr überflüssiges Capital in Waaren zu verwandeln gewohnt sind. Es fand sich auch wirklich bei Vorzeigung des Geldes, dass ausser dem Dieb, Niemand mehr, ja kaum einer so viel, als die zur Pilgerfahrt nöthig erachtete Summe besass, welche Summe natürlich nur annähernd und als ein Minimum bestimmt worden war, das die bescheidenen Mittel der meisten nicht erreichten. Ich besass wohl etwas mehr, als die bestimmte Summe, aber mein Geld war zum Theil in Banknoten, die ich gut versteckt hatte. Der Dieb jedoch, einer der beiden Mekkaner, besass in Gold beinahe dreimal so viel, als irgend ein anderer Reisender, woraus man auf einige früher ausgeführte, unentdeckt gebliebene Diebstähle schliessen konnte. Da man ihm mit der durch den Koran für Diebe festgesetzten, aber jetzt fast nie mehr angewandten Strafe des Handabschneidens, wenn er nicht gestehen wolle, drohte, so bekannte er sein Verbrechen, gab das Geld heraus und die ganze Gesellschaft verzieh ihm mit einer Nachsichtigkeit für Verbrechen, die man nur bei Muselmännern findet, die aber von der Schlechtigkeit ihrer Justiz und von der Ueberzeugung herrührt, dass Geld hier zu Lande selbst den ärgsten Verbrecher freispricht. Der dicke Haggi Omar war durch das kaumerhoffte Wiederfinden seines Reise-

capitals nicht wenig beglückt. In seiner Freude tractirte er uns Alle mit dem besten Mochakaffee, ohne, bezeichnender Weise, selbst den Dieb zu vergessen. Dieser Bösewicht hatte weiter nichts zu leiden, er wurde nicht einmal von der allgemeinen Conversation ausgeschlossen und es war nach einem Tage wieder, als wäre gar nichts geschehen.

18. Schual. Schon um Mittag erblickten wir den herrlichen Tempel von Dendra, dem antiken Tentyra, welches unserm Reiseziele, Kene, unweit von dem weltberühmten Coptos, gerade gegenüber lag. Der Tempel von Tentyra giebt bekanntlich denen von Karnak, Luksor, Abusimbel, Elephante wenig an Grossartigkeit und Schönheit seiner Formen nach, obgleich er fast zwei Jahrtausende nach jenen erbaut wurde. Er verdankt nämlich seinen Ursprung den Ptolemäern und jene den ältesten ägyptischen Dynastieen. Im ersten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung herrschte zwischen jenen beiden, sich gegenüberliegenden Städten, Tentyra und Coptos, eine so fanatische Feindschaft, dass unter anderm einmal beim Anlass eines Götzenfestes die Bewohner der ersteren Stadt die Coptiten überfielen, einen derselben in Stücke rissen und verzehrten, welchem Umstand wir eine der berühmtesten Satiren des Juvenal, die 15te, verdanken. Der damals achtzigjährige Dichter scheint selbst Zeuge der Menschenfresserei der Tentyriten gewesen zu sein, deren Grausamkeit er zugleich mit ihren andern Lastern geisselt:

Horrida sane
Aegyptus; sed luxuria quantum ipse notavi
Barbara famoso non cedit turba Canopo.

Grausamkeit ist freilich kein Hauptfehler mehr bei den modernen Aegyptern; sie sind vielmehr eines der sanftesten Völker des Islams, das ich kenne; aber die Ausschweifungen des alten Canopus blühen heute noch in ihrer vollen Ueppigkeit fort und was der Bischof Salvianus Massiliensis im 6ten Jahrhundert von den damals christlichen Afrikanern sagt, das gilt heute, vielleicht noch in erhöhtem Massstab von den mohamedanischen. „Quis nescit totam Africam obscoenis libidinum taedis semper arsisse? Non ut terram aut sedem hominum, sed ut Aetnam putes impudicarum flammarum. Quis non omnes Afros impudicos generaliter sciat?“

Um 2 Uhr Nachmittags am 18ten Schual 1276 der Hedschra (10. Mai 1860) vollendeten wir unsre Nilfahrt, indem wir in Kene anlangten, von wo die Karawanen durch die Wüste der Ababda-Beduinen nach dem Hafenort Kosseir am rothen Meere führen, wo man sich nach der arabischen Küste und besonders nach El Imbu, dem Hafen Medina's und nach Dschedda, dem Hafen Mekka's, einschifft. Kene hat seinen antiken Namen Caenopolis beinahe unverändert beibehalten. Es ist jetzt als das einzige Emporium Arabiens am Nil an die Stelle von Coptos und dem späteren Kus getreten. Zur Zeit der Hödsch (Pilgerfahrt) herrscht hier ein lebhafter Verkehr, obgleich nicht mehr so wie früher, da Sues jetst fast alle Hadschadsch (Pilger) anzieht. Sonst lässt sich von Kene wenig sagen, als dass es ein Hauptsammelplatz der Ualem (Tänzerinnen) ist, von denen es in ganz Oberägypten wimmelt.

Drittes Capitel.

Von Kene durch die Wüste nach Kosseir.

Anstalten zur Reise durch die Wüste. — Schlechte Vorsichtsmassregeln der Araber. — Die Kameele. — Die erste Kameelstrasse in Afrika. — Bunte Karawane. — Bir Amber. — Die Römerstrassen in der Wüste. — Die Ababda-Beduinen. — Bir el Agaita. — Römische Reste. — Bir Hadsch Sliman. — El Bida. — Der Brunnen der Engländer. — Schlechtes Wasser. — Ankunft am rothen Meer. — Anblick von Kosseir.

Von Kene nach Kosseir giebt es fünf Wege, von denen zwei die betretensten sind; der eine über Moäle oder Moeile beträgt etwa 24 deutsche Meilen, der andere über Rassafa ungefähr eine Meile weniger. Beide führen durch die Wüste, deren spärliche Oasen von den Ababda-Beduinen bewohnt werden. Die zweite dieser Strassen war es, welche unsre Pilgerkarawane, die etwa 200 Mann stark war, einzuschlagen übereinkam. Ich miethete in Kene von einigen der genannten Beduinen für 10 Gulden zwei Kameele, eines für mich, eines für Ali, der mir nicht kräftig genug schien, um den Weg zu Fusse machen zu können. Zwei Tage wurden jedoch noch in Kene gerastet, wovon der eine zum Miethen der Thiere, der andere zum Anschaffen von Lebensmitteln bestimmt war.

Obgleich wir recht gut diese beiden Geschäfte in einem, ja in einem halben Tage beendigen konnten, so wäre diess doch ein grosser Verstoss gegen die beliebte, arabische Langsamkeit gewesen und wir mussten noch froh sein, dass unsre Reisegefährten überhaupt in dieser Zeit fertig wurden. Ausser den Esswaaren verproviantirte ich mich auch mit Wasser, da man auf diesem Wege keineswegs immer gutes Wasser findet. Desshalb hatte ich in Kairo ein Dutzend grosser, mit Leder überzogener Wasserflaschen gekauft, wie man solche gewöhnlich zu Wüstenreisen mitnimmt. Hier fand ich nun zu meinem nicht geringen Erstaunen, dass ich der einzige war, der eine solche Vorsichtsmassregel gebrauchte. Nicht, als ob die Araber nicht so viel, wie wir, ja noch mehr, wie wir Europäer, vom Durst geplagt würden, da sie viel mehr, als wir, an häufiges Wassertrinken gewohnt sind; aber so gross ist ihre Sorglosigkeit, dass sie lieber leiden wollen, als sich die Mühe machen, ein wenig an die Zukunft zu denken. Nur für sehr grosse Wüstenreisen, durch völlig oasenlose Strecken, nehmen diese Leute Wasser mit.

Unsre Reisegesellschaft, welche, wie gesagt, aus etwa zweihundert Personen bestand, war nur zum vierten Theile beritten, da ungefähr hundertundfünzig, entweder aus Geiz oder aus Armuth, das zu Fusse Gehen vorzogen. Aus Geiz geschah diess gewiss bei einigen, welche vier bis fünf, oft acht, mit Waaren beladene Kameele in der Karawane zählten und die gewiss die kleine Ausgabe für ihre persönliche Beförderung leicht bestreiten konnten. Aber der Araber, sei er nun Fellah, Städter oder Beduine,

ist einmal, was seinen persönlichen Comfort betrifft, durchaus nicht verweichlicht und ich kann wirklich nicht begreifen, wie die byzantinischen Schriftsteller, wie Zonaras, Cantacuzenus, Georgas immer die Aegypter die sich bekanntlich in einem Jahrtausend so gut wie nicht verändert haben, und die wir folglich noch heute so sehen, wie sie zur Zeit Kaiser Zeno's waren, als so luxuriös und verwöhnt schildern. Bei Europäern denkt man sich immer äusseren Luxus und Sittenverderbtheit als verschwistert; bei Orientalen findet man überall die letztere, den ersteren aber nur in den Palästen der Grossen und selbst dort kaum mehr; diejenigen Laster, welche unsere Sittenprediger oft als Laster der Höfe und der grossen Städte bezeichnen, findet man hier in der ärmlichsten Hütte des Bauers, in dem schmucklosen Zelte des Wüstennomaden; desshalb geht es recht gut zusammen, dass diese Leute durch und durch verderbt und doch nicht verweichlicht sind. Höchstens die Städter sind ein wenig an Luxusbedürfnisse gewöhnt, aber selbst sie sind im Stande, auf Reisen sich von allem, was nicht unumgänglich nöthig ist, zu emancipiren.

Das zu Fusse Gehen sollte übrigens die guten Aegypter nicht sehr angreifen, da wir die 23 deutschen Meilen, welche unser Weg betrug, in sieben Tagen zurücklegten, was auf den Tag eine Reise von etwas über 3 Meilen, ungefähr 6 Stunden zu Fusse oder zu Kameel, denn die hiesigen Kameele gehen sehr langsam, ausmachte. Ueberhaupt giebt es nur sehr wenige schnelllaufende Kameele oder Dromedare, welche bekanntlich keine Abart, son-

dern nur eine besondere Zucht der Kameele sind, indem beide zur Gattung von Camelus vulgaris, vom einhöckrigen arabischen Kameel gehören, während das zweihöckrige, Camelus Bactrianus, eigentlich immer Bergkameel genannt werden sollte. Das Dromedar, im Orient Hadschin, im Maghreb Mahari genannt, kann mit einer gewöhnlichen Karawane, wie die unsrige war, gar nicht gut mitgehen, da es immer ins Schnelllaufen hineinkommt. Es war interessant, gerade in dieser Gegend eine Kameelreise zu machen, welche die erste in ganz Afrika war, in der das Kameel eingeführt wurde. Bekanntlich theilt heut zu Tage Niemand mehr die Ansicht des berühmten Orientalisten Quatremère, welcher behauptet, das Kameel sei in Afrika einheimisch. Im Maghreb gab es, wie Barth in einer Note zu seinen „Wanderungen am Mittelmeere" beweist, im hohen Alterthume gar keine Kameele; dort kommen sie zum ersten Male zur Zeit König Juba's*) und auch dann nur in sehr kleiner Zahl vor; in Aegypten wurden sie erst im Jahre 256**) ante Chr. n., aus Nedsched, ihrem Stammlande in Arabien, durch Ptolemäus II. Philadelphos eingeführt, welcher die Karawanenstrasse zwischen Berenice und Coptos für Kameeltransport einrichtete. Diese Strasse lag derjenigen, welche wir heute zu bereisen anfangen sollten, und welche von dem alten Caenopolis (Kene) nach Philoteras portus (Alt-Kosseir) führte, sehr nahe, ja hatte vielleicht einige Berührungspunkte

*) Julius Caesar, de bellocano c. Afri 68.

**) Strabo, Geogr. Lib. XVII, 815. Plinius, Historia naturalis VI, 26.

mit derselben. Diese Gegend, von den Ababda-Beduinen bewohnt, ist noch heute wegen der vortrefflichsten Kameelzucht von ganz Ostafrika berühmt, so dass, wie im Alterthum, noch jetzt Kameele in Menge von hier ausgeführt werden.

Am Morgen des 21. Schual traten wir unsre Wüstenreise von Kene nach Kosseir an. Unsre Karawane bot ein buntes Gemisch von Kameelen, Eseln, Pferden, Maulthieren mit allen verschiedenen Sattel- und Zaumformen und ein buntes Durcheinander von Menschen in den verschiedensten Trachten: die ägyptischen Fellahin in ihren langen blauen Hemden, mit kriechender, demüthiger und furchtsamer Miene, als ob sie noch den Stock ihrer türkischen Unterdrücker auf dem Rücken fühlten; neben ihnen unsre Kameelvermiether, die stolzen freien Beduinen, vom Ababda-Stamme, welche sich in weisse Haiks malerisch drapirten, obgleich lange nicht so malerisch, als die mir gewohnteren algierischen Beduinen, denen die zwei Burnusse und der weisse thurmartige Kopfputz etwas ganz besonders würdevolles verleihen; dagegen schienen diese Ababda-Beduinen ungleich leichter, luftiger, freier, wohlgemuther und beweglicher, als die oft etwas schwerfälligen Maghrebiner; sie waren die ächten Kinder der Wüste, die nicht an der Scholle kleben, nur von Jagd und Viehzucht leben und überall ihre Heimath im leichten Zelte mit sich tragen, wo es Wüste und Oase giebt; dann hatten wir noch ägyptische Städter in ihren der antiken Dalmatica ähnlichen Kaftans; Syrier mit ihrem bunten Kopftuch, der Kefia; zwei plumpe, schwerfällige Türken mit

schaudervoll grossen Schnurrbärten, deren Mittelkörper mit einem grossen Wulst von einer Schärpe umwickelt war, in welchem verschiedene Dolchmesser und auch Pistolen staken, die jedoch so kunstvoll mit Schnüren umwickelt oder richtiger verwickelt waren, dass es wohl eine halbe Stunde gebraucht haben würde, hätte einer sich seiner Waffen bedienen wollen, was übrigens nicht vorkam und vielleicht auch unmöglich war, da mir das sämmtliche Waffenwerk unbrauchbar schien; daneben einige Chritzli oder Kritli, so nennen die Araber die Bewohner der Insel Creta oder Candia, kräftige, sehr massive Männer, mit wahren Raubvogelgesichtern, übrigens schön gekleidet und im ganzen stattlich aussehend, nur vielleicht ein wenig gar zu theatralisch; dann noch Neger aus Nubien, die zum Theil mit ihren sie bis Kosseir begleitenden Frauen da waren, welche letztere beinahe ganz nackt gingen, nur um den Leib ein Gehänge von dünngeschnittenen Riemchen trugen und deren Haare, mit ranziger Butter dick beschmiert, in tausend fettigen Löckchen auf den Nacken fielen. Ausserdem bildeten auch einige Araberinnen Mitglieder unsrer Karawane. Sie waren Gattinnen oder Töchter von einigen meiner Bekannten, die jedoch auf dem ganzen Wege von Kene nach Kosseir nie mit ihnen ein Wort wechselten, da es die gute Sitte will, dass kein Araber mit seinen weiblichen Verwandten vor Männern spreche. Diese Damen waren so gut verhüllt oder, richtiger gesagt, vermummt, dass ich von ihrem Gesicht noch weniger zu sehen bekam, als man bei den Moresken in Algier entdeckt, die doch wenigstens eine Linie

im Gesicht, nämlich die von den Augen bis an die Schläfe, frei haben, während die Aegypterinnen ein einziges Tuch über's ganze Gesicht tragen, das nur zwei Löcher für die Augen hat, so dass man hier nicht einmal die Augenbrauen erblicken kann.

Unsre Reise ging, wie gesagt, sehr langsam von Statten. Um jedoch den Leser nicht auch an dieser Langsamkeit Theil nehmen zu lassen, so will ich hier, wie oben, nur ein kurzes Tagebuch geben.

21. Schual 1276 (13. Mai 1860). Um 4 Uhr Morgens wurde aufgebrochen und bis 8 Uhr gereist, wann wir bei Bir Amber anlangten, wo man den Rest des Tages verweilte, so dass wir heute nur 2 Meilen zurücklegten. Bir ist bekanntlich das arabische für Quelle, was auf den römischen Itineraren Fons, und auf den griechischen Hydreuma heisst. Solcher Hydreumata gab es, wie man aus den antiken Resten schliessen kann, auf diesem Wege im Alterthum acht, ganz wie heute. Leider kennen wir ihre antiken Namen nicht, da Plinius und das Itinerarium Antonini Augusti uns in dieser Gegend nur die Stationen zwischen Coptos und Berenice, nicht aber die zwischen Coptos und Philoteras portus, geben und man bei Ptolemäos schlechterdings über diese Wüste nichts finden kann, als die Angabe einiger Steinbrüche, namentlich den „Porphyrsteinbruch" und die „schwarzen Steine", welche beide halbwegs zwischen Coptos und Philoteras, etwa in derselben Breite wie diese Orte, gelegen haben müssen. In Bir Amber sah ich nur wenige antike Werksteine, welche meiner Ansicht nach einem Girgilius oder Puteal (Ziehbrunnen) angehört haben mögen.

22. Schual (14. Mai). Wir brachen schon um 1 Uhr nach Mitternacht auf und erreichten nach einem 8stündigen Ritte durch ein trostlos ödes, in dieser Jahreszeit ganz ausgetrocknetes, nur hie und da durch eine Dattelpalme geschmücktes Land, um 9 Uhr Morgens den Quellenort Bir el Agaita, wo einige Ababda-Beduinen in schlechten Geraba (Reiserhütten) wohnten. Diese Ababda-Beduinen sind die Nachkommen der von Ptolemäos erwähnten Zabadaei, während die nördlich von ihnen wohnenden Mahassi-Beduinen von den von demselben Geographen genannten Abasaei abstammen. Beide haben ihre Namen ungefähr beibehalten. Diese arabischen Stämme sind vielleicht die ältesten, welche in Afrika vorkommen. Ihre Einwanderung stammt ohne Zweifel von derselben Zeit her, als das Kameel zuerst hier eingeführt wurde. In der That finden wir, dass vom Jahre 256 ante Chr. n. an, als zuerst die Strasse von Coptos nach Berenice für Kameeltransport eingerichtet wurde, der Statthhalter der Thebais, zu welcher Provinz auch diese Wüste gehörte, den Titel eines Arabarcha oder Araberhäuptlings führt.*) Man hat allen Grund anzunehmen, dass die Ababda-Beduinen zum Theil noch von jenen ersten arabischen Einwanderern in Afrika abstammen, folglich schon über 21 Jahrhunderte diese Gegend bewohnen, in der sie 900 Jahre vor der Hedschra schon Zeugniss von der arabischen Auswanderungslust und von ihrer Sucht, fremde Länder zu usurpiren, welche nationalen Eigenschaften später

*) Plinius, Historia naturalis VI, 20—30.

Mohamed zum Staatsgesetz erhob, ablegten. Ob diese Araber jemals Christen gewesen sind, ist eine Frage, die ich fast bejahen möchte, da sie in zu innigem Verkehr mit den Eremiten und Heiligen der Thebais standen, wie wir aus den Schriften der Kirchenväter ersehen.*) Jedenfalls wurzelte ihr Christenthum nicht tiefer, als das der Numidier und Mauritanier und selbst der meisten Aegypter; denn wohl nur ein kleiner Theil der letztern blieb Christen und ihre Nachkommen sind die heutigen Kopten, während die heutigen Fellahin und Städter Aegyptens gewiss zum grössten Theile auch von einstigen Christen abstammen, obgleich man sie jetzt Araber nennt, ähnlich wie man alte arabisch redenden Algierer und Marokkaner Araber nennt, die doch offenbar Nachkommen der einst christlichen Numidier und Mauritanier sind. In Bir el Agaita konnte ich deutlich die Spuren einer römischen Station erkennen, welche verhältnissmässig bedeutend gewesen sein muss, da hier die drei Römerstrassen, welche von Theben, Coptos und Caenopolis nach Philoteras führten, zusammentrafen.

23. Schual. Von Mitternacht bis 9 Uhr Morgens war unsre Karawane in Bewegung, in welcher Zeit wir die $4^1/_2$ Meilen zurücklegten, welche Bir el Agaita von Bir el Hamamat trennen. Auch letzterer Ort, dessen arabischer Name „die Quelle der Bäder“ bedeutet, war offenbar eine Römerstation, ja vielleicht befand sich hier ein römisches Bad, wie ich aus dem

*) Sti Hilarionis vita, Vitae patrum p. 80—90. Apophtegmata patrum ecclesiae graecae Ed. Cotelerius I. p. 470—80.

Vorhandensein einiger tegulae hamatae, Hohlziegeln, die oft über dem Badeofen angebracht waren, zu schliessen versucht bin. Jedenfalls war diese Station bedeutend, da in ihrer Nähe sich Steinbrüche befinden, welche von den Alten vielfach bearbeitet wurden, die aus denselben den schönen grünen Stein (breccia verde) zogen, aus dem sie zahlreiche Sarkophage, Vasen und Verzierungsgegenstände aller Art machten, von denen man in Aegypten und in europäischen Museen so viele sieht. Ich benutzte den Tag, während meine Reisegefährten schliefen, um diesen berühmten Steinbruch su besuchen, der in einem kleinen Seitenthale, Namens Wad Fochar, liegt. Hier sah ich eine Menge antiker Inschriften im Felsen angebracht, theils in Hieroglyphen aus der pharaonischen und ptolemäischen Zeit, theils späteren Datums, eine grosse Anzahl griechischer Exvoto's, welche fast alle dem griechischen Gotte Pan, dem Cham der Aegypter, der als der Schutzgeist der öffentlichen Wege und Strassen angesehen wurde, gewidmet waren. Unter welchem Namen dieser Steinbruch den Alten bekannt war, wissen wir nicht. Ptolemäos giebt uns ungefähr in dieser Gegend die „lapides nigri“ und den „Porphyrsteinbruch“. Vielleicht, dass ihm die Farbe des hier gebrochenen Steins nicht bekannt war und dass in diesem Falle wirklich seine „lapides nigri“ hier zu suchen sein möchten?

24. Schual. Dieser unser vierter Reisetag brachte uns nur 3 Meilen weiter und zwar an einen Ruheplatz, wo gar kein Wasser gefunden wurde. Der Weg bis zum nächsten Brunnen war aber zu

weit, um in einem Tage zurückgelegt werden zu können. Hier kamen mir meine mitgenommenen Wasserflaschen recht zu Statten und ich machte mir dadurch viele Freunde, dass ich andern von meinem Ueberflusse mittheilte; wenn man überhaupt sagen kann, dass man sich bei Moslems durch Wohlthaten (Wasser ist aber hier wirklich eine Wohlthat), Freunde macht, denn diese Fatalisten pflegen alle Wohlthaten als unmittelbare Verleihungen Gottes anzusehen und der Wohlthäter erscheint ihnen nur als ein blindes Werkzeug der Vorsehung, dem sie keinen Dank schuldig sind.

25. Schual. Nach sechsstündigem Ritt langten wir um 6 Uhr Morgens beim Bir Hadsch Sliman an, wo die sämmtlicbe Reisegesellschaft mit Heissgier über das endlich gefundene Wasser herfiel. Hier befinden sich ebenfalls deutlich erkennbare römische Reste. Es sind offenbar die von Gebäuden der einfachsten Art, wie man sie auf solchen Wüstenstationen errichtete und welche wahrscheinlich der römischen Casa, wie sie Martial (Ep. VI, 43) beschreibt, entsprachen.

26. Schual. Nach abermaligem sechsstündigen Ritt schlugen wir unser Lager in El Bida, d. h. dem weissen Ort, auf, so genannt von den weissen Felsen, welche dieses Thal umgeben. Der hier befindliche Brunnen führt den überraschenden Namen „Bir el Inklis", d. h. der Brunnen der Engländer. In der That wurde er von der englisch-ostindischen Armee auf ihrem Wege nach Indien gegraben. Einige fromme Muselmänner fragten hier unsern gelehrten Reisegefährten, Schich Mustapha, ob es nicht viel-

leicht Unrecht sei, aus dem Brunnen zu trinken, den jene gottverdammten Ketzer gegraben hätten. Darauf antwortete Schich Mustapha etwa wie folgt: „Wenn ein Esel mit seinem Huf an einen Felsen schlägt und aus diesem Felsen durch ein Wunder Gottes eine Quelle hervorspringt, würdet ihr nicht aus derselben trinken, weil der Esel zu diesem Wunder Anlass gegeben hat? Ebenso ist es mit den Inklis. Diese ungläubigen Hunde haben nicht mit Wissen und Willen den Brunnen gegraben, sondern Gott hat sich ihrer als blinder Werkzeuge bedient, weil er wollte, dass fromme Moslems auf ihrer Pilgerfahrt hier ihren Durst stillen sollten.“ Uebrigens ist das Wasser aus dem Bir el Inklis kaum trinkbar und gewiss das schlechteste, welches man auf dieser Wüstenreise antrifft.

27. Schual. Eine Meile vom Brunnen der Engländer liegt der ebenfalls sehr schlechtes Wasser enthaltende Brunnen Bir el Ambadschi, wo wir uns übrigens nicht aufhielten, sondern von da unsern Weg nach dem 1½ Meile entfernten Kosseir gleich fortsetzten. Es mochte etwa 5½ Uhr Morgens sein, als wir zum ersten Male an dem gewohnten monotonen Wüstenhorizonte eine Veränderung wahrnahmen. Statt der bisherigen ewigen Sandhügel und nackten Felsen, erfreute unsern Blick auf einmal eine lange, spiegelglatte, im Sonnenstrahl leuchtende Fläche, auf der zahlreiche, kleine, weisse Punkte phantastisch herumirrten. Es war der arabische Meerbusen, das rothe Meer, das von allen Pilgern auf's freudigste begrüsst wurde, denn es sollte uns ja die Pforte erschliessen, durch welche wir nach dem

Hause Gottes in Mekka und nach dem Berge der Erkenntniss (Arafa) gelangen sollten. Durch diese schöne Hoffnung freudig belebt, legte unsre Karawane die letzten zwei Stunden jubelnd zurück und als wir um 7½ Uhr Morgens in Kosseir anlangten, da schienen uns schon die Hauptschwierigkeiten der Hödsch (Pilgerfahrt) überwunden.

Viertes Capitel.

Ueberfahrt auf dem rothen Meere von Kosseir nach El Imbu.

Kosseir und Altkosseir. — Philoteras portus. — Die Schiffe im rothen Meere. — Verabredung mit dem Schiffshauptmann. — Die Kandscha. — Ihre Bemannung. — Primitive Art der Schifffahrt. — Alterthum der Kandscha. — Abfahrt von Kosseir. — Die Ssemara. — Predigten und religiöse Gespräche. — Das Fehlsteuern des Schiffshauptmanns. — Küste von Arabien. — Jubel der Pilger. — Ein wunderlicher Fisch. — Die Insel Noman. — Mersa Eslam. — Der Name des rothen Meeres bei den Alten. — Wedsch. — Scherm Abban. — Der Fischheilige. — Gefahrvolles Klippenlabyrinth. — Inselarchipel. — Haura und Auara. — Wir sitzen auf einer Korallenbank fest. — Insel Hassania. — Scherm Mahar. — Das siebenspitzige Vorgebirge. — Ankunft in El Imbu. — Die Reisenden nach Medina.

Kosseir wird von Müller in den Noten zu seiner vortrefflichen Ausgabe der kleineren griechischen Geographen für den „weissen Hafen" (Albus portus) der Römer und Griechen gehalten, wie mir scheint, jedoch mit Unrecht, da es nach Ptolemäos um 40 Gradminuten südlich von Philoteras portus lag, welches letztere unzweifelhaft, wie Sir Gardener

Wilkinson *) entdeckt hat, Altkosseir ist; und da Altkosseir nur 4 Gradminuten nördlich von Kosseir liegt und nicht anzunehmen ist, dass sich Ptolemäos hier um 36 Minuten oder 9½ deutsche Meilen geirrt habe, so ergiebt sich für Kosseir durchaus kein antiker Name; es ist vielmehr wahrscheinlich eine mittelalterliche Schöpfung und wurde wohl erst nach der Zerstörung von Altkosseir gegründet, welches übrigens auch noch im Mittelalter von den Arabern bewohnt wurde und erst seit einigen Jahrhunderten ganz verlassen erscheint. Philoteras portus (Altkosseir), das seinen ältesten Namen Aennum im zweiten vorchristlichen Jahrhundert gegen den eines Admirals Philoteros, der im Dienste des Königs Ptolemäus Philadelphus stand, umtauschte, wird von mehreren alten Geographen erwähnt; es lag an einer Römerstrasse, welche der Küste entlang führte und im Norden Myos Hormos, im Süden Albus portus, Nechesia, die Smaragd-Steinbrüche, Lepte extrema und endlich Berenice berührte. Hafen und Stadt von Philotera waren jedoch nur klein und die antiken und mittelalterlichen Reste, die man daselbst sieht, sollen nicht bedeutend sein. Mein Reiseplan gestattete mir nicht, mich aus Kosseir selbst zu entfernen. Die neue Stadt erhebt sich an einer kleinen Bai, welche einen ziemlich sicheren Ankerplatz bietet, ist zum grösseren Theil aus dem hier so häufigen Korallenstein gebaut, besitzt ein schlechtes

---

*) Sir Gardener Wilkinson, Handbook for Travellers in Egypt, auch the Manners and Customs of Ancient Egyptians (London bei Murray).

Fort mit einigen unbrauchbaren Kanonen, und wird hauptsächlich von Limbauwi, Arabern, welche von El Imbu, einem an der arabischen Küste, Kosseir gegenüber gelegenem Städtchen, kommen, bewohnt.

Unsre Karawane fand ein schlechtes Unterkommen in einem halbverfallenen Chan. Ich zog es jedoch vor, in meinem kleinen Zelt zu campiren, in welches ich auch Schich Mustapha aufnahm, welcher gutmüthige alte Mann sich immer mehr an mich anzuschliessen schien, was mir im ganzen nicht unangenehm war, obgleich mich seine beständigen abgedroschenen Predigten über die Pilgerschaft und dergleichen am Ende zu langweilen anfingen.

Wir hatten in Kosseir nichts anderes und, da der Ort sehr langweilig war, auch nichts eiligeres zu thun, als alles für unsre Abreise vorzubereiten. Zu diesem Zwecke sahen wir uns gleich am Anfange nach einem Schiffe um, welches uns nach der gegenüberliegenden Küste von Arabien tragen sollte. Schich Mustapha, seine 3 Neffen, Ali und ich, gingen zusammen an den Hafen, oder richtiger gesagt, den Ankerplatz, den Kosseir lediglich der Natur verdankt. Daselbst fanden wir zwölf Segelschiffe, wovon das bedeutendste nicht hundert Tonnen Tragkraft hatte. Die Mannschaft dieser Schiffe war im Augenblick fast sämmtlich am Lande, in der Nähe des Hafens, wo sie in kleinen zeltartigen Kaffeebuden sass, so dass wir keine grosse Schwierigkeit hatten, die verschiedenen Nachadain (Schiffshauptleute) und Mokkadem (Schiffslieutnants) zu finden. Jedes Schiff hat nämlich zwei Nachada, der eine heisst Nachada el berr, wörtlich übersetzt der Capitän zu Lande, d. h. der

Befrachter, manchmal auch Eigenthümer des Schiffes; der andere Nachada el bahr, der Capitän zur See, d. h. der wirkliche Schiffshauptmann, der die Matrosen befehligt und sonderbarer Weise zugleich Steuermann und Pilot ist, während der Mokkadem gar nichts erhebliches zu thun hat. Man kann mit jedem der beiden Nachadain seinen Handel wegen der Ueberfahrt abschliessen, doch wurde uns gerathen, diess eher mit dem Nachada el bahr zu thun, da wir nur so sicher sein könnten, dass dieser wirklich seinen Theil an der Summe bekäme, während im andern Falle der Nachada el berr ihn wahrscheinlich übervortheilen würde. Uns musste aber eher daran liegen, dass der Nachada el bahr zufrieden gestellt wurde, weil wir denselben zum Reisegefährten haben sollten und er uns in Rücksicht auf das an ihn persönlich gezahlte Geld wahrscheinlich auch besser behandeln würde. Der Nachada el berr bleibt nämlich, wie sein Name andeutet, immer am Lande. Er hat nicht, wie ein europäischer Kaufmann, den Schiffshauptmann und die Matrosen für einen bestimmten monatlichen Gehalt in seinem Solde, sondern er theilt mit ihnen nach gewissen, streng vorgeschriebenen Verhältnissen den Gewinn, wobei er natürlich den Löwenantheil für sich nimmt.

Nach einigem Hin- und Herfragen gelang es Schich Mustapha, einen gewissen Hadsch Abu Abdallah ausfindig zu machen, welcher der Nachada el bahr (Capitän) eines Segelschiffes Namens „Um ess Ssalam“ d. h. Mutter des Friedens war, welches als besonders solid betrachtet wurde. Der Hadsch war

ein altes Männchen mit negerartigen Zügen, einem dicken Bauch, ein paar triefenden Augen und einem blödsinnigen Gesichtsausdruck. Ausserdem war er mit der Krätze behaftet, was mich auf der ganzen Fahrt aus seiner Nähe verscheuchte. Wir kamen mit Leichtigkeit, was den Preis der Ueberfahrt nach El Imbu und der Küstenfahrt von dort bis Dschedda betraf, überein. Ich sollte für meinen Theil 1000 Piaster (etwa 60 Thaler) für mich und die Hälfte dieser Summe für Ali zahlen, wobei ausbedungen wurde, dass ich mein Bett in der Cajüte aufschlagen könne. Diess war nach europäischen Begriffen sehr billig, nach muselmännischen aber ein höchst anständiger Preis.

Nachdem wir während eines 2tägigen Aufenthalts in Kosseir die nöthigen Lebensmittel für eine Ueberfahrt, die möglicherweise 5 Tage dauern konnte, eingekauft hatten, schifften wir uns am letzten Tage des Monats Schual (21. Mai) auf der „Mutter des Friedens“ ein. Die „Mutter des Friedens“ war eine sogenannte Kandscha d. h. ungefähr das uncivilisirteste Fahrzeug, welches je ein Meer befahren hat. Die Kandscha ist ein Schiff von höchstens 80—100 Tonnen Tragkraft, das nur 2 Maste hat und zwar ist der eine derselben viel kleiner als der andere; an diesen Masten befinden sich lateinische, dreieckige Segel, die, wenn ausgespannt, sich zu kreuzen scheinen und so von weitem recht malerisch aussehen; jeder Mast hat bei dieser Segelform nur eine Raae, von einem einzigen Baumstamm gebildet. Kehrt sich nun der Wind, so muss das Segel mit seinem Baum schnell umgedreht werden, was bei

Sturm fast unmöglich ist und so oft grosse Gefahr verursacht. Die Kandscha ist offen, nur das Hintertheil hat ein kleines erhabenes Deck, unter welchem die sogenannte Cajüte, ein enger, niedriger Raum, in dem man kaum aufrecht stehen kann, befindlich ist.

Die Kandscha ist ein so alterthümliches Fahrzeug, dass man durch ihren Anblick unwillkührlich zu dem Gedanken geführt wird, dass sie irgend einer antiken Schiffsform angehören müsse, welche sich nach zwei Jahrtausenden unverändert vorfände, wie ja in diesen, von der fortschreitenden Civilisation abgeschlossenen Ländern solche handgreifliche Erinnerungen an das Alterthum nicht selten sind. Welcher antiken Schiffsform entspricht jedoch die heutige Kandscha? Ohne Zweifel gehörte sie zur Gattung der navis oneraria, d. h. der Kauffahrer; zu welcher Species aber könnte man sie rechnen? Ich muss gestehen, dass ich nicht finden kann, dass sie irgend einem einzelnen antiken Modell vollkommen gleicht. Sie scheint mir eher ein mixtum compositum aus zwei verschiedenen Schiffsformen; mit der navis actuaria hat sie das gemein, dass sie zuweilen auch mit Rudern versehen ist, mit der navis aperta oder semiaperta dagegen theilt sie die Offenheit oder Halboffenheit des Decks. Ohne Zweifel hatten die Alten solche Schiffe wie die heutige Kandscha, wenn auch auf keinem Monument ihre genaue Abbildung zu sehen ist.

Obgleich die Araber die Erfinder des Compasses sein sollen, so bedienen sie sich doch jetzt nur euro-

päischer und zwar gewöhnlich sehr alter und unbrauchbarer Instrumente. So war am Bord der „Mutter des Friedens" auch nur ein so schlechter Compass und Senkblei zu sehen, dass man sie auf keinem Trödelmarkt in Europa wohl mehr an den Mann hätte bringen können. Unsre Kandscha mochte etwa 70 Tonnen Tragkraft haben, sie war aber so mit Waaren uud Passagieren überladen, dass sie ganz tief im Meere ging und man, um das Eindringen der Wellen von oben zu verhindern, Strohmatten am Rande aufgerichtet hatte, was jedoch nicht viel half. Der Nachada el bahr hatte uns versprochen, nur 50 Passagiere mitzunehmen, statt dessen fanden sich aber nahezu 90 ein, von denen jeder sich selbst zu den ursprünglichen fünfzig rechnete und die andern als Eindringlinge betrachtete, da jedem dasselbe versprochen worden war, woraus ein allgemeines Schimpfen der Pilger gegen den Schiffshauptmann und über einander entstand. Endlich trat eine verhältnissmässige Ruhe ein. Die Frauen wurden in dem offnen Theile des Schiffes, so gut wie möglich, installirt und um ihren Platz ein zeltartiges Tuch gespannt, damit kein frommer Pilger in Versuchung kommen könne, sie anzusehen. Die meisten Mitreisenden wählten gleichfalls ihren Platz im offenen Raum, wo sie sich niedersetzen und bis zur Ankunft sitzen bleiben mussten, da das Schiff zu eng war, um freie Bewegung zu gestatten. Da ich die Cajüte, welche ich gemiethet hatte, allzu sehr durch Menschen und Thiere, namentlich durch letztere belebt fand, so begnügte ich mich damit, mein Gepäck dorthin tragen zu lassen und wählte meinen

Platz in der Nähe meiner ägyptischen Freunde auf dem kleinen Deck.

Man pflegt zwar gewöhnlich die Fahrt von Kosseir nach der arabischen Küste nicht in nordöstlicher Richtung, wie wir diess thun sollten, sondern entweder grade aus, d. h. in östlicher, oder selbst in südöstlicher Richtung zu machen. Da jedoch unser Nachada in Mersa Eslam, welches einen Grad nördlicher als Kosseir liegt, eine Ladung Waaren zu lassen hatte, so waren wir genöthigt, diese grosse Abschweifung nach Norden zu machen, was mir übrigens den Vortheil verschaffte, ein grosses Stück der arabischen Küste mehr zu sehen, als ich sonst erblickt haben würde. Den übrigen Mitreisenden war die dadurch entstandene Verzögerung gleichgültig, da man von ihnen für die längere Fahrt keinen höheren Preis verlangte und die Zeit für gläubige Moslems keinen Werth hat. Das englische Sprichwort „Time is money“ würden diese Leute gar nicht begreifen können.

Zum Glück waren Wind und Wellen günstig und unsre Fahrt begann unter den glücklichsten Auspicien. Die Schifffahrt der Araber auf dem rothen Meere ist übrigens noch in einem solchen Urzustand, dass man es gewöhnlich kaum wagt, sich von der Küste zu entfernen, sondern dieser immer entlang segelt, um bei jedem drohenden Sturme gleich in einen der zahlreichen Ankerplätze einzulaufen und um nicht allenfalls genöthigt zu sein, eine Nacht auf offenem Meere zuzubringen, was bei der Abwesenheit oder Unbrauchbarkeit der nautischen Instrumente jedenfalls gefährlich werden könnte. Diese Scheu

vor nächtlichen Reisen, welche im Alterthum, ganz wie heute, existirte, hat ohne Zweifel zu dem damals herrschenden Glauben Anlass gegeben, dass das rothe Meer gar nicht bei Nacht befahren werden könne, was noch Procopius (de bello Persico XIX.) allen Ernstes behauptet. In unserm Falle musste freilich das entsetzliche unternommen werden, nämlich wir mussten nicht nur uns aufs offne Meer wagen, sondern uns auch gefasst halten, zwei, vielleicht drei Nächte auf demselben zuzubringen. Nun erscheint aber eine Nachtfahrt auf dem Meere diesen Arabern als ein unendliches Wagestück. Viele unsrer Reisegefährten zitterten aus Furcht vor den Gefahren dieser nächtlichen Fahrt. Da wir Kosseir um 4 Uhr Morgens verlassen hatten, und der Wind (Westwind) im ganzen günstig gewesen war, so befanden wir uns gegen Abend schon völlig auf offener See und hatten die Küste aus den Augen verloren. Nach dem Gebete des Maghreb ging unter den Pilgern und Matrosen eine allgemeine auffallende Veränderung vor sich. Jeder schickte sich dazu an, die erste Nacht auf dem offenen Meere mit Andacht und Feierlichkeit zuzubringen. Eine solche Nacht wird „ess Ssemara“ genannt und man bereitet sich zu ihr durch Kaffeegenuss, Tabakrauchen und gesellige Gespräche vor. An's Schlafen denkt gewöhnlich Niemand. Die Ssemara ist eine grosse Heldenthat und der Pilger, der über Sues nach Mekka wallfahrtet, wird desshalb von einigen Moslems lange nicht so sehr geschätzt, als der, welcher die Reise über Kosseir macht, da ja ersterer keine Ssemara zu überstehen hat. Schich Mustapha fand es seinem religiö-

sen Charakter angemessen, uns vor der Ssemara mit Kaffee zu tractiren, wobei seine Neffen mit vieler Gewandheit dem Wirthe beistanden. Dann wurde geraucht, geplaudert, gebetet, Ablutionen gehalten, Geschichten erzählt, gegessen und wieder Kaffee getrunken und zuletzt schlief wohl hie und da einer ein, aber nicht für lange, da Niemand sich bei der Ssemara eine regelmässige Nachtruhe gönnt, sondern alles, gleichsam als erwarte man den Untergang der Welt, in höchster Spannung der Dinge harrt, die da kommen werden. In dieser Nacht ereignete sich jedoch weiter nichts besonderes, als dass wir eine Zeitlang ganz fehl steuerten und statt vorwärts zu kommen uns wieder der ägyptischen Küste näherten, so dass wir am andern Morgen von unserm Reiseziele entfernter waren, als am Abend vorher. Der gute Nachada hatte nämlich geschlafen, aber das Steuer doch in der Hand behalten und ihm in seinem Schlummer unwillkührlich eine ganz falsche Richtung gegeben, was ihm übrigens im wachen Zustande auch hätte passiren können. Die Folge hiervon war, dass wir nun noch drei Tage und zwei Nächte auf offenem Meere zubringen mussten, während wir sonst vielleicht schon nach zwei Tagen und ebensoviel Nächten das arabische Gestade erreicht haben würden. Hätten wir nicht, statt des in dieser Jahreszeit sonst auf dem rothen Meere vorherrschenden Nordwindes, ausnahmsweise Westwind gehabt, der uns auf unsrer nordöstlichen Fahrt günstig sein sollte, so würden wir wahrscheinlich noch viel länger zur Ueberfahrt gebraucht haben. Wir mussten also noch zwei feierliche Nächte, noch zwei Ssemara, auf offenem

Meere zubringen, welche unter Wachen, Kaffeetrinken, Essen, Gebeten und frommen Geschichtenerzählungen glücklich verliefen, während wir die Tage in den Armen des Schlummergottes hinbrachten. Endlich, am vierten Tage nach unsrer Abreise von Kosseir, erblickten wir die langersehnte arabische Küste. Alle Pilger brachen bei diesem Anblick in einen Freudenjubel aus, der nicht ohne Ursache war, wenn man die Gefahren einer Schifffahrt auf einem so schlechten Fahrzeug, mit so unwissender Befehligung und Bemannung bedachte. Aber nicht nur die überstandene Gefahr, auch die Küste selbst, der heilige Strand des gelobten Arabiens, erregte in der Brust dieser Fanatiker freudige Gefühle. Da diese Gefühle jedoch hauptsächlich religiös-mystischer Natur waren, so äusserten sie sich theils in Gebeten und vor allem in langweiligen Predigten.

Auch Schich Mustapha hielt sich verpflichtet mir bei dieser Gelegenheit eine religiöse Rede zu halten, deren Inhalt ungefähr folgender war:

„O Maghrebi, du siehst das Land vor dir, von dem aller Segen ausgegangen ist, wo der Prophet Gottes, Allah segne ihn, gewirkt und gewandelt hat, wo Sidna Adam und Sittna Hauwa (Eva) sich auf dem Berge der Erkenntniss (Arafa) wiedergefunden haben, nachdem die gottverfluchte Iblis sie aus dem Paradiese vertrieben hat, wo Sidna Brahim (Abraham) und Sidna Smaïl (Ismaël) dem Herrn den Tempel der Kaaba erbauten, dieses glückselige Land siehst du vor dir. Danke Gott dafür und lobe ihn, bete, gieb Almosen und faste, o Maghrebi!“

Obgleich ich grade nicht geneigt war zu fasten,

so war ich doch genöthigt, diese fromme Rede mit gehöriger Andacht anzuhören. Glücklicherweise wurde der Schich verhindert, mit seiner Predigt fortzufahren und zwar durch einen für mich sehr interessanten Umstand, der meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Da seit ungefähr einer halben Stunde Windstille eingetreten war und wir nicht voranrückten, so hatte einer der Matrosen einen Versuch zu fischen gemacht, der vollkommen gelungen war. Er hatte nämlich einige sieben Exemplare des hier so häufigen, mir jedoch noch neuen, gehörnten Fisches, Chaetodon unicornis, welchen die Araber Abu Kron d. h. den Vater des Horns nennen, eingefangen. Dieser Fisch ist von seltsamer Gestalt, seine Flossen sind mähnenartig, sein Schweif entfaltet, mit zwei Ausläufern; das Horn steht grade zwischen den Augen und ist mit seiner Spitze nach unten gekehrt, also mehr ein Haken, als ein Horn. Sein Fleisch ist zähe und schlecht[1], trotzdem essen es die Araber, wenn auch nicht oft. Der Matrose, welcher diese Chaetodonen in einem Netze (dieser Fisch beisst nicht bei der Angel an) gefangen hatte, erzählte mir eine unglaubliche Geschichte von ihnen, die ich hier nur desshalb wiederhole, weil sie bei berühmten Naturforschern (z. B. Forskäl) Glauben gefunden hat, also wenigstens eine schon frühe verbreitete Fabel ist. Die Hornfische sollen nämlich einen sich aufs Meer niederlassenden Raubvogel, z. B. einen Seeadler, dadurch zu tödten im Stande sein, dass sie ihre Hörner in seine Klauen einstossen und da oft hundert solcher Fische diess zu gleicher Zeit thun, und dann in verschiedenen Richtungen davon schwimmen, so soll

der Raubvogel so in Stücke gerissen, gewissermassen geviertheilt werden. So lächerlich diese Geschichte auch scheint, so wird sie doch von allen Arabern geglaubt, ja, wie gesagt, ein bekannter dänischer Gelehrter, der Arabien im vorigen Jahrhundert mit Niebuhr bereiste, verschmähte nicht ebenfalls daran zu glauben. Dieser Fisch ist sehr gesellig und man findet ihn immer in Schaaren, oft von zwei- bis vierhundert.

Nachmittags am 24. Mai 1860 kamen wir in der Nähe der Insel Noaman, auch Neiman, Noman, Naman oder Nöman genannt, an: ein längliches Felseneiland, aus wagrecht gelagerten Korallenschichten bestehend, zum Theil mit niedrigen grünen Büschen bedeckt, welches einen ziemlich freundlichen Anblick bot und theilweise bewohnt schien. Auf dieser Insel soll die Kubba eines berühmten Heiligen sein, dem zu Ehren unsre Matrosen, die sehr fanatisch und besondere Heiligenverehrer waren, eine kleine Festlichkeit veranstalteten, welche hauptsächlich darin bestand, dass sie sich in einem Kreise herum setzten, religiöse Gesänge mit näselnder Stimme vortrugen und dabei Kaffee herumreichten, welcher letztere überhaupt oft zu Ehren der Heiligen getrunken wird. Dasselbe sollten sie von nun an fast täglich thun, da wir noch an vielen Heiligengräbern vorbeikamen, die alle von unsrer abergläubischen Schiffsmannschaft auf gleiche Weise verehrt und gefeiert wurden.

Ich glaube, dass Mannert*) Recht hat, wenn er diese Insel für das Ancu des Ptolemäos hält, dem

*) Mannert Geographie der Griechen und Römer VI, 1.

gegenüber an der arabischen Küste der Flecken Hippos vicus unweit des Hippos mons gesucht werden muss. Zu Edrissi's Zeit führte Ancu schon seinen heutigen Namen und war, wie uns dieser Scheriff erzählt, von Juden bewohnt.

Nach weiterer dreistündigen Fahrt liefen wir zum erstenmal in einen arabischen Hafen ein und zwar in den Mersa Eslam, welchen Niebuhr Salma Ukesaf nennt und der wahrscheinlich der Hafen des Hippos vicus des Ptolemäos war, während der Berg Hippos nach Mannert der heutige Dschebel Uwerend esch Schich sein soll, was mir jedoch nicht wahrscheinlich scheint, da dieser Berg zu weit südlich liegt. Mersa Eslam hatte früher eine gewisse Wichtigkeit, weil es als die Station, welche die Mitte des Pilgerweges zwischen Kairo und Mekka bezeichnet, vielfach zu einem mehrtägigen Ruheplatz benutzt wurde. Jetzt hat die Pilgerstrasse von Kairo nach Mekka ihre Wichtigkeit verloren, das bei Mersa Eslam im Innern gelegene Castell ist gänzlich verfallen und der kleine Ort ist kaum etwas andres, als ein elendes Beduinendorf, die hier in Kemli's wohnen, d. h. in Zelten, die nur aus vier in den Boden gesteckten Stäben, über die man ein Tuch spannt, bestehen und die folglich nur ein Dach, aber keine Wände haben. Hier ist die Gränze zwischen den Hauwäta und Bilia-Beduinen, von welchen letzteren schon Mersa Eslam bewohnt wird. Diese ersten Bewohner Arabiens, welche ich hier zu sehen bekam, waren zerlumpte, halbnackte Menschen, von höchst kläglichem Aussehen, und entsprachen folglich durchaus nicht dem Begriffe, welchen sich die alten Periegeten von Ara-

bern gemacht zu haben scheinen, wie z. B. der Paraphrasist des Dionysius, Rufus Festus Avienus, sagt:

Inde vero ditissimorum Arabum adjacet terra.

Alle alten Dichter machten sich übrigens die übertriebensten Ideen von dem Reichthum der Araber; so singt Tibullus (lib. IV, 15):

Possideantque metit quicquid bene olentibus arvis
Cultor odoratae dives Arabs segetis,
Et quascunque niges rubro de littore conchas
Proximus Eois colligit Indus aquis.

Unter den Muscheln, welche die Umwohner des rothen Meeres so reich gemacht haben sollen, sind hier vielleicht die Perlen zu verstehen, deren man noch jetzt an der afrikanischen Küste findet. Andere Dichter sprechen von den kostbaren Steinen, welche auf dem Grunde des rothen Meeres gefunden wurden, z. B. (Palinodia in Leone):

Non ego divitias Arabum rubrique lapillos
Aequoris insignes cupio.

Vielleicht werden unter diesen Steinen die Smaragde verstanden, welche der bei Berenice gelegenen Smaragdinsel ihren Namen gaben und die man ohne Zweifel einst aus den an der ägyptischen Küste befindlichen Smaragdbergwerken gewann. Andere haben geglaubt, die hier so häufigen Korallen seien jene Steine gewesen, ja das rothe Meer selbst habe seinen Namen von den Korallen bekommen. Agatharchides (de mari Erythraeo in Müllers Ausgabe, Paris 1855) giebt jedoch vier andere Gründe an, warum dieses Meer Erythraeum „das rothe“ genannt wurde, über deren Faulheit der kluge Leser selbst urthei-

len möge, wenn ich sie ihm hier aufführe. Diese Gründe sind:

1) Weil es von rother Erde und rothem Sand umgeben sei (was beiläufig gesagt nicht der Fall ist).

2) Weil die Sonne dort blutrothe Strahlen werfe. (!!)

3) Weil Perseus, der Besieger der Medusa, einen Sohn Namens Erythras (das rothe Meer heisst mare Erythraeum) gehabt, der hier gelebt und dem Meer seinen Namen gegeben habe.

4) Ein anderer Erythras, ein Perser soll hier ein Reich gegründet und dem Meer nach sich den Namen gewählt haben.

Agatharchides verwirft übrigens selbst die drei ersten Gründe, auch behauptet er, das Meer heisse nicht mare erythrum sondern mare Erythrae, folglich nicht das „rothe Meer".

Nachdem wir in dem ziemlich sichern Hafen von Mersa Eslam übernachtet hatten, setzten wir am Morgen des 4ten Du el Kada 1276 (25 Mai 1860) unsre Reise mit der Fahrt längs der arabischen Küste weiter fort. Diese ganze Uferstrecke strotzt von Korallenbänken, welche die Schifffahrt längs der Küste beim Sturm höchst gefährlich machen und auf denen selbst beim ruhigen Wetter die Schiffe nicht selten aufsitzen, wie uns dies denn auch begegnen sollte. Anders jedoch zu segeln, als der Küste entlang und zwar dieser so nahe als möglich, dazu ist kein Araber zu bringen. Bei seiner Unkenntniss der Nautik würde es auch für ihn die unangenehmsten Folgen haben, wollte er sich aufs offne Meer wagen, wovon die geringste ein ewiges Fehlsteuern und Sichverirren sein würde. Längs der Küste verirren

sich jedoch die arabischen Piloten nicht so leicht, da sie die einzelnen Gegenden theils an gewissen natürlichen, theils an den von ihnen selbst errichteten Landmarken erkennen. Sie brechen nämlich grosse Korallensteine ab, thürmen sie aufeinander und diese Thürme markiren die Ankerplätze. Die Inseln, die auch als Landmarken dienen und an denen hier kein Mangel ist, sind alle Korallenklippen und die Vorgebirge, die oft zackig ins Meer hinausragen, gleichfalls Korallenfelsen, welche auch den Eingang in die Häfen umgeben und oft nur eine ganz schmale Strasse freilassen, durch welche man in die sichere Bucht einfährt. Da im Sommer hier fast immer Nordwind herrscht und dieser nur selten so stürmisch auftritt, wie der im Winter wehende, vom indischen Meer kommende Südmonsun, so hatten wir bei unsrer südlichen Fahrt nicht nur günstigen, sondern auch angenehmen d. h. keine Seekrankheit erzeugenden Wind und wenn uns einmal ein kleiner Unfall begegnete, so war diess nicht der Ungunst der Elemente, sondern lediglich der Dummheit unsres Steuermanns und Schiffshauptmanns zuzuschreiben. Diese zwei im rothen Meere und im persischen Golf während ganzer Jahreszeiten vorherrschenden Winde scheinen übrigens schon von den Alten beachtet und bei ihnen fast sprichwörtlich angeführt worden zu sein, so sagt Dinysius in seiner Periegesis v. 929.

δίσσῃ ζωσθεῖσα θαλάσσῃ
Περσίδι τ᾽Ἀραβίῃ τ᾽ ἄνεμον δέ τοι ἔλαχ ἑκάστη
Ἀραβίῃ ζέφυρον, Περσὶς δ᾽εὔροιο κελεύθοις.

(Ein zweifaches Meer umgiebt Arabien, das persische und arabische: von jedem Meer kommt ein

verschiedener Wind, vom arabischen der West vom persischen der Südwind.)

Die Küste zieht sich zwischen Mersa Eslam und Stabel Antar, welche Häfen etwa zehn deutsche Meilen von einander entfernt sind, anfangs in südwestlicher, dann in südlicher Richtung hin. Da der Wind günstig war und wir wohl eine Meile in der Stunde zurücklegen konnten, so war es uns gegönnt, schon am Abend des vierten Du el Kada in die schöne Bucht von Antar einzulaufen. Diese Bucht dringt ziemlich tief in's Land ein und ist von Korallenfelsen und Korallenhügeln umgeben, welche auf ihren Rücken spärlichen Humus und einzelne Gewächse tragen, worunter ich bei einem kleinen Spaziergange, den ich Abends unternehmen konnte, einige mir noch neue Pflanzen bemerkte: z. B. die Pflanze, welche die Araber Lössak nennen (Glinus crystallinus Lin.) ganz am Boden haftend, deren weissliche Blüthen unmittelbar in den Stamm eingefügt sind und wie Warzen aus demselben hervorstehen und deren kleine Zweige blos ovale Blätter, keine Blüthen tragen; auch eine Art von Rosaria, mit unzähligen, kleinen, grünlich-weissen Blüthen auf einem Kelche beisammensitzend, dessen Kelchblätter sich in unregelmässigen Zacken ausbreiten, ebenso verschiedene Salsolaceen, wie die Salsola imbricata und inermis. Nach der von Rüppell hier gefundenen Muswatpflanze, (Pavetta longifolia) aus der die Araber Zahnstocher machen, die sie auch kauen, um mit dem scharfen Safte ihre Zähne zu reinigen, sah ich mich umsonst um; ich glaube, sie wächst tiefer im Innern häufig;

die Zahnstocher aus derselben sah ich öfters, sie sind übrigens nicht sehr gebräuchlich.

Stabl Antar, auch Istabel Antar genannt, soll seinen Namen von Antar, einem der berühmtesten arabischen Dichter*) der vor Mohamed lebte, führen, von welchem heute nur die allerwenigsten Araber mehr etwas wissen. Hier wohnen einige Beduinen und Fischer in Kemli's, auch wird ein kleiner Suk gehalten, auf dem sich die Pilger mit Lebensmitteln versehen. Wir verliessen diesen sichern Hafen um 6 Uhr Morgens am 5ten Du el Kada, segelten zwischen den Korallenfelsen an dem Vorgebirge von Antar vorbei und folgten dann in geringer Entfernung vom Lande dem Lauf der Küste nach Süden, bis wir um 1 Uhr Nachmittags in die $3^1/_2$ deutsche Meilen von Antar entfernte Bucht von Wedsch einliefen.

Wedsch, Widsch, Uedsch, Uidsch oder Udsch, mit englischer Schreibart Wedge und mit französischer Vedj geschrieben, dessen arabischer Name „das Angesicht" (Wedsch oder Udsch auch Utsch) bedeutet, ist ein kleiner Ort, dessen Benennung sich bei europäischen Geographen der verschiedenartigsten Schreibart erfreut, die ausser den ebengenannten Formen auch noch die von Wudscheh, Wosch, Wuschk, Widschah und Scherm Wisch gebrauchen. Da dieser Name vom Worte Wedsch, d. h. Angesicht, herkommt und wir die Aussprache dieses Wortes genau kennen, welche nur im Maghreb Udsch oder Utsch und sonst überall Wedsch lautet, so scheint es mir leicht, eine zugleich einfache und orthographisch richtige Schreibart

*) Von Hammer, Wiener Jahrbücher 1840, B. 92. p. 49.

festzustellen, nämlich die von Wedsch, wobei freilich zu bemerken wäre, dass hier das W wie ein englisches Doubleyoo, ausgesprochen werden muss, welches bekanntlich zwischen dem deutschen W und U, was die Aussprache betrifft, die Mitte hält.

Ich glaube, dass man in Wedsch das Phoenicon des Ptolemäos wieder erkennen kann, welches dieser als unter 26° 20′ der Breite angiebt und da der englische Survey*) für Wedsch die nördliche Breite von 26° 13′ herausfand, und schon Mannert bemerkt, dass an dieser Küste die Breitengrade des Ptolemäos seltsamer Weise mit den wirklichen beinahe zusammenstimmen, so scheint mir meine Meinung gerechtfertigt. Phoenicon war, wie der Name ausdrückt, wahrscheinlich eine phönicische Niederlassung, von der wir jedoch nicht das geringste wissen. Ich sah mich auch umsonst in Wedsch nach antiken Resten um, deren Abwesenheit jedoch kein Gegenbeweis gegen die hiesige Lage von Phoenicon sein kann, da dieser Ort nur eine Kome (Flecken) war und die Häuser der Eingebornen wohl nur aus Luftziegeln bestanden, während die hier handelnden Phönicier in Zelten wohnten. Jetzt ist Wedsch ein ärmliches Dorf, welches aus nur wenigen niederen Hütten besteht, in denen arme Beduinen vom Bilia-Stamme wohnen. Diese guten Leute schienen noch ziemlich unverdorben, wenigstens waren sie weniger betrügerisch, als die Umwohner der übrigen Scherm (Häfen), welche gewöhnlich die armen Hadschadsch (Pilger)

*) Survey of the Red Sea by Moresby and Curless. London 1835.

auf's schändlichste ausbeuten. Hier konnten wir jedoch unsre Einkäufe zu sehr vernünftigen Preisen machen. Die Bilia-Beduinen hatten ganz vortrefflichen Honig auf den Suk (Markt) gebracht, der um einen Spottpreis zu haben war. Auch erneuerte ich hier meinen Wasservorrath, indem ich Ali mit meinen 20 lederüberzogenen Wasserflaschen nach dem 1/2 deutsche Meile entfernten Brunnen schickte, zu welchem Zweck ich einen Esel miethete, für den und den ihn begleitenden Biliajungen ich die lächerlich wohlfeile Summe von einem Piaster (5 Kreuzer rheinisch) für den Gang zu zahlen hatte. Der Brunnen giebt vortreffliches Wasser, und liegt in der Nähe eines kleinen Forts, wo ein türkischer Onbaschi (Corporal) mit 10 Mann Garnison wohnen soll.

Bei Wedsch, welches wir am 6ten Du el Kada um 5 Uhr Morgens verliessen, beginnt ein Insel-Archipelagus, der sich bis nach Bahir und Kasr el bent hinzieht und einige zwölf Inseln und noch viel mehr Klippen und Korallenbänke enthält, so dass die Schifffahrt hier sehr schwierig wird. Wir sollten diesen Archipel in zwei Tagen durchschiffen. Gegenüber von Wedsch, etwa zwei deutsche Meilen vom Ufer entfernt, sahen wir zuerst die Insel Richa oder Rega, (welche wahrscheinlich dieselbe Insel ist, die Niebuhr unter dem jetzt hier völlig unbekannten Namen Mekamerin anführt) denn die Inseln Abu Mölla und Murduma, Merduna auch Marduna genannt, in welcher letzteren man die Dämonen-Insel des Alterthums erkennen will, weil sowohl ihr arabischer Name als die vielen Sagen, welche von ihr im Volksmunde umgehen, eine solche Deutung zu rechtfertigen scheinen, ob-

gleich die wirkliche Dämoneninsel der Alten unzweifelhaft viel weiter südlich und zwar dem Ras Mustura gegenüber, etwa unter dem 23. Grad, gesucht werden muss. Die Insel Murduma ist nur ein schmaler, etwa 250' hoher Korallenfels, auf dem kein Humus und folglich keine Pflanzendecke zu erblicken war. Dieser vermeintlichen Dämoneninsel gegenüber liegt am Festlande der Scherm Abban, welcher ein guter Ankerplatz, nur leider von den grössten Haramin (Spitzbuben) von Beduinen umwohnt sein soll.

Als wir bei Scherm Abban vorbeisegelten, benutzte der Mokkadem, unser stets faulenzender Schiffsleutenant, diese schöne Gelegenheit, um uns eine unglaubliche Geschichte zu erzählen, welche sich daselbst zugetragen haben sollte. Vor etwa zehn Jahren wäre in Scherm Abban ein gottverfluchter Inklis (Engländer) angekommen, und von den dortigen Beduinen ermordet worden, entweder aus Raubsucht, oder, weil sie befürchteten, der schändliche Ketzer wolle Mekka und Medina besuchen und diese geweihten Städte durch seine unheilige Gegenwart schänden. Kaum war der Inklis todt, so fiel es einem Beduinen ein, dessen Bauch zu öffnen, da nämlich die meisten Araber glauben, dass alle Reisenden Goldstücke verschlucken und man fand, so erzählte unser Mokkadem, wirklich den Bauch des Engländers mit Guineen angefüllt. Seitdem, so meinte unser Erzähler, wäre die Raubsucht dieser Beduinen auf's Doppelte gestiegen. Freilich habe es keine Inklis mehr gegeben, die Scherm Abban besuchten, dafür hätten aber dessen Bewohner es schon mehrmals versucht, ob die Bäuche von gläu-

bigen Moslems nicht auch Goldstücke enthielten, wie mehrere hier mit aufgeschlitztem Leib gefundene Leichen bekundeten. Ich hatte schon ähnliche Geschichten in Algerien gehört, wo die Kabylen auch glauben, dass die Reisenden Gold im Bauche tragen, sie aber nur mit Gewalt purgiren lassen und nicht tödten sollen. Ob diesen Fällen ein Minimum von Wahrheit zu Grunde liegt, lasse ich dahingestellt. Natürlich glaubten meine Reisegefährten diese Erzählung wie ein Evangelium, denn was glaubt ein Araber nicht alles?

Die vierte Insel, welche wir in diesem Archipel antrafen, war die des Schich Hassan Marabut, so genannt, weil hier ein grosser Heiliger als Einsiedler lebte, starb, begraben wurde, und jetzt von der abergläubischen Menge verehrt wird. Als wir auf der Höhe der Marabutinsel ankamen, liessen es unsre Matrosen nicht an frommen Gesängen fehlen, wozu Kaffee herumgereicht wurde und endlich hielt der geschwätzige Mokkadem einen Vortrag, welcher die Geschichte des Heiligen zum Gegenstande hatte. Dieser Schich Hassan Marabut scheint ein Fischheiliger gewesen zu sein, denn ähnlich wie der heil. Antonius von Padua seine Fischpredigt hielt, und dadurch ganz besondern Einfluss auf die Bewohner des Meeres gewann, so hatte auch Schich Marabut sich dieselben dienstbar zu machen gewusst. Täglich kamen die Fische zum Heiligen und stellten sich zu seiner Verfügung, ja einige dieser seiner beflossten Unterthanen waren so gefällig, sich selbst in die Bratpfanne des Heiligen zu legen, und schienen sich glücklich zu schätzen, von demselben verzehrt zu

werden. Der Heilige führte das schönste Leben von der Welt, er hatte Fische vollauf zu essen und nicht einmal die Mühe des Fischens. Aber dieser schöne Zustand sollte leider nicht fortdauern. Einmal ward nämlich des Heiligen Herz durch den Gehorsam und die Selbstaufopferung der ihm untergebenen Fische so gerührt, dass er beschloss, denselben eine Predigt zum besten zu geben, welche er, als guter Moslem, natürlich mit dem Bekenntniss begann, dass es nur einen Gott gebe und dass Mohamed sein Prophet sei. Aber, o Wunder! Kaum hatte Schich Marabut diese Worte gesprochen, als alle Fische anfingen, dieselben im Chorus zu wiederholen. Da nun jeder, welcher diess Glaubensbekenntniss ausspricht, als Muselmann betrachtet wird, so waren die Fische alle plötzlich Mohamedaner geworden. Sie waren folglich die Glaubensgenossen des Heiligen und durften von diesem nicht mehr verzehrt werden. Man sagt, Schich Marabut habe seine unzeitige Predigt bereut, sich aber endlich durch andere Wunder getröstet, die zu erzählen natürlich Foliobände kaum ausreichen würden. Ob Schich Marabut jemals gestorben ist, weiss man nicht, obgleich man sein Grab zeigt; aber diess beweist nichts, da bekanntlich muselmännische Heilige die Eigenschaft haben, ihren eignen Körper zu verdoppeln und so ist es recht gut möglich, was unser frommer Mokkadem behauptete, dass der Heilige zugleich begraben und zugleich lebendig ist.

Gegen Abend, da der Wind plötzlich aufgehört hatte und wir verzweifelten, noch einen südlicheren Ankerplatz zu erreichen, mussten wir uns wieder

nordwärts wenden und liefen endlich in den kleinen Hafen Scherm Menbur (von europäischen Reisenden bald Mnebir bald Menaiburra genannt) ein, wo wir einen ziemlich guten Suk fanden und übernachteten. Dieser Hafen soll nur selten besucht werden. Die Küste ist hier sehr kahl und trägt fast gar keine Vegetation, ich bemerkte nur einige Tumampflanzen (Panicum dichotomum), welche als Kameelfutter dienen, aus denen man auch Strohhütten macht.

Am 7. Du el Kada setzten wir unsern Weg durch das gefahrvolle Klippenlabyrinth weiter fort; wir befanden uns immer noch in der Nähe der Schich Marabut Insel, welche Gelegenheit von unsern abergläubischen Matrosen benutzt wurde, um in einem kleinen Nachen Geschenke, aus Victualien bestehend, für den Heiligen, d. h. die Hüter seines Grabes, abzuschicken. Wir warteten wohl vier Stunden bis die Deputation zurückkehrte und segelten dann gegen Mittag an der Insel Um-er-Ruma vorbei, welche gegen die andern einen angenehmen Contrast bot, indem sie ganz von Strauchwerk bedeckt erschien, welches auf dem Korallenfels sonst nur selten Wurzel fasst. Diese Insel ist, wie Müller in seinen Noten zu den Geographi Graeci minores behauptet, wahrscheinlich die Timagenis Insula des Ptolemäos, welche von Mannert jedoch in der beinahe einen Grad südlicher gelegenen Hassania gesucht wird. Mir scheint indessen Müllers Ansicht gerechtfertigt, da nach der Angabe des Ptolemäos die Timagenisinsel dem Chersonesus und dem Flecken Rhaumatus ungefähr gegenüberlag, was genau auf das dem Eiland Um-er-Ruma gegenüber liegende Vorgebirge Ras Rharkuma

passt. Die Lage des Pagus Rhaumatus wage ich nicht genau zu ermitteln. Mannert hält ihn für das viel weiter südlich gelegene Mahar, doch, wie gesagt, Mannerts Angabe scheint mir hier der Müllers weichen zu müssen, welcher freilich die Lage von Rhaumati vicus nur ungefähr bestimmt, das einzige, was man wohl hier thun kann. Das Ras Rharkuma und nicht, wie Mannert behauptet, das Ras sebba Rus, das siebenspitzige, viel südlicher gelegene Vorgebirge, scheint mir die Chersonesus extrema der Römer zu sein und zwar einestheils, weil die Breitengrade des Ptolemäos hier genau mit den wirklichen zusammenstimmen (was ja selbst nach Mannert an dieser Küste der Fall sein soll), indem der Alexandriner 25° 20′, als die Breite von Chersonesus extrema, angiebt und die von Ras Rharkuma etwa 25° 30′, sein dürfte, anderntheils weil anzunehmen ist, dass, da der griechische Geograph an dieser ganzen Küste nur ein einziges Vorgebirge angiebt, er jedenfalls das bedeutendere, am meisten in die Augen fallende gewählt haben wird, was gewiss Ras Rharkuma und nicht das unbedeutendere Ras sebba Rus ist.

Etwas südlich von der antiken Timagenis sahen wir eine flache, ziemlich kahle und von zahlreichen Klippen umragte Insel, Moschabija genannt, auf welcher einige Fischer vom Stamme der et Tämi oder Höttämi wohnen sollen.

Nachmittags segelten wir noch an einigen andern Inseln, als deren Namen man mir Um el Melk, d. h. die Reiche, el Hamra, d. h. die rothe und el Ukadi, d. h. der Zauberknoten, nannte. Die altarabischen Zauberinnen pflegten nämlich auf Knoten, die von

Fäden geknüpft waren, zu blasen und dadurch das Schicksal des Menschen auf irgend eine mysteriöse Weise zu beeinflussen. Die Sure des Morgenrothes, eine der bekanntesten des Korans, enthält ein Gebet gegen den bösen Einfluss dieser Knotenbläserinnen. Warum diese Insel den geheimnissvollen Namen „der Zauberknoten" führt, war mir eben so unklar, als warum ihre beiden Schwestern die Benennungen „die Reiche" und „die Rothe" trugen, da sie weder fruchtbar, noch von röthlichem Gestein gebildet waren, denn der Korallenfels sieht hier meist schwarz aus. Durch unsern Aufenthalt in der Nähe der Insel Schich Hassan Marabut verspätet, kamen wir heute nicht weiter als in den Scherm Rhabra, welcher vielleicht derselbe ist, den Niebuhr Gabrin nennt, obgleich er ihn etwas zu nördlich angiebt. Dieser Scherm bot einen nur mittelmässigen Ankerplatz. Er soll beim Süd- und Südwest-Monsun gar keinen Schutz gewähren. Die Gegend fing jedoch hier an etwas mehr landschaftliche Schönheiten darzubieten, indem der ziemlich nahe Dschebel Haura sich in anmuthigen Umrissen am Horizonte abzeichnete und die näheren Hügel von einer bunteren Pflanzendecke gekrönt schienen. Nicht weit vom Strande fand ich Büsche von Heliotropum europaeum, woran Kameele weideten, die dieses Futter besonders lieben. Die sie begleitenden Araber waren ungefähr das wildeste und barbarischste Gesindel, welches ich je gesehen habe. Sie gingen halb nackt, d. h. das Aermelhemd, welches sie trugen, war so zerfetzt, und mit so grossen Lücken versehen, dass es weit besser gewesen wäre, wenn sie ohne Hemd

gegangen und sich nur des adamitischen Feigenblattes bedient hätten, wenigstens hätte dieses dem Anstand nothdürftig genügt, was das lückenhafte Aermelhemd keineswegs that. Doch der Anstand (wenigstens was wir unter Anstand verstehen) ist bei einem Volke, bei dem die Frauen den Hausthieren gleich gelten, natürlich nicht ein tiefgefühltes Bedürfniss.

Am 8. Du el Kada segelten wir durch die von zahlreichen Klippen strotzende Bucht von Haura, am Fusse des Dschebel Haura, den Niebuhr Hawen nennt. Im Grunde dieser Bucht sollen nach Wellsted (Reise nach Arabien) antike Reste, Säulen und dergleichen zu sehen sein, was einige Geographen und Orientalisten wie Ritter, Gosselin, Quatremère, zur Vermuthung gebracht hat, dass diess die Reste von Leuce come, was nach Ritter mit dem Auara des Ptolemäos identisch wäre, sein möchten. Ich that mein möglichstes, um etwas von diesen Ruinen zu erfahren und fand auch wirklich einen Araber, der etwas ähnliches dort gesehen haben wollte, doch sagte er ausdrücklich, dass es die Ruinen eines arabischen Schlosses aus der Zeit der Sahab en Nebbi (der ersten Chalifen) seien. Vielleicht sind es die des von Edrisi erwähnten Hawra, das auch Isstachri anführt. Ich kann die Möglichkeit, dass hier einst eine Stadt Namens Hawra gelegen habe, deren wahrscheinlich arabische, möglicherweise ältere Ruinen man noch sehen soll, natürlich nicht in Abrede stellen, da ich über die hier befindlichen Trümmer nicht als Augenzeuge urtheilen kann. Zwei Dinge aber scheinen mir völlig klar, erstens, dass diese

Ruinen nicht die Stelle des Auara des Ptolemäos einnehmen, dann dass Auara und Leuce come keineswegs identisch waren. In der That giebt Ptolemäos sein Auara beinahe unter dem 30. Grade an und da wir gefunden haben, dass auf dieser Küste die Breitengrade des Alexandriners beinahe mit den wirklichen übereinstimmen, so wäre es lächerlich, anzunehmen, dass er sich für diesen einzigen Punkt, der somit aus allem Zusammenhang mit den andern gerissen würde, um volle 5 Grade geirrt habe. Ist Haura das Auara des Ptolemäos, dann muss die ganze bisher angenommene Ortsbestimmung der antiken Städte an dieser Küste um volle 5 Grade verrückt werden, dann kommt Jambia vicus statt nach El Imbu an die Stelle von Dschedda und Badeo regia muss in Jemen gesucht werden. Nein! Haura und Auara haben nichts gemein, als ähnlichklingende Namen, wie solche so leicht irre führen können und schon oft zu den lächerlichsten Fehlern Anlass gegeben haben. Ein anderer Beweis dafür, dass Auara nicht an der Stelle des heutigen Haura lag, scheint mir darin zu liegen, dass jenes Auara, welches der Kirchenschriftsteller Nilus Doxapatrius*) Avara nennt, von diesem zur Zeit des 5. Jahrhunderts als ein Bisthum angeführt wird. Als solches stand es unter dem Metropolitan von Bostra, der kirchlichen Hauptstadt der Arabia petraea, deren weltliche bekanntlich Petra war. Nun hat man aber nie etwas von Bisthümern in einem andern Theil Arabiens, als

---

*) Siehe Assemanus Dissertatio de Syris Nestorianis, Rom, in der Propaganda 1728.

in der römischen Provinz Arabia petraea und vielleicht in einzelnen Gegenden der Arabia deserta, gehört. Im heutigen Hedschas, d. h. im nördlichen Theil der Arabia felix, in dem doch Hawra liegt, gab es gar keine Bisthümer. Die römisch-christliche Herrschaft, welche überall Bisthümer errichtete, erstreckte sich im 5. Jahrhundert wohl nie südlicher, als bis zum 29. Grade nördlicher Breite, unter welchem nach Ptolemäos Auara lag, so dass also das Avara der Kirchengeschichte immer noch eines der südlichsten Bisthümer in Arabien war. Alle historischen Begriffe würde es aber verwirren, wollte man annehmen, dass unter dem 24. Grad der Breite unter dem Haura liegt, damals in Arabien ein Bisthum bestanden habe. Was ferner die vermeintliche Identität von Auara mit Leuce come betrifft, so wird diese auf den Umstand begründet, dass Haura, welches also das alte Auara sein soll, im arabischen „die weisse" bedeutet. Diese Etymologie ist jedoch überaus faul. Das arabische Wort „Hur" bedeutet „weiss" nur in einem Falle, nämlich um die blendende Weisse im menschlichen Auge gegenüber der Schwärze des Augensterns hervorzuheben; ja „Hur" kann, wie der Kamus *) sagt, eben so gut „schwarz" bedeuten und dann die Schwärze des Augensterns gegenüber der Weisse des Auges bezeichnen. Die Ableitung des Namens Haura von Hur ist desshalb mehr als unwahrscheinlich und dadurch fällt einer der Haupt-

*) The Kamoos, London 1800. Siehe auch Freytag, Lexicon arabico-latinum ad litteram ح; ebenso Kasimirsky Dictionnaire arabe-français, Paris 1853.

stützpunkte der Ansicht, dass Auara Leuce come sei, zu Boden. Ausserdem scheint es mir, dass solche Namen, wie Leuce come, welche einem Orte die Bezeichnung einer Farbe beilegen, viel wahrscheinlicher sich auf etwas die Stadt und ihre Häuser unmittelbar betreffendes, wie z. B. eine weissliche Bausteinart oder einen weissen Anstrich der Gebäude beziehen, als auf etwas der ganzen Gegend gemeinsames, wie z. B. die weissen Felsen, welche im Hintergrunde dieses Küstenpanorama's liegen sollen oder die theils zu Ufersand und Steingeröll zerriebenen, theils noch in compacter Form vorhandenen weissen Kalksteine, welche am Meeressaum vorhanden sein können. Im erstern Falle, der mir der wahrscheinlichere dünkt, würde ein Ort im Laufe der Zeiten den Beinamen seiner Farbe sehr leicht verlieren und diess ist wohl mit Leuce come der Fall gewesen, entweder dass die von weissem Stein gebauten Häuser einstürzten oder dass die Farbe der blos geweissten Häuser verwitterte. Was bliebe aber in diesem Falle für ein Name für Haura übrig? Darüber wird man sich erst entscheiden können, wenn man den Beweis geführt haben wird, dass an der Stelle des heutigen Haura, das ohnehin jetzt kein Ort mehr ist, sondern nur eine Lage bezeichnet, im Alterthum eine Stadt oder ein Flecken gelegen habe, was erst dann geschehen wird, wenn es einem Europäer gelingen sollte, hier zu landen und die hier befindlich sein sollenden Ruinen zu sehen.

Was übrigens das Auara des Ptolemäos und Stephanus Byzantinus betrifft, so ist es wahrscheinlich, dass es gar nicht am Meere lag, da der Alexan-

driner es ausdrücklich zu den Binnenstädten rechnet und die Stadt Elana, am äussersten Ende des elanitischen Golfes, viel südlicher als Auara lag, so dass in der Breite von Auara gar kein rothes Meer mehr vorhanden war.

In dem Insel- und Klippenarchipel weiter segelnd, kamen wir Nachmittags an den Inseln edsch Dschädri, welcher Name sonderbarerweise „die Kinderblattern“ bedeutet und Addun vorbei und liefen Abends im Hafen der Hassaninsel oder Hassania vor Anker. Dieses schöne Ziel sollten wir jedoch nicht erreichen ohne vorher dem gefahrvollen Klippenlabyrinth und Inselchaos unsern Tribut gezahlt zu haben.

Schon der Periplus des rothen Meeres, welcher fälschlich dem Arrian zugeschrieben wird, erwähnt die vielen Klippen, die schlechten Häfen, die gefahrvolle Küstenfahrt in diesem Theile des arabischen Meerbusens (*ἀλίμενος ἡ χώρα καὶ δύσορμος καὶ ἀκάθαρτος ῥαχίαις καὶ σπίλοις ἀπρόσιτος καὶ κατὰ πάντα φοβερά*). Um die vielen Korallenbänke umfahren zu können, pflegt man einen Matrosen auf den Mastbaum zu schicken, der nach der bald helleren, bald dunkleren Farbe des Meerwassers die Korallenbänke unterscheidet und dem Steuermann anzeigt, wo und wann man sich in der Nähe einer solchen befindet. Diese Vorsichtsmassregel hatten wir zwar auch gebraucht, aber unser Späher besass nicht die Augen eines Argus und die Folge seines schlechten Gesichts zeigte sich nur zu bald.

Es mochte etwa 3 Uhr Nachmittags sein, als die „Mutter des Friedens“ plötzlich auf einer Korallenbank sitzen blieb und zwar so fest, dass es schien,

als wäre sie angenagelt. Man kann sich denken, welch ein Wirrwarr nun an unserm Bord entstand. Frauen heulten, Männer fluchten, alle liefen zweck- und rathlos durcheinander, der Nachada und der Mokkadem verkrochen sich in irgend einem Winkel, entweder, dass man sie nicht auffordere jetzt energisch zu handeln, oder um den wohlverdienten Vorwürfen zu entgehen. Die Matrosen zitterten vor Angst, Kinder schrieen, der alte Schich Mustapha betete in nervöser Eile seinen Rosenkranz einmal über das andere Mal krampfhaft ab, alles schien einem baldigen Untergang entgegenzusehen und diess hätte vielleicht auch unser Schicksal sein können, wäre das Meer, statt vollkommen ruhig, stürmisch oder auch nur aufgeregt gewesen. Dann hätten einige kräftige Wellenstösse genügt, um die „Mutter des Friedens“ auf der Korallenbank in tausend Stücke zu zerschmettern und die Hadschadsch (Pilger) wären wohl zum grössten Theil ertrunken, da wir gerade, obgleich mitten im Inselarchipel, doch etwa eine Stunde von irgend einem Lande entfernt waren und die meisten Hadschadsch nur höchst unvollkommen Meister im Schwimmen waren. Von den Aegyptern können nämlich gewöhnlich nur die Fellahin schwimmen. Glücklicherweise war jedoch die See glatt wie ein Spiegel und nachdem alles eine Zeit lang gewehklagt und rathlos dem Untergang der Welt entgegen gesehen hatte, fiel es einem der Türken, dessen grosser, schaudererregender Schnurrbart etwas mehr männlichen Sinn verrieth, als bei der übrigen feigen Bande zu suchen war, ein, dass man ja etwas zu unsrer Rettung thun könne. Einige

zwanzig Kerle, so rieth er, müssten auf diese Korallenbank niedersteigen und das Schiff mit ihren Schultern fortstossen. Da es noch nicht volle Ebbe war und die Korallenbank, wie alle diejenigen, welche nicht durch vulkanische Kräfte gehoben sind, nur den tiefsten Stand des Wassers zur Ebbezeit erreichte (die Korallen bauen bekanntlich nie über dem Wasser), so musste man sich darauf gefasst machen, bis an die Kniee, ja stellenweise bis an die Schenkel Wasser zu haben, was manche abschreckte, während andere sich vor Abgründen, selbst vor vermeintlichen Seeungeheuern fürchteten. Endlich gelang es uns, den Schiffshauptmann aus seinem Versteck hervorzuholen und ihn zu bewegen, das Rettungsmanöver zu commandiren. Die Matrosen wollten zwar lange nicht daran, in's Wasser zu springen, weil sie behaupteten, die Korallenbank sei von einem Dschin behext. In Wirklichkeit fürchteten sie sich aber vor den vielen feinen Zacken und Spitzen der Korallen, welche dem, der auf eine Korallenbank tritt, die ganze Fusshaut schinden und zerreissen. Da ihnen jedoch sowohl die beiden Türken, als die drei Neffen meines Freundes Schich Mustapha, mit dem Beispiel vorangingen und in voller Adamsuniform in's Meer sprangen, so entschlossen sie sich endlich und nach etwa einer halben Stunde waren im ganzen über zwanzig Männer beschäftigt, das Schiff flott zu machen, was denn auch endlich gelang. Leider konnte ich nicht an diesem Manöver theilnehmen, weil es Aufsehen erregt hätte, wenn ich nicht auch, wie die andern, völlig entkleidet in's Meer gesprungen wäre, was ich nicht thun durfte,

um mich nicht als unbeschnittenen Kafir zu verrathen. So kam es, dass ich unverdienter Weise in den Ruf der Furchtsamkeit kam. Wer letztere jedoch im höchsten und lächerlichsten Grade zur Schau getragen hatte, das war der zum Ankauf weisser Sklavinnen nach Medina und Mekka abgeschickte kairinische Eunuche gewesen. Dieser wurde erst eine Stunde, nachdem schon alle Gefahr vorbei war, von seinem Diener, auch einem Neger, entdeckt und wo fand man ihn? Mitten zwischen den Frauen, vor ihren Füssen auf dem Boden liegend, wehklagend und heulend und sein Haupt unter der Schürze einer alten Negerin versteckt. Selbst die Weiber fanden seine Feigheit jetzt lächerlich, obgleich sie selbst vorher vor Furcht ein wahres Concert armer Seelen im Fegefeuer angestimmt hatten, doch nun schienen sie sich erholt zu haben und trösteten den Eunuchen mit ironischen Redensarten wie: „Keine Furcht mein Röschen! mein Herzblättchen! Richte dein schönes Köpfchen doch wieder empor, mein Morgenstern!" und dergleichen mehr, was der Neger gar nicht zu hören schien, was aber das übrige Publikum höchlichst ergötzte. Endlich wurde der Eunuche aus diesem selbst für ihn unpassend erachteten Aufenthalt hervorgezogen und der männlichen Gesellschaft, zu der er dem Namen nach gehörte, wiedergegeben.

Nun war man wenigstens eine Stunde lang damit beschäftigt, die zahlreichen Fusswunden zu verbinden, welche sich unsre Erretter auf der elenden Korallenbank geholt hatten. Einer von den Türken war in einen Ritz zwischen zwei Korallenblöcke hin-

eingeglitten und hatte sich nur mit einem völlig, bis in die Höhe des Schenkels geschundenem Bein herausziehen können, so dass er jetzt einen kläglichen Anblick bot. Keiner war unverletzt aus dem Wasser herausgekommen, was die grosse Scheu unsrer Matrosen, auf Korallenbänke zu springen, wohl rechtfertigte.

Die schöne Insel Hassania, die einen ziemlich sichern Hafen besitzt, in welchem wir übernachteten, ist eine der südlichsten, und die grösste des ganzen Inselarchipels, den wir von seinem nördlichen Ende an jetzt ganz durchsegelt hatten. Diese Insel unterscheidet sich von den andern derselben Gruppe nicht nur durch ihre Grösse und Höhe, indem sie wohl zwei deutsche Meilen lang, beinahe ebenso breit ist und an ihrer Südspitze einen etwa 600′ hohen Berg trägt, sondern sie wird auch, zum Theil wenigstens, von anderem Gestein gebildet, indem ich hier, ausser dem Korallenstein, auch noch Granit erblickte, was einem Geologen schliessen lassen möchte, dass Hassania älteren Ursprungs, als die sie umgebenden Koralleninseln sei, die wohl erst lange nach der Festsetzung des primitiven Gesteins durch Erhebungskrater über die Meeresfläche emporgeschoben wurden. Hier war es uns gegönnt, unsern Wasservorrath zu erneuern, obgleich das Wasser nicht so gut war als das, welches wir bei Wedsch gefunden hatten. Die ganze Insel soll nur diese einzige Quelle haben, welche unweit des Strandes in der Nähe eines Dorfes von et Tämi-Fischern liegt, die jetzt die einzigen Bewohner der Hassania sind, während im Mittelalter nach Edrissi hier Nachkommen des Imams Hassan,

Sohn des Chalifen Ali, des Schwiegersohns des Propheten, gewohnt haben sollen, von welchem Hassan dann auch die Insel den Namen Hassania bekommen hätte. Im Alterthum hiess sie wahrscheinlich Zygaena, unter welchem Namen sie Ptolemäos erwähnt, dessen Breitenangabe (25^0) mit der wirklichen Breite der Hassania, die nach Moresby 24^0 57′ ist, beinahe ganz übereinstimmt. Mannert hält die Hassaniainsel für die Timagenis des Ptolemäos, die, wie wir oben gesehen haben, mit Wahrscheinlichkeit in der Insel Um-er-Ruma erblickt werden kann. Sonderbarerweise hat der alte Name der Hassania, Zygaena, die Bedeutung „der Hammerfisch“, was anzudeuten scheint, dass schon im Alterthum Fischfang und Fischverkauf hier blühten, ganz wie heute, da die hier wohnenden et Tämi nicht nur die benachbarten Häfen des Festlandes mit frischen Fischen versehen, sondern auch grosse Vorräthe von gesalzenen Fischen nach Aegypten und besonders nach Kairo ausführen, wo die gesalzenen Macrelen aus Hassania besonders geschätzt werden. Nach Müller (Geographi Graeci Minores) hiess Zygaena bei den Alten auch Assima, dessen Namen eine auffallende Aehnlichkeit mit dem heutigen Hassania hat, so dass man annehmen könnte, dass dieser aus jenem entstanden sei und man erst später daran die Bedeutung des mohamedanischen Namens Hassan geknüpft habe.

Ich blieb in Hassania nur kurze Zeit am Lande, konnte also nicht die nach Wellsted hier vorhandenen Ruinen besuchen, da meine Reisegefährten für die Inselbewohner eine grosse Verachtung hegten,

welche für Ketzer gelten, und nicht mit ihnen verkehren wollten, was sie am Lande vielleicht kaum hätten vermeiden können. So schifften wir uns nach eingenommenen Vorräthen wieder ein und brachten den ganzen Abend an Bord zu, wo unsre Matrosen eine Festlichkeit veranstaltet hatten, um unser glücklich gelungnes Durchsegeln des gefährlichen Klippenarchipels nördlich von Hassania zu feiern. Zu diesem Zweck hatten sie einen Ziegenbock geschlachtet, der halb gebraten verzehrt wurde und wovon man der ganzen Schiffsgesellschaft Stücke anbot. Nur den wenigsten jedoch glückte es, diese Speise geniessen zu können; die meisten gaben es nach fruchtlosen Versuchen, sich an dem lederharten Fleisch dieses uralten Bockes die Zähne auszubeissen, endlich auf und begnügten sich mit einer weniger frommen Speise, als der zu Ehren eines Heiligen geschlachtete Bock war.

Der Abend des 9ten Tages des Pilgermonats Du el Kada (es giebt 3 Pilgermonate Schual, Du el Kada und Du el Hödscha) brachte uns von der Hassaninsel nach Scherm Mahar, nachdem wir den ganzen Tag ein von dem hohen Berg Rhadua beherrschtes, anmuthsvolles Küstenpanorama zu unserer Linken gehabt hatten. Der Berg Rhadua, an dessen Fusse nördlich von Mahar ein kleiner Hafen Namens Scherm Schab liegt, wird dieses Hafens wegen auch zuweilen Dschebel Schab genannt, in welchem Namen man grosse Aehnlichkeit mit dem *Χάβινος* des Diodor (III, 44) erkennen will, der allerdings in dieser Gegend lag. Wenn übrigens der Rhadua wirklich der Chabinus ist, so muss man auf seinem Gipfel noch

Trümmer jener drei kolossalen Tempel finden, die nach Diodor auf seiner höchsten Spitze lagen und Gottheiten gewidmet waren, welche die Griechen nicht kannten. Es ist wohl kaum anzunehmen, dass diese Tempel aus Luftziegeln erbaut waren und desshalb keine dauernden Spuren hinterliessen. Ich konnte jedoch, so sehr ich mich auch danach erkundigte, nichts von der Existenz solcher Trümmer hören.

Ich fand den Hafen Mahar eng und unbequem, worauf man gar nicht durch seine schöne, geräumige Einfahrt vorbereitet war. Auch konnte man hier nur sehr schlechtes Wasser bekommen, so dass ich es vorzog, meinen Vorrath gar nicht zu erneuern. In Mahar besuchte ich mit Ali ein arabisches Kaffeehaus, welches von einem Beduinen vom Dschehina-Stamme, deren Gebiet hier anfängt, gehalten wurde. Wir sassen kaum eine Viertelstunde daselbst, als ein Schlangengaukler, ähnlich den Issauah im Maghreb und den antiken Psyllen, eintrat und einige sehr gewagte Kunststücke mit einem Exemplare von Coluber niger ausführte. Obgleich ich diese Schlange kannte und folglich wusste, dass ihr Biss nicht immer tödte, sondern gewöhnlich nur Geschwulst und Krankheit verursache, so konnte ich doch nicht umhin, die Kühnheit des modernen Psyllen anzustaunen. Mein Erstaunen wuchs jedoch und war von nicht geringem Ekel begleitet, als ich jetzt sehen musste, wie er die Schlange zu verzehren anfing und zwar auf eine höchst originelle und für ihn nicht ungefährliche Weise. Er begann nämlich mit dem Schweif der noch lebendigen Schlange, den er in den Mund nahm,

zerbiss und dann von rückwärts nach vorn vorschreitend, einen Theil des Thieres nach dem andern sich in den Mund steckte, zerkaute und aufass, bis er zuletzt beim Kopfe anlangte und auch diesen verzehrte. Den oberen Theil der Schlange hielt er, während er den untern im Munde hatte, nicht etwa mit den Händen fest, wie man vielleicht denken möchte, sondern liess ihn völlig frei um sich hängen, so dass das in den Schweif gebissene Thier sich in seiner Wuth am Körper des es zerbeissenden und verzehrenden Gauklers wand und herumschlang und diesem hundert blutige Wunden beibrachte, aus denen der rothe Saft in Strömen auf den Boden herabfloss. Da auf diese Bisse keine Geschwulst erfolgte, so schloss ich, dass die giftigen Speicheldrüsen dieser Coluber niger zerstört sein mussten. Die Zuschauer glaubten natürlich alle an ein Wunder unter dem Einflusse irgend eines Heiligen. Sie waren zu unwissend, um die Gattung der Schlange zu erkennen und hielten sie für eine der giftigsten. Von dieser Schlangenart erzählte man mir hier folgende Fabel: dieselbe sei im Stande, den Körper des Kameeles von einem Ende zum andern durchzupassiren, wo man dann die Wunde mit glühendem Eisen brennen müsse, in welchem Falle das Kameel keinen Schaden haben würde.

Am 10. Du el Kada verliessen wir Mahar, in dessen Süden wir das siebenspitzige Vorgebirge, das Ras Sebba Rus umsegelten, welches nach Mannert die Chersonesus extrema des Ptolemäos sein soll, aber wohl mit mehr Recht für einen Ausläufer des Lämon

Oros (*Λαιμὸν ὄρος*) des Agatharchides*) gehalten wird. Diesen Lämon Oros selbst können wir in dem Dschebel en Nebbi, d. h. dem Berg des Propheten wiedererkennen, welcher einen Theil des grossen Rhaduagebirges (des Mons Chabinus) bildet und unmittelbar am siebenspitzigen Cap die Küste beherrscht. Höchst wahrscheinlich wollte auch Diodor (III; 43) den Lämon oder Dschebel en Nebbi beschreiben, wenn er sagt, dass beim Hafen Charmuthas (Scherm Imbu) sich ein grosser bewaldeter Berg erhebe, dessen Namen er übrigens nicht nennt, vielleicht weil er ihn nur als einen Theil des von ihm erwähnten Chabinus ansah. Der Name Ras Sebba Rus ist ein in arabischer Geographie sehr häufiger, z. B. kommt er in der Algerie einige fünfmal vor, und man verbindet damit keine bestimmt definirende Bedeutung, am wenigsten die wörtliche, dass der Berg gerade sieben hervorragende Spitzen habe. Das Wort sieben steht hier als runde Zahl oder als heilige Zahl, wie man will und bedeutet weiter nichts als „viel". Ebensogut würde man in Europa von einem hundertspitzigen Gebirge sprechen. Der Orientale liebt aber die Anspielung auf die ihm heilige Siebenzahl. So wäre auch nichts lächerlicher, als in dem sogenannten „siebenspitzigen Cap" die vermeintlichen sieben hervorragenden Gipfel herausfinden zu wollen, um so mehr, da deren nicht sieben, sondern nur drei bemerkenswerthe vorhanden sind. Die englische Küstenaufnahme von Moresby hat diesen drei Gipfeln die Namen des Zackenbergs, des Zuckerhuts und des

---

*) De Rubro mari 59 ed. Oxford.

Klippenbergs gegeben. Die Araber kennen keine solche Bezeichnungen, bei ihnen führen einzelne Bergspitzen selten besondere Namen, denn das was Europäer für die Namen der Bergspitzen halten, sind oft die Namen ganzer Gebirge, bezeichnen zuweilen sogar eine Ortschaft, einen Stamm, das Grab eines Marabuts, eine Hochebene, selbst einen ganzen Landstrich.

Man muss sich bei arabischer Geographie nur von einem Grundsatze recht durchdringen lassen, wenn man nicht beständig falsche Schlüssse ziehen will, dass nämlich fast alle Namen von Bergen, Ländern, Flüssen nur von ungefähr, unbestimmt und undefinirt sind, dass der Araber selbst in den meisten Fällen mit einem Namen keine bestimmte Bedeutung verbindet, kurz dass die ganze Geographie im Nebel schwimmt. Woher diess kommt, ist nicht schwer zu erklären. Der Araber war früher fast ausschliesslich und ist noch jetzt vorzugsweise Nomade. Dem Nomaden gilt aber in allen Ländern die Scholle wenig, er haftet nicht an ihr, er schätzt sie nicht, es ist ihm gleichgültig, wie sie heisst. Dagegen gilt ihm die Familie, der Stamm sehr viel. Den Namen seines Stammes bewahrt der Araber treu, er trägt ihn von Ort zu Ort und benennt oft jede seiner zufälligen Niederlassungen mit diesem seinem Stammesnamen; daher die unglaubliche Verwirrung in den Namen der Landstriche. Wir fragen z. B. wie heisst diess Land? Man antwortet uns: Beni Hassan. Acht Tage darauf kommen wir in eine andre Gegend und auf die Frage nach dem Namen antwortet man wieder: Beni Hassan, und so nach vierzehn Tagen in

einem dritten Landstriche. In allen diesen Gegenden haben vielleicht die Beni Hassan als Nomaden gelebt. So ist es mit Fluss und Bergnamen auch. Nur die von Städten allein sind bestimmt.

Eine Seite des Ras Sebba Rus wird übrigens mit einem besondern Namen benannt, der jedoch auch wieder einem Landstriche angehört, welcher sich in's Innere hinzieht, nämlich mit dem Namen Burida, Buredi, Bredi oder Burdi, je nach der Aussprache dieser willkührlichen Wortverdreher.

Am Abend des 10ten Du el Kada legten wir endlich bei el Imbu oder Limbu vor Anker, welches der Hafen der Prophetenstadt Medina ist und uns als solcher schon wie die Hälfte unsres Zieles erschien. Hier pflegen oft die Hadschadsch (Pilger) die Seefahrt zu unterbrechen und einen Abstecher nach dem fünf Tagereisen zu Kameel entfernten Medina zu machen, von wo aus sie dann zu Lande in zehntägiger Reise nach Mekka pilgern So that auch Burton im Jahre 1853. Da jedoch meine ganze Reisegenossenschaft beabsichtigte, den Weg zur See bis Dschedda fortzusetzen, um von da das nur zwei Tagereisen entfernte Mekka zu besuchen und dann ebenfalls zur See von Dschedda nach el Imbu zurückzufahren, um erst von da den Abstecher nach Medina zu unternehmen, so schien es mir das klügste, ihrem Beispiel zu folgen und in ihrer Gesellschaft zu bleiben, die für mich die beste und ungefährlichste war, welche ich unter meinen speciellen Umständen finden konnte. Ein Reisender, der von einem grossen Bekanntenkreis umgeben auftritt, ist natürlich immer sicherer vor Indiscretionen, als der allein Reisende, der in keinem

Lande, am wenigsten aber im Orient, eine angenehme Stellung hat. Hätte ich nun in el Imbu das Schiff verlassen und jetzt schon von da aus Medina besuchen wollen, so wäre ich allein oder so gut wie allein gewesen, denn von der ganzen Schiffsgenossenschaft war nur der einzige Eunuche bei unsrer Ankunft in el Imbu in der Absicht, nach Medina zu reisen, an's Land gestiegen. Dieses schwarze Ungeheuer war aber begreiflicherweise kein Schutz und ausserdem auch gar keine angenehme Gesellschaft für mich, da Niemand falscher, treuloser, schadenfroher ist, als diese unglücklichen Wesen, die damit anfangen, Mitleid zu erregen und damit enden, von Jedermann gehasst zu werden. Ich tröstete mich desshalb mit der Hoffnung die Stadt, wo der Prophet begraben ist, auf meiner Rückreise von Mekka besuchen zu können und zwar wieder von el Imbu aus, da meine Reisegefährten dasselbe beabsichtigten, die alle einen grossen Respect vor der Landreise von Mekka nach Medina hatten, welche sie mir als überaus strapazenvoll und unangenehm, ja gefährlich schilderten. Wie dieser schöne Plan nicht zur Ausführung kommen sollte und unter welch' unangenehmen Umständen für mich, wird man unten bei der Erwähnung meiner Rückkehr von Mekka nach Dschedda sehen. Es ist übrigens ein Irrthum, wenn man glaubt, dass die Wallfahrt nach Medina durchaus nöthig sei, um den Titel eines Hadsch (Pilger) zu erwerben. Nach den besten arabischen Autoritäten, deren Zeugnisse Reland gesammelt hat*), gehören

*) Relandus, de Religione Mohamedica. Trajectum ad Rhenum 1705.

nur folgende fünf Dinge zur vollkommnen Pilgerfahrt.

1) Die fromme Absicht und die Gebete, welche dieselbe bezeugen.

2) Die Anwesenheit auf dem Berge Arafa am neunten Tage des Monats Du el Hödscha.

3) Das Anlegen des Jhrams d. h. der Pilgertracht und Abrasiren des Haupthaares.

4) Die sieben Umgänge um das Bit Allah (Haus Gottes) nämlich die Kaaba, den sogenannten Tempel Abrahams, in der Mitte des Hofraumes der grossen Moschee von Mekka gelegen.

5) Der Gang zwischen den beiden Hügeln Ssafa und Marua.

Wie man sieht ist hier nicht von Medina die Rede. Die Pilgerfahrt nach Medina ist also nur eine fromme, zwar verdienstliche, aber nicht zur Seligkeit durchaus nothwendige Handlung, wie die Pilgerfahrt nach Mekka und Arafa, welche jeder Moslem machen muss, der nur irgendwie die Mittel dazu auftreiben kann. Uebrigens habe ich oft von schriftgelehrten Arabern die Ansicht äussern hören, dass, im Fall Jemand nicht im Stande wäre, allen fünf Bedingungen der Pilgerfahrt gerecht zu werden, wenn er nur die zweite, welche die wichtigste von allen ist, nämlich die der Anwesenheit auf Arafa am neunten Du el Hödscha, erfülle, er dann dennoch mit Recht den Titel eines Hadsch führen könne, obgleich er die andern vier Bedingungen nicht erfüllt habe. Arafa allein macht den Pilger, so hörte ich täglich sagen. Von jeder andern Bedingung kann man sich durch

das Opfern eines Schafes loskaufen, nur von der der Anwesenheit auf Arafa am neunten Du el Hödscha nicht. An jedem andern Tage, als dem neunten, würde übrigens die Anwesenheit auf Arafa nichts bedeuten. Nur an diesen Tage scheint er ein heiliger Berg zu sein.

Fünftes Capitel.

El Imbu.

Der Name El Imbu. — Leuce Come. — Der vicus albus oder vicus perspicuus. — Der Charmothas. — El Imbu unter der Herrschaft des Islam. — Landung im Hafen. — Stadtmauern. — Bewohnerzahl. — Beduinen vom Dschehinastamme. — Ihre rohen Sitten. — Die Et Tämi, das Fischervolk. — Der Fischreichthum. — Die Märkte. — Kaffeebuden. — Pilgergemisch. — Getränk aus Kaffeeschoten gebrüht. — Gedichte zu Ehren des Kaffees. — Besuch der Moschee. — Gebete. — Andachtsformeln. — Rückkehr an Bord. — Komische Prügelscene.

Der Name dieses Ortes wird von europäischen Schriftstellern auf die verschiedenartigste Weise geschrieben: Janbo, Jambo*), Yanbo, Yambo**), Jenbo, Jenbuu***), Emba und Imba†) auch Janbo el Bahhr (das Janbo am Meere, um es von einem andern Janbo im Innern, dem Janbo en Nachel, d. h. dem dattelreichen Janbo, zu unterscheiden). Diess sind die hauptsächlichsten Formen dieses Städtenamens und

*) Ritter, Erdkunde XII, XIII.
**) Burkhardt Travels in Arabia. London 1820.
***) Berghaus Arabia und das Nilland. Gotha 1835.
†) Sir Gardener Wilkinson Egypt. London 1846.

sie können sich alle einer gewissen Richtigkeit rühmen, weil ihnen die literale Form des Wortes zu Grunde liegt. Diese literale Form wäre allerdings im deutschen ausgedrückt Janbo (französisch Yanbo, englisch Yunbo). Aber das Wort wird in Wirklichkeit ganz anders ausgesprochen und kein Araber würde heut' zu Tage verstehen, welchen Ort man unter „Janbo“ bezeichnen wollte. Das Ja (Jot) und das Nasba (der Vocal A) haben in der Aussprache dieses Namens einem einfachen J Platz gemacht, das N lautet vor B ohnehin immer in M um, und der Schlussvocal ist in diesem Fall vielmehr ein U Laut als ein O, (obgleich U und O im Arabischen kaum zu unterscheiden sind) so dass aus dem Worte Janbo im Munde der Araber Imbu wird. Da die Araber ferner fast allen Städtenamen, besonders denen, welche mit Vocalen beginnen, den Artikel vorsetzen, so wäre es auffallend, das El vor dem Namen wegzulassen und wir müssen desshalb el Imbu oder Limbu (da der Vocal des Artikels unhörbar ist) aussprechen. Es scheint mir richtiger in einem Reisewerke die Namen der Städte so zu schreiben, wie sie gesprochen werden, als in der Schreibart derselben sklavisch den Traditionen europäischer Orientalisten zu folgen, welche ihre Kenntniss des Arabischen meist nur aus dem Wörterbuche schöpften und von der Aussprache nur sehr unvollkommene Ideen hatten.

Ueber das Alterthum el Imbu's sind wir nicht ganz im Dunkeln und auch nicht in Verlegenheit, dieser Stelle einen antiken Namen beizulegen, da nicht weniger als drei alte Ortschaften Anspruch darauf machen können, hier gelegen zu haben. Es

sind diess Charmuthas*), Jambia oder Jambia vicus**) und Leuce Come (λεύκη κώμη) d. h. der weisse Flecken. Nach Mannert ***) lagen diese Orte an einem und demselben Meerbusen (dem heutigen Scherm el Imbu) und zwar so, dass Charmuthas an seinem nördlichen Eingang, Jambia und Leuce Come an seinem südlichen Ausfluss sich befanden. Der Umstand, dass der sonst über Arabien so gutunterrichtete Ptolemäos Leuce Come gar nicht erwähnt, scheint hinlänglich anzudeuten, dass dieser Name nur eine zweite Benennung, ein Beinamen, für eine andere vom Alexandriner angeführte Ortschaft war. Mannert kommt das Verdienst zu, zuerst die Identität von Leuce Come mit Jambia vicus festgestellt zu haben, welche mir äusserst annehmbar erscheint, obgleich Ritter sie verwirft und mit Bochart und d'Anville annimmt, dass Leuce Come und das Auara des Ptolemäos und Stephanus Byzantinus ein und derselbe Ort seien. Ich habe schon oben das Falsche letzterer Ansicht zu beweisen gesucht, komme also nicht wieder darauf zurück, sondern will hier nur kurz die Gründe aufführen, warum mir Mannerts Ansicht als die einzig richtige vorkommt. Mannerts Gründe selbst könnten zwar schon überzeugend sein. Diese sind, dass die Schifffahrt von Sues bis el Imbu heut zu Tage eben so viel Zeit braucht, als Aelius Gallus von dort nach Leuce Come zur See fahrend zubrachte; und dass der Periplus maris Erythraei die Ueberfahrts-

---

*) Diodorus Sicul. Hist. III, 43. Strabo XVI, 77.

**) Ptolemaei Geogr. VI, 7.

***) Mannert Geographie der Griechen und Römer VI, 1.

zeit von Berenice nach Leuce Come auf 2—3 Tage angiebt, was gar nicht richtig befunden werden könnte, wenn unter Leuce Come Auara gemeint wäre, welches nach Ptolemäos 5 Grade nördlicher, als Berenice und als das ihm gegenüber unter gleicher Breite gelegene Jambia lag. Eine Schifffahrt von Berenice nach Auara würde nicht zwei bis drei Tage, sondern sechs bis sieben Tage zum allerwenigsten gedauert haben. Diesen an und für sich schon hinlänglichen Gründen möchte ich noch folgende hinzufügen. Einmal giebt Ptolemäos sein Auara gar nicht am Meere an, sondern sagt ausdrücklich, dass es eine Stadt im Innern sei, ja das ganze rothe Meer erreicht bei Ptolemäos gar nicht den Breitengrad von Auara, welches unter 29° 40′ angegeben wird. Wie soll also eine Stadt in einer Gegend am Meere liegen, wo gar kein Meer mehr vorhanden ist? Leuce Come lag aber unstreitig am Meere, kann also nicht mit dem im Innern gelegenen Auara identisch sein. Die Unrichtigkeit der Uebersetzung des Namens Auara oder Hawra mit „die Weisse“ ist schon oben gezeigt worden. Die zwei bis drei Tage, welche die Schifffahrt von Berenica nach Leuce Come brauchte, sind das Minimum einer Ueberfahrt über's rothe Meer, und wenn der Periplus sagt, dass die Schiffe von Berenice erst gegen Norden und der Küste entlang segelten, so findet dieses auch bei Jambia seine Erklärung, welches ja zehn Gradminnten nördlich von Berenice lag; mehr aber nach Norden abzuschweifen, als eben diese zehn Minuten, dass würde für die Fahrt von Berenice nach Leuce Come mehr, als zwei bis drei Tage, ergeben haben. Gosselin erblickt Leuce Come in Moila, Vin-

cent in Onne, beide mit noch mehr Recht, als die haben, welche Auara dafür halten, denn von jenen Orten kennt man wenigstens die Lage, während die von Auara sehr problematisch ist. Freilich genügt ein Blick auf die Karte, um das Falsche auch dieser Ansichten, die heut zu Tage Niemand mehr theilt, darzuthun. Eine Schwierigkeit bliebe freilich noch übrig, das ist die Angabe des Periplus maris Erythraei, dass in Leuce Come ein Castrum und Zollamt des Königs Malek der Nabatäer, zu dessen Hauptstadt Petra ein directer Weg von hier führte, befindlich war. In der That so weit südlich, als der 24. Grad nördlicher Breite, pflegt man sonst nicht die Grenze des Nabatäerreichs anzunehmen. Aber der Umstand, dass keine andern Autoritäten, als der Periplus und Strabo, von Leuce Come als einer nabatäischen Niederlassung sprechen, scheint hinlänglich anzudeuten, dass es nur vorübergehend diese Eigenschaft besass und zwar in der Glanzepoche des Nabatäerreiches zur Zeit der letzten Ptolemäer von Aegypten und vielleicht noch zur Zeit des Augustus. Die Nabatäer besassen Strassen längs der Küste des elanitischen Golfs und des diesem zunächst liegenden Theils des rothen Meeres. Was war also natürlicher, als dass, da sie temporär in den Besitz von Leuce Come traten, sie ihre Strassen bis dorthin ausdehnten und dass so, wie der Periplus sagt, der Weg von da nach Petra frei war. Dass er es zur Zeit des Augustus nicht mehr war, geht aus dem Umstand hervor, dass Aelius Gallus statt den Landweg zu nehmen, die gefährliche Seereise nach Leuce Come vorzog, was Strabo einem Verrath der Nabatäer zuschreibt, was aber vielleicht

auf ihrer wirklichen Unfähigkeit beruhte, jene Strasse zu schützen. Als später Arabia petraea römische Provinz ward, sank die Blüthe des nabatäischen Volkes allmählig, und bald hört man nichts mehr von Leuce Come und einem nabatäischen Handelsemporium.

Der Hauptgrund, warum die Gegner von Mannerts Ansicht darauf bestehen, in Hawra Leuce Come zu sehen, liegt in der Etymologie des Wortes Hawra, welches „weiss“ bedeuten soll, was ich schon oben als unrichtig bewiesen habe. Was werden aber diese Gelehrten sagen, wenn ich hier den Satz aufstelle, dass el Imbu auf arabisch ganz dasselbe bedeutet wie λεῦκος auf griechisch und so allen Beweisen Mannerts noch den der Etymologie der Namen hinzufüge? Wir finden nämlich in jedem lateinisch-griechischen Lexicon, dass λεῦκος ausser der wörtlichen Bedeutung „weiss“, auch noch die figürliche „clarus, perspicuus, apertus“, hatte und es ist recht gut denkbar, dass Leuce Come als grosses Emporium den Namen des „vicus perspicuus“ geführt habe, statt dessen viele fälschlich seinen Namen mit „vicus albus“ übersetzen. Nur finden wir in Golius, lexicon arabico-latinum (Lugd. Bat. p. 363), dass das arabische Wort مُبَيِّن, Mubain, welches im Volksmund Embain lautet, dieselbe Bedeutung wie perspicuus und λεῦκος hat. Wahrscheinlich hiess also in ältester Zeit el Imbu auf arabisch Ombain d. h. „der ausgezeichnete Ort“ oder „vicus perspicuus.“ Später scheint diese Etymologie vergessen worden zu sein, als der Handel von Leuce Come sank und es nicht mehr ein ausgezeichneter Ort war. Da die Araber aber jeden

Ort gern mit einem Namen, der eine Bedeutung hat, benennen, und Embain diese Bedeutung verloren hatte, so wählten sie später den einfachen und diesem ähnelnden Namen ينبوع Inbu, das heisst: „die Quelle“, welcher Name im Volksmund fast wie Ombain, nämlich Imbu ausgesprochen wurde. So kommt es, dass die literale Form des Namens jetzt Janbo ist, welches „Quelle“ heisst, obgleich er immer noch Imbu ausgesprochen wird, was mit seinen ursprünglichen Namen Ombain die grösste Aehnlichkeit hat. Ich glaube diese Etymologie ist einfach und natürlich. Man hat im Orient viele solche Beispiele von Orten, welche in verschiedenen Zeiten zwei ähnelnde Namen führten, die beide ungefähr gleich ausgesprochen wurden, obgleich sie ganz verschiedene Bedeutungen hatten. Der Name Janbo oder Inbu, mit N statt mit M, wie jetzt die literale Form lautet, wird schon desshalb leicht als der neuere, vielleicht erst im Mittelalter entstandene Name erkannt, weil Ptolemäos der einzige der Alten, der dieses Namens erwähnt, ausdrücklich Jambia Come und nicht Janbia schreibt. Die Schreibart des Namens mit M war also die ältere, welche der Bedeutung Ombain d. h. „vicus perspicuus“ entspricht und die Form mit N, welche Quelle bedeutet ist neuer, sie kommt nämlich zuerst bei Isstachri vor, der im elften Jahrhundert lebte. Bis auf weiteres bleibe ich also bei Mannerts Ansicht, dass Jambia vicus, d. h. der Flecken Jambia den Beinamen „der weisse Flecken“ geführt habe. Dieses „weisse Jambia“ lag wahrscheinlich an der Stelle des heutigen el Imbu, welches seinen Namen fast unverfälscht durch die Jahrtausende bewahrt hat, denn Niemand wird die

grosse Aehnlichkeit zwischen den Namen Jambia und el Imbu verkennen.

Der Scherm el Imbu wäre dann das Charmuthas des Strabo und Diodor, ja vielleicht auch das Azotas des Pomponius Mela*), welches dieser als Hauptemporium Arabiens bezeichnet, denn bei ihm scheint hier nicht jenes in Palästina gelegene Azotas gemeint zu sein. Hier war es, wo Aelius Gallus, der Procurator Kaisers Augustus in Aegypten, auf seinem Zuge gegen Arabien seine 10,000 Römer und 1000 Nabatäer ausschiffte, um von da den Weg in's Innere anzutreten: der einzige Zug, welchen Rom jemals zur Unterwerfung des glücklichen Arabiens unternahm und der so kläglich endete. Scheint es nicht als habe Horaz seinen Freund Iccius vor der Theilnahme an diesem Feldzuge warnen wollen, da er ihn wie folgt anredete? (Od. I. 29.)

Icci, beatis nunc Arabum invides
Gazis et acrem militiam paras,
Non ante devictis Sabaeis
Regibus . . . . .

An der Ununterworfenheit Arabiens war freilich viel mehr wahres, als an den grossen Schätzen, welche das Sprichwort der Alten dorthin verlegte und die wir bei ihren Dichtern überall erwähnt finden.

Die Beschreibung des Hafens Charmuthas bei Diodor, welcher seinen Eingang als eng, sein Innres aber als sehr weit und fähig, 2000 Schiffe aufzunehmen, schildert, stimmt durchaus auf den Scherm el Imbu. Hierüber kann wohl kein Zweifel obwalten.

*) Pomponius Mela, de situ orbis II, 10, 1.

Dagegen scheint es mir, dass vielleicht das alte Jambia, der weisse Flecken, am Busen des Charmuthas selbst gesucht werden dürfte, denn die alten Schriftsteller*) sprechen von dieser Stadt in unmittelbarer Verbindung mit dem Meerbusen, was anzudeuten scheint, dass hier nicht el Imbu, welches 1½ deutsche Meilen südlicher als derselbe liegt, gemeint sei. Da wir nicht wissen, ob am Ufer dieses Busens Ruinen vorhanden sind (kein reisender Europäer hat noch daselbst gelandet) so können wir natürlich nichts Bestimmtes darüber sagen. Möglich wäre es, dass das alte Jambia am Meerbusen lag und ein späteres Jambia, nachdem das erstere durch Erdbeben oder Krieg zerstört worden war, an der Stelle el Imbu's erbaut wurde. Es giebt in der arabischen Welt viele Beispiele solcher Städteverschleppungen. Da, wie wir oben gesehen haben, Jambia wahrscheinlich Leuce Come war, so ist es zu vermuthen, dass die Nabatäer, jenes grosse Handelsvolk, welche in Leuce Come ein Emporium besassen, auch eher den trefflichen Hafen von Scherm Imbu, als das weniger vortheilhaft gelegene el Imbu hinzu gewählt haben würden. Auch lag es nördlicher, folglich näher an ihrer Hauptstadt Petra, von wo ein directer Weg nach Leuce Come führte. Jedenfalls lag das alte Jambia am Meere. Ritter behauptet freilich, das Jambia des Ptolemäos sei das heutige el Imbu en Nachel, welches im Innern liegt. Aber die andern Orte, welche Ptolemäos in seiner Liste von Onne

---

*) Notitia utriusque Dignitatis Imperii Romani. Venetiis 1705.

(Airr Nun) bis Badeo regia (Dschedda) angiebt, in welcher Liste auch Jambia steht, sind offenbar alle am Meere gelegen und nur vom Meere aus beobachtet, wie die Angabe von Vorgebirgen und Flussmündungen beweist, so dass es auffallend wäre, dass grade Jambia allein von all diesen Städten im Innern gewesen sei.

El Imbu war vor der Zeit des Propheten der Hauptort eines der vielen kleinen jüdischen Staaten Arabiens, deren politischen Brennpunkt damals das jüdische Reich in Jemen bildete.*) Diese Juden eroberten bekanntlich die antike Stadt Jathriba (das heutige Medina) und es gelang ihnen, den zwischen Medina und el Imbu hausenden wichtigen Stamm der Chasradschiten theilweise zu ihrem Glauben zu bekehren, von welchem Glauben diese Araber freilich nur die Messiaslehre annahmen und dadurch auf die Ankunft ihres Propheten vorbereitet wurden, den von allen grösseren Stämmen die Chasradschiten zuerst anerkannten. Wahrscheinlich gehörten die Bewohner von el Imbu ebenfalls zu den frühesten Bekennern des Islams.

El Imbu's neue Wichtigkeit datirt jedoch von der Epoche, in welcher es zum erstenmal als Hafenort Medina's erscheint. Der älteste der uns bekannten arabischen Geographen, el Isstachri**), welcher um 950 p. Chr. n. lebte, kennt el Imbu noch nicht als Hafen der Prophetenstadt. El Isstachri spricht nur von dem el Imbu en Nachel, welches, etwa $3^1/_2$ deutsche

*) G. Weil, Mohamed der Prophet. Stuttgart 1843, S. 71. und 410—12.

**) El Isstachri, liber Climatum ed. Möller. Gothae 1839.

Meilen von El Imbu entfernt, im Innern liegt. Der arabische Geograph Siciliens, Edrisi *), der um 1150 am Hofe König Rogers von Sicilien lebte, weiss gleichfalls noch nichts vom Hafen el Imbu, und der geborene Kurde, Ab' ul Feda **), der sich durch seine Regierungsgeschäfte, als souveräner Fürst von Hamad in Syrien (1273—1331) nicht abhalten liess, die beste arabische Geographie seiner Zeit zu schreiben, erwähnt el Imbu nur als ein Städtchen. Zu jener Zeit war noch Dschar, das heutige Berika, der Hafenort der heiligen Stadt.

Im späteren Mittelalter scheint jedoch allmählig el Imbu mit seinen zwei Häfen, dem einen leidlichen, unmittelbar an der Stadtmauer befindlichen und dem andern ganz vortrefflichen, der etwa eine deutsche Meile nördlich von ihm gelegen ist und Scherm el Imbu heisst (der antike Charmothas), die Schwesterstadt Dschar (das alte Arga oder Egra), welches 7½ deutsche Meilen südlicher lag, in seiner Eigenschaft als Hafen und Pilgerstation für Medina verdunkelt zu haben. Jetzt ist es der ausschliessliche Hafen der Stadt des Propheten und Dschar nur noch ein Ruinenhaufen.

Von dem Hafen, in welchen unser Segelschiff eingelaufen war, hatten wir nur wenige Schritte nach dem Städtchen. Diese Nähe verlockte mich, dasselbe zu besuchen. Neugierde war natürlich mein einziger Zweck, denn der Ankauf der mir nöthigen

*) Edrisi, Noshat' el Muschtak oder Geographische Unterhaltungen. Göttingen 1796.

**) Abulfeda Geographie, Arabischer Text. Paris 1840.

Lebensmittel konnte recht gut am Hafen selbst stattfinden, da ein kleiner Suk (Markt) daselbst abgehalten wurde. Aber diese meine Neugierde meinen Reisegefährten einzugestehen, das wäre viel zu gefährlich gewesen, da Neugierde nach den Begriffen der Araber eine wesentlich europäische Untugend ist. Ich schützte desshalb den Besuch der Kubba (Capelle) eines Marabuts vor. Glücklicherweise befand sich eine solche in el Imbu. Sie war dem grossen Ali ben abu Thaleb, einem Enkel des Schwiegersohns des Propheten, Ali, gewidmet, welcher in dem benachbarten el Imbu en Nachel geherrscht haben soll. Von der Existenz dieser Kubba hatte ich durch einen Mekkawi (Mekkaner) gehört, welcher jedoch aus dem Heiligen desshalb nicht viel machte, weil derselbe hauptsächlich von den Schiiten, die in ihm einen ihrer grossen Imams erblicken, verehrt wurde; da jedoch auch orthodoxe Moslems diese Kubba besuchen, so konnte mein Wunsch, nach derselben zu pilgern, nicht auffallen. Doch fand sich keiner meiner Reisegefährten bereit dazu, mich auf diesem Ausfluge zu begleiten. Ich unternahm ihn deshalb ohne andre Begleitung, als die meines Negersklaven, Ali, dessen gutmüthige Unwissenheit sich gerne überreden liess, dass besagter Ali ben abu Thaleb sein Schutzpatron sei und der desshalb grosse Sehnsucht nach dem Heiligthume empfand und dieselbe auch vor unsern Reisegefährten zur Schau trug, welche von seiner Frömmigkeit höchst erbaut schienen.

Bei unsrer Landung im Hafen von el Imbu empfing uns die Bande habsüchtiger türkischer Zollbe-

amten, welche, obgleich ich gar nichts Versteuerbares bei mir hatte, dennoch durch einige Piaster bestochen werden musste, um uns nur in Ruhe unsern Weg fortsetzen zu lassen. Die armen Hadschadsch (Pilger) werden bei jeder Gelegenheit ausgeplündert.

El Imbu bot, wie fast alle arabischen Städte, ein Bild des kläglichsten Verfalls dar. Trotz der Günstigkeit seiner beiden Häfen war der Handel doch fast auf Null herabgesunken. Nur der Umstand, dass es der Hafen von Medina ist, bringt noch zur Zeit der Pilgerfahrt einiges Leben in seinen abgestorbenen Verkehr. Kleine und grössere Karawanen gehen noch wöchentlich von el Imbu nach der Prophetenstadt.

Der türkische Beamte, welcher die höchste Administrativbehörde hier ist, hatte bis noch vor einigen Jahren das Recht, von jedem der in el Imbu landenden Schiffe 75 Piaster als Steuer zu erheben. Da aber über diese drückende Last sehr viele Klagen bei der Regierung einliefen, so hat seitdem mit Zustimmung der Pforte der einheimische Häuptling, der Scheriff, die Sache in die Hand genommen und unter dem Vorwand, diese Steuer abzuschaffen, eine neue eingeführt, welche nur unter einem andern Namen ganz dieselben Erhebungen fordert, wie die alte. Die Schiffer haben dabei nichts gewonnen, als dass sie nun einem Araber und nicht einem Türken ihr Geld geben, was auch eine Satisfaction ist.

Ich fand die Stadtmauer von el Imbu zum Theil noch verfallen (sie wurde im Kriege gegen Mohamed Ali von Aegypten zerstört). Die Häuser der Stadt waren theils aus Steinen, theils aus Luftziegeln er-

baut. Das Material zu den ersteren hatten Korallensteine geliefert, woran hier grosser Ueberfluss ist. Die Häuser waren mit Ausnahme einiger halbverfallener Khans, einiger Moscheen und den beiden Palästen der Behörden, alle einstöckig, unansehnlich, wahre Maulwurfshügel, nicht einmal, was doch sonst im Orient bei Steinhäusern allgemein ist, frisch weiss angestrichen. Besagte beide Paläste, wovon der eine dem türkischen Gouverneur, der den Titel Mohafis führt, und der andere dem arabischen Scheriff, dem Oberhaupt der Dschehina Limbauwi gehört, sind übrigens jetzt, wie beinahe die Hälfte der Häuser el Imbu's, fast nichts als Ruinenhaufen. Nur zwei Thore, das nördliche Bab el Masr (Thor Kairo's) und das östliche Bab el Medina (Thor Medinas), führten ursprünglich aus dem labyrinthischen Chaos in's Freie, aber, da die Mauern halb verfallen sind, so kann man jetzt an noch sehr vielen andern Punkten den Ausweg gewinnen. Ja, an einzelnen Stellen kann man sogar durch die 4 Fuss über dem Boden angebrachten Schiessscharten in die Stadt gelangen, wo dann die herabgestürzten Steine als Treppen zu ihnen dienen.

El Imbu besteht eigentlich aus zwei kleinen Städten, welche durch einen Meeresarm getrennt sind. Die eine ist die Vorstadt, Rabad el Kad genannt, und hauptsächlich von Schiffern und Fischern bewohnt, die andere die eigentliche Stadt. Ich möchte die Einwohnerzahl dieser beiden Ortschaften zusammen annähernd auf 4000 Seelen schätzen und glaube, dass diese Schätzung eher noch über als unter der Wahrheit steht. Die Bewohner sind haupt-

sächlich Beduinen und zwar vom Stamme der Dschehina, welcher diesen Küstenstrich inne hat. Sie sind, wenn man will, keine eigentlich civile Stadtbevölkerung, sondern eher Landbewohner, die sich gleichsam provisorisch in der Stadt niedergelassen haben, obgleich dies Provisorium schon Generationen währt. Aber sie unterscheiden sich so gründlich von andern Städtebewohnern, von friedlichen Bürgern, dass obige Behauptung, so paradox sie auch scheinen mag, dennoch vielleicht berechtigt ist. Ihre Kleidung ist ganz die der Beduinen der Umgegend, vor denen sie sich fast durch nichts auszeichnen. Sie tragen nämlich die Aba, einen langen Wollenmantel, weiss und schwarz gestreift, der aus Syrien eingeführt wird; darunter die Kamidscha, ein baumwollenes Hemd, einer antiken Tunica an Form vergleichbar; um ihren Leib den Hosäm edsch Dscheld (Gürtel von Leder), in dem jedesmal ein krummes Dolchmesser, die Dschenbia, steckt; auf ihrem Haupte die Kuffija oder Kefia, jenes in ganz Syrien vielgetragene seidene Kopftuch, mit rothen, grünen und goldgelben Streifen und einer Menge kleiner Zipfel und Quasten, welche bei jeder Bewegung des Trägers der Kufija schaukeln und schwanken und so als Fliegenverscheucher dienen.

Es ist merkwürdig, wie man in so vielem, was die Araber an und um sich haben, das antike Muster wiedererkennen kann. Sò ist die Aba, der ebengenannte arabische Mantel, unverkennbar die antike Abolla (Juvenal IV, 76, Martial Ep. VIII, 48) und zwar, je nach der Länge, bald die Abolla minor, bald die Abolla major, der Mantel der griechischen Philo-

sophen (Mart. Ep. IV, 53). Der Name Aba scheint auch aus Abolla entstanden. In der Dschenbia, dem Dolchmesser der Beduinen, könnte man die antike Machaera wiedererkennen; und die Kufija, das Kopftuch, ist ohne Zweifel das Theristrum, welches in Griechenland von den Frauen zum Schutz gegen die Sonne getragen wurde (Theocrit XV, 69). Diese Beduinen sind roh, ungeschliffen und fanatisch, und leben in beständigem Zwist untereinander, da die Blutrache bei ihnen, wie bei allen Beduinen, sich auf ewig vererbt. Sie lieben die Fremden nicht und sehen nur ungern, dass sich ein Türke oder Stadtaraber in el Imbu niederlässt. Einem solchen pflegen sie gewöhnlich das Leben so sauer zu machen, dass er es nicht lange in ihrer Heimath aushält. In den meisten Fällen verheirathen sie sich in ihrem eignen Stamme, da alle Beduinen sich für adelig halten und das fremde Blut ihnen plebejisch scheint. Zuweilen soll es jedoch vorkommen, dass ein Limbauwi (ein Bewohner el Imbu's) eine Mekkanerin zur Frau nimmt, wo dann trotz des hohen Ranges, welche die Kinder Mekka's durch ihre Geburt bei allen andern Arabern einnehmen, dennoch hier die unausbleibliche Folge ist, dass die Sprösslinge aus dieser Ehe nicht für ganz ebenbürtig angesehen werden. Ein ächter Limbauwi treibt niemals Handel. Die meisten leben blos vom Ertrag ihrer Palmengärten und hegen gegen die Kaufleute diejenige Verachtung, welche der Grundbesitzer denselben fast in allen Ländern widmet. So sind denn die Kaufleute meist Fremde und zwar Inder oder Aegypter, die jedoch fast immer nur wenige Jahre in el Imbu

bleiben. Ungläubige dürfen nicht in dieser Hafenstadt des heiligen Medina's wohnen. Der ächte Limbauwi hat noch so viel vom Beduinen in sich behalten, dass er die Stadt nicht auf die Dauer ununterbrochen bewohnen mag. So wechselt er denn zwischen dem Aufenthalt in dem el Imbu en Nachel, wo er gewissermaassen auf dem Lande ist und der Hafenstadt el Imbu ab. Wenn man ihn von seinem Landaufenthalt zurückkommen sieht, wie er in seinen faltenreichen Mantel gehüllt, mit der Flinte auf dem Rücken, an den Läden der Kaufleute verächtlich vorbeigeht, dann möchte man ihn für einen König halten, der seine Vasallen mustert.

Reichthum hat wohl nie unter den Limbauwi geherrscht und selbst der gewisse allgemeine Wohlstand, von dem frühere Reisende, wie Burkhardt, Wellsted*) und Rüppell**) berichteten, hat jetzt jenem im Orient so häufigen socialen Standpunkt Platz gemacht, der zwischen gänzlicher Armuth und einer bescheidenen Mittelmässigkeit die Mitte hält. Geld ist hier äusserst rar. Ich glaube, man wird kaum in el Imbu drei Personen finden, welche 2000 Rials (etwa 3000 Thaler) besitzen. Dagegen macht die grosse Bedürfnisslosigkeit dieser Stadtbeduinen, dass sie ihre Armuth weniger fühlen. Etwas Reis, Fische, Brod und Datteln, genügen ihnen zum Leben. Die Fische namentlich sind ihr Hauptnahrungszweig, was ich schon aus der grossen,

*) Wellsted Reise in Arabien, von Rödiger.

**) Rüppell Reise in Abyssinien. 1838.

Menge derselben, welche ich auf dem Markte sah, schliessen konnte.

Der Fischmarkt war nämlich das erste Interessante, was mir bei meiner Wanderung durch el Imbu aufstiess. Dieser Markt war doppelt interessant, einmal wegen der auf ihm feilgebotenen Waare, welche sich von der, dem Europäer gewohnten, so sehr unterschied, dann auch wegen der Originalität der Verkäufer selbst. Letztere sind nämlich nicht Limbauwi, sondern, wie die Fischer in so vielen Ländern, ein ganz abgesondertes Völkchen. Die Araber nennen sie „et Tämi", welcher Name sehr an die „Temi" des Ptolemäos, die jedoch nicht im rothen Meer, sondern im persischen Golf Fischfang trieben, erinnert. Doch diess hindert eine Stammverwandtschaft nicht, da beide Meere sich sehr nahe liegen und stets viel Verkehr mit einander hatten. Diodor spricht ebenfalls von einem Fischervolk in diesen beiden Meeren, welches er Ichthyophagen (Fischesser) nennt. Der Periplus*) maris Erythraei kennt sie auch im arabischen Golf und nennt dieselben Kanraiten. Der arabische Geograph Edrisi hat uns von ihnen eine ausführliche Beschreibung hinterlassen, welche trotz der sieben seitdem verflossenen Jahrhunderte, dennoch heutzutage in ihren Hauptgrundzügen passend erscheint.

Die et Tämi wohnen jetzt nicht mehr, wie zur Zeit Diodors, in Klüften und Höhlen am Meere, sondern sie haben theils Reiserhütten, theils Zelte, von der Art, welche man Kemli nennt, und die aus weiter

*) Periplus maris Erythraei in Geogr. Graec. Minor.

nichts bestehen, als aus mehreren in den Boden gesteckten Pfählen, worüber einige Ziegenfelle zur Abwehrung der Sonnenstrahlen ausgespannt sind. Die et Tämi sind am ganzen rothen Meere zerstreut, ihren Lieblingsaufenthalt bilden jedoch die Inseln desselben und die Hauptmärkte, wohin sie ihre Waare zum Kauf bringen, sind die Städte el Imbu, Kosseir, Dschedda und die Küstenorte des Iemen. Statt nackt zu gehen, wie im Alterthume und wie sie Diodor beschreibt, tragen die et Tämi jetzt die langen blauen oder weissen Faltenhemden von grobem Baumwollstoff, die man bei den Fellah von Aegypten sieht. An den Füssen tragen sie keine Schuhe, sondern eine Art von Sandalen, die sie selbst aus der Haut eines grossen Fisches, Manati (Halicore) verfertigen, welcher Fisch jedoch immer seltner wird. Desshalb sind auch diese Sandalen bei ihnen sehr geschätzt. Das Wort Sandale ist übrigens hier ein Euphemismus, da diese Fussbekleidung der et Tämi durchaus nicht dem antiken Sandalium, welches ein feiner Pantoffel war, sondern vielmehr der Solea entspricht, wie sie uns Aulus Gellius (XIII, 21) schildert und die mit den heutigen Schuhen der Capuziner einige Aehnlichkeit hat. Die Gesichtsfarbe der et Tämi ist sehr dunkel, beinahe schwarz, obgleich sie keine Negerzüge haben. Ihr Aussehen ist wild und barbarisch.

Die Araber des Festlandes verachten das Fischervolk unendlich und werfen ihm die schändlichsten Dinge vor, obgleich sie selbst gewiss nicht berechtigt sind, den Stein auf Andere zu werfen, da es kaum etwas Lasterhafteres giebt, als einen echten Araber. Natürlich liegt der Verachtung der Bedui-

nen gegen die et Tämi eine Legende zu Grunde, welche in solchen Fällen niemals fehlen darf. Die Legende hat in diesem Falle Niemand geringeren zum Gegenstand, als den Propheten Mohamed selbst. Als nämlich derselbe, auf seinen Wanderungen an den Küsten des rothen Meeres, eines Abends auch einmal bei den et Tämi einsprach und dort als Gast beherbergt wurde, da trugen die schändlichen Fischer bei ihrer Mahlzeit einen gekochten oder gebratenen Hund auf, über welches unkoschere Gericht der Stifter des Islam in einen solchen Zorn gerieth, dass er alle et Tämi verfluchte und seinen Anhängern gebot, niemals mit den entsetzlichen Hundeessern zusammen bei Tisch zu sitzen, noch sonst Verkehr zu haben. Obgleich die et Tämi jetzt Muselmänner sind und keine Hunde mehr essen, so hat doch der alte Fluch seine Wirkung behalten. Hätte der Prophet die im Maghreb überhaupt und besonders in Algier so häufigen Biskri gekannt, welche ebenfalls jenes unreine Thier verspeisen, so würde heutzutage jeder Schuhputzer in Algier verflucht sein. Ich fand die et Tämi, in meinem Verkehr mit ihnen, ganz leidliche Menschen, viel zuvorkommender und anscheinend gutmüthiger, als Stadtaraber und Beduinen. Doch sind sie ein wenig betrügerisch, namentlich gegen die armen Hadschadsch (Pilger), welche auf dem Fischmarkt, wie überall, alles doppelt bezahlen müssen.

Der Fischmarkt in el Imbu war ausserordentlich gut versehen, da dieses eine der Hauptstationen für den Absatz des Fischreichthums des rothen Meeres ist. Unter den feineren Fischen schienen mir die

Macrelen (Scomber) vorzuherrschen. Ich bemerkte folgende drei Arten dieses Fisches, welche mir früher nicht vom Ansehen bekannt gewesen waren, nämlich erstens der Missiäf oder Lisan (Scomber Lysan), einen länglichen, silberweissen Fisch mit krummem Rücken, vielen ganz kleinen Zähnen und sehr kleinen Schuppen, zweitens den Rim (Scomber Rim), einen ovalen, silber- und goldglänzenden Fisch, mit geradem Rücken und ohne Zähne, und drittens den Kirm (Scomber ignobilis) der in grösster Menge vorhanden war und nur von den ärmsten Leuten gekauft wurde. Auch die Scarusarten waren ziemlich zahlreich vertreten, namentlich der Gaitan (Scarus stellatus) und der sehr schöne Durat el bahhr (Scarus purpureus), dessen Schuppen ein buntes Farbenspiel boten, indem ihr Grundton grünlich schillernd, mit purpurrothen Streifen durchzogen, der Bauch himmelblau und die Flossen roth waren. Das Fleisch der Scarusarten ist jedoch zähe und wird wenig geliebt, auch wurde es früher gar nicht verkauft. Auch an Caranx war kein Mangel. Unter den Arten dieses Fisches, welche hier feilgeboten wurden, sah ich hauptsächlich Caranx Trachurus, die sogenannte Bastardmacrele, die allerdings mit einem Scomber grosse Aehnlichkeit hat und sich nur durch die Abwesenheit der Pseudoflossen am Schwanz und durch einen geschuppten Längenstreifen auf der Seite davon unterscheidet. Der Scomber carangus oder wenigstens eine ihm sehr gleichsehende Art, war ebenfalls hier zu finden, was mich nicht wunderte, da das rothe Meer ungefähr dieselben Eigenschaften besitzt, wie der Golf von Mexiko, wo dieser Fisch, den man die

Carange der Antillen nennt, sonst am häufigsten ist. Dieser schöne Fisch ist silberfarben und wird von den Arabern sehr geliebt. Den Caranx glaucus und die Guaratereba, die sogenannte Bastardcarange, sah ich gleichfalls auf diesem Fischmarkt; die Carangen wurden jedoch ungleich weniger geschätzt und folglich auch viel billiger verkauft, als die Macrelen. Da aber nur die Fischkenner Caranx und Scomber zu unterscheiden im Stande sind und viele der Hadschadsch, die aus dem Innern von Afrika kamen, keineswegs Kenner waren, so wurde diesen gutmüthigen Pilgern oft eine gemeine Bastardcarange für eine der feinsten Macrelen aufgeschwätzt und verkauft. Auch an Aspisurus war auf diesem Markte kein Mangel. Ebenso sah ich Exemplare von Dicope.

Vom Fischmarkt wandte ich mich in das Innere der Stadt, wo ich bald durch eine enge, winkliche, natürlich ungepflasterte und ungesäuberte Strasse, von deren Häusern einige verlassen schienen und beinahe schon Ruinen geworden waren, nach dem Suk (Basar) gelangte. Die meisten Verkäufer dieses Suk waren Ausländer, d. h. keine Limbauwi, da diese, wie gesagt, den Handel gründlich verachten. So stattlich und kriegerisch diese Dschehina Beduinen auch aussahen, desto ärmlicher und unansehnlicher nahmen sich die fremden Kaufleute neben ihnen aus. Selbst die bessern unter diesen gingen nur mit dem ordinären baumwollenen Faltenhemd der ägyptischen Fellah bekleidet herum. Hie und da zeigte sich auch ein indischer Moslem mit einer zerfetzten langen Hose und einem fettigen alten Kaftan. Was aber

alle kennzeichnete, war ein tüchtiger mannshoher Knüttel, den sie in der Rechten führten, da Selbstvertheidigung hier ein Gesetz der Nothwendigkeit ist und die armen Fremden, die für sehr plebejisch gelten, den vornehm sein sollenden Morddolch, die Dschenbia der Beduinen, nicht ohne beschimpft zu werden tragen können. Dieser Suk war, wie beinahe in allen kleinern Städten, nur mit Lebensmitteln und den nöthigsten Gegenständen, nicht aber, wie die Märkte Kairo's, Alexandriens und Mekka's zum Theil auch mit Luxusartikeln versehen. Trotz der verhältnissmässig noch frühen Jahreszeit (Mitte Mai) waren doch die Obstläden schon mit den schönsten Sommerfrüchten ausgestattet. An Feigen, Granatäpfeln, Bananen, Pfirsichen und Aprikosen war kein Mangel. Orangen und süsse Limonen gab es auch noch, jedoch waren sie theuer. Leider konnte ich mir keine Früchte des Nebekbaumes (Rhamnus lotus) verschaffen, da die Zeit der Reife schon seit zwei Monaten vorbei war. Obgleich ich nicht mit Burkhardt glaube, dass diess wirklich die Lotusfrucht der Alten sei, da der Nebekbaum ja gar nicht um Tunis und Tripolis, in welchen Gegenden wir doch die Lotophagen suchen müssen, wächst, sondern vielmehr der Ansicht bin, dass die Lotosfrüchte der Griechen einfach Datteln waren, so wäre es mir doch interessant gewesen, diese Frucht zu untersuchen und zu kosten. Sie soll in den Monaten Februar und März ziemlich viel auf den Märkten verkauft werden. Datteln waren auf diesem Suk in ausserordentlicher Menge vorhanden. Die hier feilgebotenen kamen zum Theil aus Medina und aus dem in

seiner Nähe gelegenen fruchtbaren Orte Kuba, bei weitem die meisten aber aus dem Imbu en Nachel, wo die Limbauwi ihre Palmengärten haben. Diese Datteln waren klein, nicht sehr dunkel und von vorzüglicher Süssigkeit. Die Hadschadsch (Pilger), pflegen Datteln in grosser Menge einzukaufen und sich durch ihren unmässigen Genuss den Magen zu verderben, wesshalb auch so viele an Unverdaulichkeit leiden. In den Fleischläden, welche hier zum Theil von Fremden (Mekkanern und Aegyptern, man nannte mir auch Wahabiten) gehalten werden, fielen mir besonders die Fettschwänze der Hämmel auf, welche von jeher der Stolz Arabiens waren und die hier ganz ansehnliche Proportionen erreichten. Ich habe auf meiner Reise in Arabien viele mit sehr schönem caudalen Appendix versehene Schafe gesehen, aber nie eines, dem man jenes Wägelchen (ein Brett mit zwei Rädern) angebunden hätte, um seinen Schweif darauf zu tragen, wie man diess in älteren Reisebüchern über Arabien fast immer abgebildet findet. Auch habe ich mich viel danach erkundigt, aber kein Araber wollte ein solches hammelschwanztragendes Räderbrett gesehen haben, so dass ich versucht bin, diess für eine Fabel zu halten. Ein einziger Beduine gestand mir, dass er gehört habe, im Jemen habe ein Schich (Stammeshäuptling) einem Lieblingsschaf ein solches Wägelchen anbinden lassen. Vielleicht, dass die Sitte in andern Theilen Arabiens geherrscht hat oder noch herrscht, aber ich glaube es kaum.

Von sonstigen Artikeln, die nicht Esswaaren bildeten, war auf diesem Suk wenig erhebliches zu

sehen. Die Perlen, welche früher in gewisser Anzahl von Massua und anderen Küstenorten hierher zum Verkauf gebracht wurden, sind in neuester Zeit sehr selten geworden. Ich konnte hier keine einzige zu Gesicht bekommen. Dafür machte ich aber auf diesem Suk einen Ankauf anderer Natur, der mir sehr nöthig geworden war und den ich bisher noch nicht hatte vornehmen können. Es war diess ein kleiner tragbarer Feuerheerd zum Kochen, wie sie für die Bequemlichkeit der Hadschadsch auf ihrer Pilgerreise verfertigt werden. Man nennt diese Art von kleinen Heerden Kanun. Sie sind gelb angestrichen, von Thon, und werden von Negern aus Massua und Abyssinien, welche mit dem Erlös derselben ihre Pilgerreise bestreiten, gemacht. Wegen ihres geringen Gewichts und daraus folgenden leichten Tragbarkeit sind diese Kanun den Pilgern sehr kostbar. Ich zahlte für den meinigen fünf Piaster, welche hier etwa 36 Kreuzer rheinisch galten, und kann sagen, dass ich niemals Geld praktischer ausgegeben habe, denn mein Kanun sollte mir auf der Hödsch (Pilgerfahrt) unschätzbare Dienste leisten. Nur durch ihn wurde es mir möglich, beständig Kaffee oder Thee bereit halten zu können, um mich durch diese innere Erwärmung vor Erkältungen zu schützen, denen ich später besonders ausgesetzt sein sollte, nachdem ich den Ihram (die Pilgertracht) angelegt hatte, in welchem Costüm man so gut wie nackt geht und allen, selbst in diesem heissen Klima unvermeidlichen Erkältungen preisgegeben ist. Die innere Wärme aber, welche ich den auf dem Kanun bereiteten Getränken verdankte, schützte mich, wie

ich zuversichtlich glaube, vor ernsten Erkältungen und so verdanke ich dem Kanun die Erhaltung meiner Gesundheit, welche die entsetzliche Pilgertracht auf's ernstlichste bedrohte.

Im Basar befand sich, ausser den obenbeschriebenen Läden, auch eine gewisse Anzahl von Kaffeebuden, hier wie überall im Orient, höchst wichtige Localitäten. Freilich ist es nicht Sitte, dass vornehme Leute oder religiöse Persönlichkeiten sich in denselben niederlassen. Selbst die geachteteren Handwerker und Krämer vermeiden die Kawua (Kaffeebuden), wo sprichwörtlich schlechte Reden geführt werden, wo sich stets feile Dirnen und Knaben herumtreiben, die ihr schändliches Gewerbe dort ausüben. Die Anständigeren unter den Arabern, wenn sie Kaffee trinken wollen, und keine Vorrichtung bei sich haben, um denselben selbst zu bereiten, begeben sich gewöhnlich in den Laden eines ihrer Bekannten, eines Krämers oder Handwerkers, der dann durch den Metallem (Lehrling) den Kaffee aus dem benachbarten Kaffeehause holen lässt. Aber die armen Hadschadsch (Pilger) haben natürlich meist gar keine Bekannte in den Pilgerstationen und wollten sie auch sich im Laden eines Krämers, dem sie nun gerade etwas abgekauft haben, niederlassen, so würde ihnen diese Gunst, die sonst in muselmännischen Ländern sich stets von selbst verstehen würde, hier vielleicht nur unter der stillschweigenden Bedingung gewährt werden, dass sie weitere Ankäufe machen müssten. So bleibt ihnen, um der Prellerei zu entgehen, oft nichts übrig, als sich selbst in die übelberüchtigten Kaffeehäuser zu verfügen.

Freilich geniessen nicht alle Kaffeebuden eines gleich schlechten Rufes und sind es hauptsächlich die am Eingange des Basars gelegenen, welche von dem schlechtesten Gesindel besucht werden. Auch in el Imbu gab es einige dieser Läden, welche ihrer abgelegenen Lage wegen weniger von schlechtem Volk aufgesucht wurden. In eine solche verfügte ich mich mit meinem Neger Ali, der trotz seiner Sehnsucht nach dem Marabut, doch das Kaffeetrinken als eine ganz annehmbare Verzögerung auf unserm frommen Gange begrüsste. Das Kaffeehaus, in welches ich eintrat, war, wie alle Kaffeehäuser el Imbu's, von rohen Palmstämmen erbaut und besass nur einen einzigen niedrigen Saal, in welchem auf niedrigen Bänken von Palmholz etwa vierzig Personen, ein buntes Gemisch aller Völker des Islam, beisammen sassen. Glücklicherweise war kein Maghrebi darunter, wie ich mich gleich auf den ersten Blick überzeugte, denn den allenfalls sich zeigenden Burnussen, welche mir so verhängnissvoll werden konnten, hatte ich mich gewöhnt, meine allererste Aufmerksamkeit zu schenken und jeden Ort schnell zu fliehen, wo ein mit einem solchen Kleidungsstück versehener Mann sich befand. Der Leser weiss vielleicht, dass der Bernus oder Burnus den Maghrebi (Tuniser, Algierer oder Marokkaner) kennzeichnet, und, da ich mich selbst für einen Bewohner der Regentschaft Algier ausgab, aber doch stets befürchten musste, dass meine Pseudolandsmänner meine Unächtheit als Araber und meine Eigenschaft als Kafir (Ungläubiger) entdecken würden, so musste ich jede Berührung mit ihnen vermeiden. Andere Moslems, die mich in maghre-

binischer Tracht sahen und mich den maghrebinischen Dialect sprechen hörten, waren weniger geeignet, die Wahrheit herauszufinden, da sie nicht so gut verstehen konnten, in was sich mein Accent von dem der wahren Maghrebia unterschied. Unter den hier anwesenden Hadschadsch (Pilger) nahmen die Aegypter, was die Zahl betraf, den ersten Rang ein. Mit ihren beiden mehr oder weniger enge anliegende Kaftans contrastirten sie unvortheilhaft gegen die weiteren Gewande der Araber, welche aus Medina und anderen Städten des Innern gekommen waren. Diese Tracht der Stadtaraber, von der unten bei Mekka ausführlicher die Rede sein wird, ist höchst würdevoll und graciös. Weniger graciös war die Kopfbedeckung der hier durch zehn Mann vertretenen persischen Pilger, jener grosse zuckerhutförmige Hut von Schaffell, der die Adschemia (Perser) in aller Welt kennzeichnet. Im übrigen nahm sich jedoch die Tracht dieser Adschemia höchst vortheilhaft aus, ihr Kaftan war von geschmackvollem Schnitte, ihre Schuhe fein und von schöner Form. Dabei hatten die reiferen Männer unter ihnen sehr stattliche Bärte, meist pechrabenschwarz, deren Schwärze jedoch, wie ich hörte, oft ein Product der Kunst sein soll, da die Perser es in Bartfärbemitteln sehr weit gebracht haben. Auch einige Neger, welche von der gegenüberliegenden Küste des arabischen Golfes hieher gekommen waren, zeigten hier im bunten Pilgermosaik ihre dunklen Züge und blendend weissen Zähne.

Nachdem ich im Kaffeehause nicht ohne Mühe einen Platz gefunden hatte (mein Neger liess sich ganz einfach auf dem Fussboden nieder und glich in

dieser Stellung sehr einem aufwartenden Hunde), kam der Kawadschi auf uns zu und fragte ob er uns zwei Tassen bringen solle. Ich würde diess natürlich unverzüglich bejaht haben, wenn ich nicht den Wunsch gehegt hätte, ein anderes Getränk, als gewöhnlichen Kaffee, zu mir zu nehmen. Es war diess nämlich der Kischer, so nennen die Araber ein aus den Kaffeeschalen oder Hüllen, nicht aus den Bohnen, bereitetes Getränk, welches im Innern der Gegend, wo der berühmte Moccakaffee wächst, fast ausschliesslich getrunken und dem Absud der Bohnen, der für zu hitzig gilt, bei weitem vorgezogen werden soll. Im Hedschas ist aber der Kischer in den Kaffeehäusern ziemlich selten, da der Kaffeebaum hier zu Lande nicht gedeiht und man folglich die Hüllen nicht frisch haben kann, in welchem Zustand sie allein einen guten Kischer abgeben sollen. Dennoch werden auch Kschur (Hüllen) in Hedschas eingeführt, wo sie jedoch trocken ankommen, und folglich keinen so trefflichen Kischer liefern. Da ich aber diess Getränk viel mehr aus Neugierde, als um des allenfalsigen Genusses willen, zu mir nehmen wollte, so fragte ich den Kawadschi ob er keine Kschur (Hüllen) besitze. Zum Glück besass er solche und erklärte sich bereit, mir e i n e Tasse Kischer zu reichen, da Ali bei weitem den wirklichen Kaffee vorzog und keineswegs von der Leidenschaft seines Herrn, unbekannte Getränke zu kosten, angesteckt war. Die Kschur (Hüllen) welche der Kawadschi zur Bereitung des Getränkes nahm, waren pergamentartig, von heller Farbe und nicht sehr dick. Sie bilden die Haut der Schote, in deren Innern sich jedes-

mal zwei Kaffeebohnen befinden. Im frischen Zustande soll eine solche Kaffeeschote einer Kirsche ähnlich sehen, wesshalb sie auch von den Arabern Habb el Meluk (Kirsche, wörtlich Königskirsche) genannt wird. Bald war das Getränk fertig, dessen Bereitung höchst einfach ist, da nichts dazu gehört, als diese Kschur abzubrühen. Ich fand es jedoch ziemlich fade, obgleich es eines gewissen Aroma's nicht entbehrte, das ganz dem des Kaffee's selbst glich, das aber hier nur schwach war. Bei dem frischen Kschur, deren Absud man im Innern fast ausschliesslich trinkt, soll das Aroma jedoch köstlich und dieses leichte, milde Getränk bei weitem dem Kaffee selbst vorzuziehen sein. Nachdem ich das Experiment mit dem unbekannten Getränk beendet hatte, gab ich mich wieder dem bekannten hin und schlürfte für Chamsa fatha die Tasse (fünf Para, nicht einmal einen Kreuzer) einige Fenadschel (Tässchen) hinab. Der Kaffee, den man hier in Arabien trinkt, ist doch etwas ganz anderes, als die wässrigen schwarzen Süppchen, welche man in Algier Kaffee nennt, als der französische „Café avec cognac“ und als unser beliebtes vaterländisches Gebräu, in welchem Cichorie und andere Surrogate gewöhnlich durch neun zehntheil in der Mischung vertreten sind. Freilich in Deutschland und Frankreich hat man andere Stärkungsmittel (der Araber nannte ursprünglich den Kaffee Kua d. h. Stärkung) und man kann dort wohl sich erlauben, statt Kaffee ein Gemisch von Cichorie und Steinkohlenstaub zu trinken, aber in einem Lande wie Arabien, wo Cognac, Wein und Bier durch Abwesenheit glänzen, da muss einem ein unver-

fälschter Kawua (Kaffee), um aus ihm die nöthige Kua (Stärkung) zu ziehen, höchst willkommen sein. Desshalb genoss ich nicht ohne grosse Wonne das liebliche schwarze Getränk, das hier so aromatisch duftete und schmeckte, dass man es gern ohne Zucker trank, was überhaupt bei den Arabern allgemeine Sitte ist. Nur die Türken und einzelne Hadschadsch aus grossen Handelsstädten mischen Zucker in ihren Kaffee. Wenn man sich mit orientalischem Leben und Sitten vertraut gemacht hat, dann lernt man täglich mehr erkennen, welch' eine wichtige Stelle in ihrer socialen Cultur der Kaffee einnimmt, dann lässt man sich auch gern von ihrem Enthusiasmus für denselben mitfortreissen und ist bereit, in die Worte des arabischen Dichters miteinzustimmen, welcher den Kaffee in folgenden Versen besingt:*)

O Kaffee! du verdrängst die Sorgen,
Gott hat dem Menschen dich gegeben,
Dass wie ein ew'ger Jugendmorgen
Verstreiche unser ganzes Leben.

Denn du giebst uns den Geist der Jugend,
Wir fühlen nicht des Kummers Pein,
Und doch bist du kein Feind der Tugend,
Die stets bekämpft der schnöde Wein.

Wie Moschus süss, so duftest du,
Erregst uns, doch berauschst du nicht,
Du reiss'st den Geist aus träger Ruh',
Auf dass er seh der Weisheit Licht.

Du bist der Freund der Weisen und
Wer Allah liebt, der liebt auch dich,
Denn wie Er wirkt zu jeder Stund,
Liebst Regsamkeit du ewiglich.

*) Silvestre de Sacy Chrestomathie arabe I, Seite 149.

Dir glückt', o köstliche der Gaben!
Was dem Prophet' nicht war gelungen,
Den Wein, an dem sich Böse laben,
Du hast verdrängt ihn und bezwungen.

Zwar dunkel bist du wie die Gruft,
Unschuldig doch wie Milch und hold,
O Kaffee! O Ambrosiaduft!
Dem Moslem gibst du mehr, als Gold.

Nachdem wir uns dem Kaffeetrinken nach Herzenslust hingegeben hatten, verliessen wir die Wirthschaft, um endlich die Kubba des grossen Marabuts, Sid Ali ben abu Thaleb, aufzusuchen. Wir fanden sie nicht ohne Mühe, da ich die Vorbeigehenden nicht gern nach ihr fragen wollte und mein Neger sich so schlecht ausdrückte, dass mehrere Limbauwi auf seine Fragen nur durch ein Achselzucken antworteten. Endlich gelang es uns doch, das Heiligthum ausfindig zu machen. Es war von Korallenstein erbaut und nicht eben geschmackvoll. Ein kleiner Minaret, ganz den ägyptischen ähnlich, war daran angebracht. Wir besuchten das Innere, wo sich das Ruhebett des Heiligen, mit grünen Vorhängen bedeckt, befand. Ich glaube jedoch nicht, dass der Marabut selbst hier begraben liegt. Aber das Ruhebette, in seiner Form übrigens ganz einem altmodischen europäischen Staatsbette vergleichbar, soll hier, wie in vielen ähnlichen Fällen, das Grab des Heiligen versinnbildlichen. Oft kommt es übrigens bei solchen Kubba vor, dass der Heilige selbst unter dem Paradebette begraben ist. Da inzwischen die Gebetesstunde des Mittags, des Dohor, begonnen hatte, welche der Mueddin in näselndem Gesang vom

Minaret verkündigte, so verrichteten wir in der Kubba, welche ganz dieselben Dienste, wie eine Moschee leistete, das Mittagsgebet.

Bekanntlich muss jeder Muselmann täglich fünfmal sein Gebet hersagen. Die fünf Gebetsstunden sind: Sbah, Dohor, Asser, Maghreb und Oescha und entsprechen ungefähr folgenden Tageszeiten: Sonnenaufgang, Mittag, Nachmittag, Sonnenuntergang und Abend. Das Mittagsgebet wird jedoch gewöhnlich erst um 1 Uhr hergesagt. Ausser diesen fünf obligatorischen Gebetsstunden, hat die Frömmigkeit der werkheiligen Moslems noch zwei andere eingeführt, die jedoch nicht unumgänglich nöthig, sondern nur verdienstlich sind: nämlich Fedscher (das allerfrühste Morgengebet, bei der ersten Tagesdämmerung zu verrichten) und Schefa el utscher (das allerletzte Abendgebet oder richtiger Nachtgebet am Schluss der Oescha).

Ich betete also meine vier Rikat und wünschte mir Glück, dass ich mich nicht für einen Türken ausgegeben hatte, welche letztere zum Ritus der Hanefi gehören und fast immer doppelt so viele Rikat hersagen müssen, als die Maleki, zu welcher Secte sich alle Maghrebi zählen. Die Hanefi haben z. B. am Dohor acht Rikat, am Sbah (Morgen) fünf, am Asser (Nachmittag) zehn, am Maghreb (Sonnenuntergang) sechs und an der Oescha (Abend) wieder zehn Rikat, während die Maleki, zu denen ich vermeintlich gehörte, am Sbah nur zwei, am Dohor vier, am Asser vier, am Maghreb drei, und an der Oescha vier Rikat herzusagen verpflichtet sind

Viele meiner Leser werden nicht wissen, was

ein Rikat ist und da das Gebet auf einer Wallfahrt nach Mekka eine so wichtige Rolle spielt, so wäre es hier wohl nicht überflüssig, eine ausführliche Erklärung dieses Begriffes zu geben. Der Rikat ist das Gebet der Moslems im eigentlichen Sinne. Kein regelmässiges Gebet ohne Rikat, meist besteht jedoch ein vollständiges Gebet aus mehreren Rikat, die übrigens untereinander gar keinen Zusammenhang haben. Ein Rikat ist jedoch nicht ein einfaches Gebet, sondern, ähnlich wie die christliche Messe aus Anrufungen, Stücken aus Psalmen, Episteln, Evangelien und eigentlichen Gebeten besteht, so ist auch der Rikat ein mixtum compositum von Lobsprüchen, Exclamationen, Bruchstücken des Glaubensbekenntnisses, Bitten, Suren des Korans und andern Gebetestheilen, zu deren jedem eine eigene Stellung des Körpers und Haltung des Kopfes und der Hände gehört. Der Rikat besteht aus nicht weniger als zwölf oder dreizehn Theilen, welche folgendermassen beschrieben werden können:

1) Der Rikat beginnt jedesmal mit dem Idden, denselben Worten, welche der Mueddin von der Spitze des Minarets verkündet. Diese Worte lauten:

„Alluhu akbar (Gott ist gross). Esch schähdu la illaha ill Allah (Ich bezeuge, dass nur Gott der Herr ist). Esch schähdu inna Mohamed rasullah (Ich bezeuge, dass Mohamed der Prophet Gottes ist). Haija ala salats. Haija ala fälla (Kommt her zu dem Gebet, her zu der frommen Handlung). Allahu akbar (Gott ist gross). La illaha ill Allah (Nur der Herr ist Gott)."

Jeder dieser einzelnen Sätze wird zweimal wie-

derholt. Dieses Idden wird stehend gebetet, während man die Hände zu beiden Seiten des Hauptes, in der Richtung der Ohren, offen entfaltet ausstreckt.

2) Nach dem Idden nimmt der Beter eine leichthin gebückte Stellung an. In dieser wiederholt er mehrere Male die Worte: Asmu Allah Hamida (Gelobt sei Gottes Namen).

3) Darauf nimmt der Betende eine noch gebücktere Stellung an und sagt nochmals die Worte: Sebballah el Adim (Gelobt sei Gott der Heilige) oder auch: Sebballah bi Hemdihi (Gelobt sei Gott durch mein Lob).

4) Darauf richtet man sich wieder grade empor, bleibt einen Augenblick aufrecht stehen und sagt die Worte: Allahu Akbar (Gott ist gross).

5) Hierauf wird das Fatha oder Fatiha, das erste Capitel des Korans hergesagt, immer in knieender Stellung, wobei man die Hände, mit der flachen Seite nach oben, in der Höhe der Brust gerade vor sich hinhält.

6) Dann folgen neue Exclamationen, die jeder nach Belieben variirt, wie Gelobt sei Gott, Nur der Herr ist Gott. In gebückter Stellung.

7) Hierauf sagt man aufrecht stehend eine Sure des Korans her, welche man nun eben wählen will. Die Gelehrten, welche den ganzen Koran auswendig wissen, recitiren gewöhnlich eine der längeren, um ihre Gelehrsamkeit selbst im Gebete zur Schau zu tragen. Die Unwissenden begnügen sich mit einer der leichtern, wie der Sure des Morgenrothes, des Volkes, des Bekenntnisses, der Ungläubigen, des Nasser, des Abu Lahab und einem Dutzend anderer, die alle sehr kurz und folglich schnell memorirt sind.

8) Darauf wird auf dem Angesicht gebetet, was man auf lateinisch die „Adoratio prona“ nennt. Man muss dabei so auf dem Boden liegen, dass man wenigstens mit sieben Theilen des Körpers die Erde berührt, nämlich mit der Stirn, dem Kinn, der Brust, den beiden Knieen und den beiden Fussspitzen. Dabei sagt man Lobsprüche her.

9) Man richtet seinen Oberkörper in die Höhe und bleibt einen Augenblick in knieender Stellung. Diess ist die erste Meditation. Man soll nämlich dabei religiöse Betrachtungen anstellen.

10) Dann folgt die zweite Adoration auf dem Angesicht, ganz wie die erste unter Nr. 8 beschrieben.

11) Darauf die zweite Meditation ganz wie Nr. 9.

12) Endlich richtet man sich wieder auf und sagt: Allahu Akbar (Gott ist gross).

13) Zuletzt wiederholt man noch einmal das Glaubensbekenntniss, dass es nur einen Gott gebe und Mohamed sein Prophet sei.

Bei all diesen dreizehn Theilen des Rikats wechselt man zwischen den vier orthodoxen Gebetsstellungen ab. Diese sind folgende:

1) Das Kiam oder Stehen für den ersten, vierten, zwölften und dreizehnten Theil des Rikats.

2) Das Rokod, die höchst unbequeme gebückte Stellung, für den zweiten, dritten und sechsten Theil des Rikats.

3) Das Sedschud, die Adoration auf dem Angesicht für die achte und zehnte Rikatsabtheilung.

4) Das Käöd oder Köud, das Sitzen, welches zugleich ein Knieen ist, für den fünften, neunten und elften Theil.

Endlich ist der Rikat vollendet, der wie man sieht, nicht so einfach ist. Auch hatte ich grosse Mühe, ihn zu erlernen, da ich mich nicht traute, Fragen darüber zu thun, was natürlich meine Unwissenheit und folglich mein Ketzerthum verrathen hätte. Desshalb betete ich immer so leise als möglich, damit Niemand meine allenfalsigen Fehler bemerken möchte. Auch will ich nicht geradezu verbürgen, dass ich alle einzelnen Exclamationen richtig gehört habe. Ich gebe sie in der Form, wie sie die Maghrebia zu denen ich gerechnet wurde, aussprechen und nicht in ihrer literalen Form. Letztere kann man leicht in den Werken der Orientalisten finden. Mir schien es jedoch geeignet, um ein besseres und getreueres Lebensbild zu geben, diese Sprüche so zu erwähnen, wie ich sie vernahm, und nicht so, wie sie eigentlich, in ihrer vollkommnen Richtigkeit, gesprochen werden müssten.

Ist der erste Rikat beendet, so schreitet man unverzüglich zum zweiten, der eine genaue Wiederholung des ersten ist, mit der einzigen Ausnahme, dass man für die Sure, welche der Wahl anheim gestellt ist, eine andere nehmen kann, als die, welche man im ersten Rikat wählte. Das erste Capitel des Korans muss jedoch bei jedem Rikat gebetet werden. Der dritte Rikat, sowie alle folgenden sind kürzer, weil man in ihnen die selbst zu erwählende Sure ganz weglässt, so dass diese Rikats nur aus zwölf, nicht aus dreizehn Abtheilungen bestehen, was eine grosse Zeitersparniss ist, da die siebente Abtheilung, die hier wegfällt, von vielen oft bis in's lächerliche ausge-

dehnt wird, die ihre Gelehrsamkeit durch Hersagen einer recht langen Sure bekunden wollen.

Mein Neger, der gute Ali, hatte sehr unvollkommene Begriffe vom Gebet und Koran. Er machte eben mechanisch nach, was er die andern machen sah; da er jedoch nur eine einzige Sure vom ganzen Koran auswendig wusste, nämlich das bekannte Fatha so blieb ihm nichts übrig, als dieselbe in einem und demselben Rikat zweimal herzusagen. Mit der Zeit gelang es mir jedoch, ihm noch eine andere Sure beizubringen und zwar wählte ich dazu eine, die nicht ganz am Ende des Koran steht, wo die leichtesten und kleinsten aller Suren, welche die Kinder in der Schule zuerst lernen, sich befinden, sondern eine etwas weniger abgedroschene, nämlich die Sure des Erdbebens, welche stets meine Lieblingssure war und die mir würdig scheint hier übersetzt zu werden. Sie lautet:

„Wann die Erde dereinst mit einem mächtigen Zittern erbeben wird; Wann aus dem Innern der Erde Alles hervorgehen wird, was die Jahrhunderte darinnen niedergelegt haben; Dann wird der Mensch fragen: was hat die Erde befallen? An jenem Tage, dem jüngsten Tage, wird die Erde ihre Geschichte erzählen, wie sie ihr Gott, dein Herr, geoffenbart hat. Am jüngsten Tage, da werden die Menschen unstät umherirren; da werden sie suchen die Tafel zu sehen, auf der ihre Thaten verzeichnet sind. Und wer des Guten nur so viel gethan hat, wie ein Gerstenkorn gross ist, der wird es dort aufgezeichnet sehen; und wer des Bösen nur so viel gethan hat,

wie ein Gerstenkorn gross ist, der wird es dort aufgezeichnet sehen.“

Da das Fatha (das erste Capitel des Korans) in allen Gebeten eine so überaus wichtige Rolle spielt, so scheint es mir nicht überflüssig, dasselbe gleichfalls hier in freier Uebersetzung zu geben.

„Gelobt sei Gott, der Herr der Schöpfung, der Erbarmer über alle Welt im Allgemeinen und über die Gläubigen im besonderen*), der Herr des jüngsten Tages. Dich beten wir an und dir dienen wir (eigentlich eine *ἓν διὰ δυοῖν*); führe uns den rechten Weg, den Weg derer, welche du gnädig angeschaut hast; fern von denen, die du im Zorn angeblickt hast (hierunter verstehen viele Ulema speciell die Juden) und behüte uns vor Verirrung.“

Dieses Fatha (in literaler Form Fatiha el kitabi) welches die Maghrebia Fatsha nennen, ist das Grundgebet, das wahre pater noster des Islam, welches von den Moslems vielleicht ebenso oft und noch öfter wiederholt wird, wie das Gebet des Herrn von den eifrigsten christlichen Betern. Keinen Muselmann giebt es, sei er sonst auch noch so unwissend, der dieses Fatha nicht auswendig wüsste. Die Kinder lernen es in der Schule zu allererst, worüber man sich nicht wundern wird, da es das erste Capitel des

---

*) Eigentlich heissen die beiden Worte er Rahman und er Rahim dasselbe, nämlich der Barmherzige, aber die spitzfindigen Mollah und Ulema haben ausfindig gemacht, dass ersteres Wort sich auf Alle, letzteres nur auf die Muselmänner bezieht. Ich halte er Rahman und er Rahim einfach für eine Hen dia duoin (*ἓν διὰ δυοῖν*), welche eine Eigenschaft durch zwei Adjectiva ausdrückt.

Korans ist. Aber, nachdem die kleinen Araber dieses erste Capitel auswendig gelernt haben, gehen sie nicht etwa zum zweiten über, was uns natürlich scheinen würde, sondern sie fangen dann den Koran von hinten an (was wir der Schreibart wegen von vorn nennen würden) und erlernen nach dem ersten das letzte Capitel des Korans, dann das vorletzte, das vorvorletzte und so fort, bis sie erst ganz am Schluss ihrer Schülerlaufbahn zum zweiten kommen. Diese seltsame Schuleinrichtung besteht desshalb, weil die Schlusscapitel des Korans alle klein und leicht zu memoriren sind und da viele ihre Schulzeit nur zur Hälfte oder zum vierten Theile durchmachen, so erlernen sie auf diese Weise viel mehr Suren und haben folglich mehr Gebete im Kopfe, als wenn sie den Koran von vorn auswendig zu lernen anfingen, wo die längsten und schwersten Suren stehen. Da nun eine Sure, sie sei lang oder kurz, immer nur für ein einziges Gebet gilt, so ziehen die Lernfaulen natürlich eine gleiche Anzahl kleinerer derselben Anzahl grösserer Suren vor. Ich muss offen gestehen, dass ich auch zu diesen Lernfaulen gehörte und dass die zwanzig Suren, die es mir gelang, auswendig zu lernen, ausser dem Fatha und einer oder der anderen, alle Schlusssuren waren. Hätte ich ein gedrucktes Exemplar des Korans bei mir gehabt, so hätten die vielen Mussestunden auf meiner Reise mir wohl gestattet, bei meinem ganz leidlichen Gedächtniss, mir noch eine hübsche Menge anderer Suren anzueignen. Aber leider gilt ein gedruckter Koran für ketzerisch und darin zu lesen für schwere Sünde. Desshalb musste ich meine schöne gedruckte

Ausgabe (von Flügel, Leipzig) zu Hause lassen und mich mit einem so klein geschriebenen Manuscript des Korans begnügen, dass mir die Augen wehthaten, wenn ich versuchte darin zu lesen und ich oft mit dem Schüler des Persius (Satiren III, 19) ausrief:

An tali studeam calamo?

Ehe ich von el Imbu Abschied nehme, muss ich noch des Wichtigsten gedenken, was eine arabische Stadt besitzen kann und was allein sie zu einem gesuchten Aufenthaltsorte macht, nämlich des Trinkwassers. Ab'-ul-Feda hat uns zwar benachrichtigt, dass el Imbu Quellen habe, ja kühne Etymologen behaupten sogar, dass sein Name geradezu „die Quellen“ bedeute, wasmir jedoch garnicht einleuchtenwill; aber trotzAb'-ul-Feda und trotz der kühnenEtymologie besitzt die Stadt doch nichts, was man „Quellen“ nennen könnte. Einige schlechte Ziehbrunnen existiren freilich in el Imbu, aber ich rathe Niemanden, ihr Wasser zu trinken, da es ganz ausnehmend brackisch ist. Vor dem Bab el Medina liegen einige Cisternen, die allerdings dann von Nutzen sind, wenn der Winter Regen gebracht hat. Da aber diess Phänomen nicht jedes Jahr stattfindet, so sind die el Birkat (Cisternen) sehr oft in völlig trocknem Zustande. Dennoch sieht man täglich in el Imbu arme Leute mit Schläuchen herumgehen, worin das schönste Trinkwasser enthalten ist, von dem man für einen Spottpreis sich einen grossen Krug füllen lassen kann. Ich fragte nach dem Ursprung dieses Wassers und erhielt zur Antwort, dass es wohl eine Wegesstunde im Innern

geholt würde. Da mir Burckhardts Reisen bekannt sind, so errieth ich gleich, dass es sich hier um jene Quellen handle, welche dieser Reisende besucht hat und die er bei seiner englischen Schreibart des Arabischen Aseylya nennt, was also mit deutscher Orthographie etwa Aseilija geschrieben werden müsste. Ich habe zwar diesen Namen hier nicht wiederholen hören, zweifle jedoch nicht an der Richtigkeit von Burckhardts Angabe, den ich in allen Fällen als höchst zuverlässig erprobte. Da im Winter 1859—1860 der Regen in el Imbu fast ganz ausgeblieben war, so sah sich die Stadt jetzt auf das Wasser der oben erwähnten, eine halbe deutsche Meile entfernten Quellen beinahe ausschliesslich angewiesen, sonst aber sollen die Cisternen ein recht gutes und, wie man mir versicherte, sehr angenehm schmeckendes Trinkwasser abgeben. Diese Cisternen sollen zum Theil nach Art der antiken Cisternae unter der Erdoberfläche liegen, mit einem Dache versehen sein und ihr Wasser durch Canäle, in denen sich das Regenwasser sammelt, empfangen. Andere über dem Boden gelegene würden mehr dem antiken Immissarium entsprechen, welches auch sein Wasser durch Canäle empfing und oberhalb des Bodens lag. Von beiden Arten, erzählte man mir, gäbe es Cisternen vor dem Bab el Medina, welches ich übrigens selbst nicht überschritten habe.

Nachdem ich mit Ali der Kubba des grossen Ali ben abu Thaleb meinen pflichtschuldigen Besuch abgestattet und nachdem wir noch ein Stündchen dem Betrachten des bunten Gewimmels in den Strassen el Imbu's gewidmet hatten, suchten wir im Hafen

unsre Kandscha wieder auf, wo wir die guten Aegypter höchst erstaunt über unsre lange Abwesenheit fanden. Da jedoch Ali viel von der Kubba zu erzählen wusste, und da wir auch gleich anfingen, das inzwischen angekündigte Gebet des Sonnenuntergangs mit einer ziemlich langen Sure herzusagen, welcher Ceremonie ich mich mit grosser Natürlichkeit unterzog, so war nur eine allgemeine Erbauung die Folge unseres für fromm gehaltenen Ausfluges. Den Abend verbrachte ich im Gespräch mit meinen näheren Bekannten unter den Aegyptern, welche mich viel danach fragten, ob ich unter den Maghrebia, deren gerade viele in el Imbu gelandet waren, keine Bekannten getroffen habe. Natürlich erfand ich einige solche Bekannte, mit denen ich vorgab, gesprochen zu haben, obgleich ich alle Maghrebia wie die Pest geflohen hatte. Aber etwas anderes unter meinen Umständen zu sagen, wäre zu gefährlich gewesen. Auf die weiteren Fragen, ob ich nicht Lust gehabt hätte, mich an diese Bekannten als Reisegefährte anzuschliessen, entgegnete ich, dass ich die Schiffsmiethe, die ich ja doch bezahlen musste, nicht verlieren wollte, welche Entschuldigung die geldliebenden Aegypter ganz vortrefflich fanden. Darauf begann die Respectsperson des Schiffes, der Kairiner Schich Mustapha Abu Abd-Allah, eine religiöse Unterhaltung über das Glück und die Pflichten der Hödsch (Pilgerfahrt), welche, obgleich sie sich nur in den abgedroschensten Gemeinplätzen bewegte und folglich sehr langweilig war, dennoch mit pflichtschuldiger Andacht angehört werden musste. Zum Glück wurde die fromme Rede, von der sonst kein

anderes Entkommen, als das Einschlafen gewesen wäre, bald unterbrochen und zwar durch etwas sonst auf Pilgerschiffen unerhörtes, und was bei frommen Hadschadsch grossen Anstoss erregte. Der junge Alexandriner, Otsman ben Nur-ed-Din, war nämlich auch in der Stadt gewesen, hatte dort in einem der berüchtigtsten Kaffeehäuser den bekannten afrikanischen Hanf, welcher opiumähnliche Eigenschaften hat, geraucht, wovon er völlig berauscht zurückkehrte. Dieser Rausch wäre jedoch an und für sich noch eine verzeihliche Sünde gewesen, wenn Otsman nicht in demselben darauf bestanden hätte, eine junge Negerin, die in el Imbu das Gewerbe einer Alme ausübte, mit an Bord der „Mutter des Friedens“ zu nehmen, was natürlich die tugendhaften Hadschadsch nicht gestatten konnten. Eine sehr komische Prügelscene war die Folge davon, bei der Otsmans Brüder, Mohamed und Mahmud seine Parthei ergriffen, so dass diese drei stämmigen Jünglinge allein einigen zwanzig Hadschadsch entgegenstanden, von denen mancher ein blaues Auge und eine rothe Nase wegbekam, ehe der Streit durch das Einschreiten Schich Mustapha's endlich glücklich damit beendet wurde; dass man beschloss, die Negerin solle in die Stadt zurückgeführt werden. Dieser Beschluss war jedoch rein überflüssig, denn die Arme, welche der Gegenstand des ganzen Streites gewesen war, hatte gleich zu Anfang desselben die Flucht ergriffen und befand sich ohne Zweifel jetzt wieder in ihrem gewohnten Locale inmitten zahlreicher Verehrer. Nun folgte eine allgemeine Versöhnungsscene, bei der sich die feindlich gewesenen Partheien zärtlich um-

armten und das Ganze schloss mit einigen banalen Phrasen über die den Hadschadsch so nöthige Versöhnlichkeit und Eintracht, von Seiten des unerschöpflichen Schich Mustapha, worauf wir uns sämmtlich auf der „Mutter des Friedens" schlafen legten.

Sechstes Capitel.

Von El Imbu nach Dschedda.

Tropische Vegetation. — Der vermeintliche Reichthum des glücklichen Arabiens. — Scherm Berika. — Dschar, der alte Hafen Medina's. — Copar vicus. — Arga und Arra. — Scherm Schurar. — Schab Komsa. — Rabörh. — Die höchste Glückseligkeit des Lebens. — Anlegung des Pilgergewandes. — Bad im Meere. — Pilgerpredigt. — Unbequemlichkeit des Pilgerkleides. — Der Ruf Labik. — Gebete des eingekleideten Pilgers. — Komisches Aussehen der meisten Pilger im Ihram. — Zaaram regia. — Die Insel des Wohlgeruchs. — Ras Dahlimar und die Deban. — Obhor. — Baetii fluminis ostia. — Unannehmlichkeiten der Pilgerfahrt. — Rohe Beduinen. — Anblick der Küste von Dschedda.

Am zwölften Tage des zweiten Pilgermonats 1276, d. h. am 2. Juni 1860, verliessen wir das einstige Jambia, um unsre Reise längs der Küste gen Dschedda fortzusetzen. Die ganze Reisegesellschaft war von einem frohen Muthe beseelt, denn in einigen Tagen schon sollten wir ja das heilige Pilgergewand, den Ihram, anlegen, mit dem, wie ein arabisches Sprüchwort sagt, sich noch keiner bekleidete, der nicht Mekka und Arafa zu sehen bekam, was natürlich nur ein Aberglaube ist, da es keineswegs selten

vorkommt, dass Pilger zwischen Rabörh, wo man den Ihram anlegt, und Mekka sterben. Die Küste unmittelbar im Süden von el Imbu bot einen freundlichen, lachenden Anblick; zwar war sie flach, aber dicht mit grünen Hainen und Wäldern bewachsen, ein seltsamer Contrast gegen die kahleren nördlicheren Küstenstrecken. Soweit ich aus der Ferne urtheilen konnte, so waren die Bäume, welche diese Wälder bildeten, meist Mimosenarten; wahrscheinlich fanden sich hierunter Exemplare von Acacia vera, welche Linné Mimosa nilotica nennt, d. h. dem rothen Gummibaum, von dem man bekanntlich das Gummi arabicum gewinnt. Wenigstens sagte mir der Mokkadem unsres Schiffes, dass in jenen Wäldern viel Sma al arbi (arabischer Gummi) gewonnen würde. Diese Bäume werden hier 40 bis 50 Fuss hoch und nehmen sich, selbst von weitem gesehen, sehr stattlich aus. Näher am Meeresstrand wuchsen zahlreiche Rhizophoren und Mangrovebäume, die der Gegend einen ächt tropischen Charakter verliehen. Es war, als sei man gar nicht in dem baumarmen, laub- und wasserlosen Arabien, sondern in der Nähe irgend einer schönen, von tropischen Regen befruchteten, vegetationsreichen Insel des indischen Oceans. Solche Küstenstriche, wie dieser, haben vielleicht zu den Fabeln der Alten von den herrlichen Wäldern Arabiens Anlass gegeben, welche von aromatischen Bäumen gebildet würden und im Innern, wie am Meeresstrande, die süssesten Düfte aushauchten, die selbst bis zu den Schiffern mitten auf dem rothen Meere hindrangen. Diodor und der Perieget Dionysius beschreiben diese Wälder am ausführlichsten.

Letzterer widmet ihnen folgende pomphafte Verse: (Periegesis 935)

Αἰεὶ κηώεσσα θύοις ὕπο λαρὸν ὄδωδεν,
ἢ θυοῦ ἢ σμύρνης εὐώδεος ἢ καλάμοιο,
ἢ καὶ θεσπεσίοιο πεπαινομένου λιβάνοιο
ἢ κασίης.

(Stets haucht Arabien die üppigsten Gerüche aus, entweder den Duft des Weihrauchbaumes, oder der duftenden Myrrhe, oder des wohlriechenden Rohres oder des flüssigen wunderbaren Balsams oder der Casia.) Nach Diodor hausten jedoch in diesen Wäldern Schlangen, deren Biss jeden Eindringenden tödtete. Dass jene wohlriechenden Bäume, welche Diodor nennt, nicht in Arabien vorhanden waren, wusste übrigens schon Plinius, wenn er sagt: (Historia naturalis XII, 41)

Non sunt eorum cinnamonum aut casia, et tamen felix appellatur Arabia.

Aber die alten Dichter und selbst einige Historiker verlegten Alles schöne, gute, üppige und reiche in dieses unbekannte Arabien, dort waren alle Schätze, dort waren die

Plenae Arabum domus

des Horaz (Oden II, 12), der auch eine andere Ode mit einem Lob auf Arabiens Reichthum beginnt: (III, 24)

Intactis opulentior
Thesauris Arabum et divitis Indiae.

Von dort bezog der allmächtige byzantinische Minister, der Eunuche Eutropius, seine Parfümerieen,

wie sich diess der Dichter Claudius Claudianus denkt:

Te foliis Arabes ditent, te vellere Seres.

Aber diese schöne Strecke bewaldeter Küste sollte uns nicht lange begleiten. Schon ward das Laub der Rizophoren dünner und dünner, kaum tauchte noch hie und da eine Mimose am Horizonte auf, dann kam niederes Strauchwerk, und zwar, wie es mir aus der Ferne schien, kleine Palmenarten, die sich zwerghaft am Boden wanden und zuletzt trat der Sand Arabiens wieder in sein volles Recht ein, die Küste allein zu behaupten, das ihm nur hie und da noch eine schlanke Acacia vera streitig machte.

Nachmittags kamen wir in der Nähe der Kubba (Grabcapelle) eines Heiligen vorüber, welche den Namen Kubba Sidi Haschem führte. Plötzlich nahm die „Mutter des Friedens“ wieder ein festliches Aussehen an, unsre frommen Matrosen reichten den unvermeidlichen Kaffee herum, wozu sie ihre Schischi (ägyptische Wasserpfeifen ohne Glas) rauchten und erbauliche Geschichten über den grossen Heiligen Sidi Haschem erzählten. Da aus allen den unglaublichen Fabeln und dem heillosen Unsinn, den man uns, diesen Heiligen betreffend, auftischte, erhellte, dass dieser im Stande sein solle, Krankheiten und zwar vorzüglich Hautkrankheiten, noch jetzt nach seinem Tode, zu heilen, so schlug ich unserm Nachada (Schiffshauptmann), der, wie ich oben bemerkte, mit der Krätze behaftet war, vor, er solle doch diesen Heiligen anrufen, der ihn ohne Zweifel bald von seinem ekelhaften Uebel befreien würde. Aber obgleich Schich Mustapha, und einer oder der

andere ägyptische Schriftgelehrte diesen meinen Vorschlag vortrefflich fanden und mich nicht wenig wegen meiner vermeintlichen Frömmigkeit priesen, so war doch der Nachada nicht dazu zu bringen, meinem Rathe zu folgen. Er schien sich offenbar ganz wohl mit seinem Hautleiden zu befinden, diess schien ihm gar kein Uebel und er hielt es für Unrecht, wegen solcher Kleinigkeit die Intervention eines Heiligen anzurufen. Ueberhaupt ist es nicht Sitte, von Heiligen etwas zu verlangen, was bestimmt definirbar ist. Man verlangt nur solche Dinge, die nach Art der alten Orakel später immer als eingetroffen gedeutet werden können, sei es im wirklichen oder im figürlichen Sinne oder durch irgend eine rhetorische Spitzfindigkeit, die aus schwarz weiss macht, so dass der Heilige immer Recht behalten muss.

Nach zehnstündiger Fahrt langten wir am Abend im Scherm Berika an, dessen Namen das Verkleinerungswort von Baraka ist, welches „die Gesegnete" bedeutet. Dieser Name „die kleine Gesegnete" stammt wahrscheinlich daher, weil Berika als früherer Hafen von Medina, welches „die Gesegnete" vor allen andern Städten heisst, gewissermaassen wie ein Kind der Prophetenstadt angesehen wurde und so das Prädicat derselben im verkleinerten Massstabe führte. Der Hafen von Berika ist nur sehr klein, kann höchstens 5—6 Schiffe von 50—80 Tonnen Tragkraft aufnehmen und ist überdiess noch schwer zugänglich, da Korallenbänke sich auf beiden Seiten seines Eingangs hinstrecken. Am Lande waren nur elende Kemlis (offne Zelte), unter denen einige Beduinen wohnten und einen kleinen Suk für die Pilger ab-

hielten. Einige Beduinenweiber von abschreckender Schmutzigkeit sassen auch hier unter aufgestellten Sonnenschirmen von Palmstroh und verkauften Gemüse und Obst. Ihre Kleidungsstücke waren über die Maassen zerlumpt und durchlöchert und man hätte zu ihnen, wie Mephistopheles zu den Engeln wohl sagen können:

Ihr könntet auch anständig nackter gehn,
Das lange Faltenhemd ist übersittlich.

Nur war ihr blaues, baumwollenes Faltenhemd eher unsittlich als übersittlich, denn die vielen Löcher offenbarten gerade, was sonst ein Kleidungsstück verbergen soll, so dass ein einfaches Lendentuch viel verhüllender gewesen wäre, als das grosse Aermelhemd. Dagegen waren ihre Gesichter desto besser versteckt und zwar hinter einem dicken Lappen von schwarzem Baumwollstoff, in dem zwei kleine, rund geschnittene Löcher gerade Platz genug liessen, um ein Paar stechende Schakalsaugen hervorblitzen zu lassen. Alle diese Damen waren noch jung, wenigstens nach europäischen Begriffen, aber sie sahen schon überaus verrunzelt aus, ihre Hände und Beine waren von skelettartiger Magerkeit, ihre Arme glichen wahren Schwefelhölzern, ihr insectenreiches Haar war schon ziemlich dünne, und obgleich ich ihre Gesichter nicht zu sehen bekam, so konnte man doch aus dem, was man nur zu deutlich sah, schliessen, dass sie keineswegs reizend ausgesehen haben mögen. Hier sollte man einen Maler, der ein Modell zu den Hexen des Macbeth sucht, hinschicken.

Unweit vom Scherm Berika liegt der jetzt ver-

sandete Hafen von Dschar, zu dem ein Canal führt, der heute noch Schiffen zugänglich ist, obgleich der Hafen keine mehr aufnehmen kann. Hier liegen die Ruinen der mittelalterlichen Stadt Dschar, die ich vor Begierde brannte, in Augenschein zu nehmen. Leider aber konnte ich die deutsche Meile, welche Berika von Dschar trennt, nicht zu Lande zurücklegen, da die Gegend sehr unsicher sein soll und man viel von neuerlichen Ermordungen von Pilgern erzählte, die sich zufällig von ihrer Reisegenossenschaft entfernt hätten und später an einsamen Orten erschlagen gefunden worden wären. Zur See hinzugelangen, daran war nicht zu denken, da ich ein Boot hätte miethen müssen und dadurch meine Neugierde nach alten Ruinen, die man doch nur bei Europäern voraussetzt, offen bekundet und mich als Ungläubigen verrathen haben würde. Die englische Küstenaufnahme von Moresby beschreibt diese Ruinen als von bedeutendem Umfang. Es sind ohne Zweifel die von Dschar, welches früher der Hafen von Medina war, woher auch sein Name, welcher „der Nachbar" bedeutet, weil es die Nachbarstadt von Medina war, denn die Araber beziehen alles auf ihre heiligen Städte. Dieses Dschar wird von Burkhardt Djar, von Niebuhr Dsjar, von Rüppell Diar und vom Uebersetzer des Ab-ul-Feda Giar genannt, welches nur französische, englische und dänische Schreibarten für die allein im Deutschen richtige Schreibart Dschar sind. Viele Geographen haben aus der vermeintlichen Aehnlichkeit des Namens von Dschar mit dem des antiken Arga schliessen wollen, dass letzteres an dieser Stelle gelegen habe, eine

Annahme, die jeder, welcher den Gradangaben des Ptolemäos auch nur den geringsten Werth beilegt, verwerfen muss. In der That, wie könnte man annehmen, dass der über Arabien so gut unterrichtete Alexandriner eine Stadt, die nur 24 Minuten von Jambia entfernt lag, um beinahe anderthalb Grad südlich von ihm angegeben haben würde? Mit viel mehr Wahrscheinlichkeit kann man an der Stelle von Dschar den von Ptolemäos zwischen Jambia und Arga ungefähr in der Mitte angegebenen Copar vicus erblicken, in dessen Namen wahrlich ebensoviel Aehnlichkeit mit dem Worte Dschar, als in dem Namen Arga gefunden werden kann, obgleich meine Ansicht ist, dass Dschar ein erst lange nach der Hedschra diesem Orte, als Nachbarort Medina's (Dschar heisst der Nachbar) beigelegter mittelalterlicher Name ist, folglich weder von Arga, noch Copar herzuleiten. Mannert verlegt bekanntlich Copar noch südlicher, nämlich nach dem von Niebuhr angegebenen Abu Ajan, welches heute Schich Jaja heisst. Aber diese Annahme scheint mir die ganze Ortsbenennung an dem Lauf der Küste von Hedschas zu verrücken und ich begreife nicht, wie Mannert nach einer solchen Voraussetzung noch in Dschedda das Badeo Regia des Ptolemäos erblicken kann, welches dann doch viel südlicher kommen müsste.

Die von Diodor erwähnten Carbae, ein Volk des glücklichen Arabiens, werden von diesem kurz nach dem Berg Chabinus und dem Hafen Charmuthas genannt, welche beide, wie wir oben gesehen haben, in dieser Gegend liegen, was mich auf die Vermuthung bringt, dass die Carbae vielleicht die Be-

wohner von Copar und seiner Umgegend waren, besonders da die Namen Carbae und Copar auffallend gleichlautend sind. Die Versetzung von zwei Buchstaben nämlich, wie bei Copar und Cobra, Agra und Arga kommt schon in lateinischen Wörtern nicht selten vor, in arabischen ist sie jedoch so häufig, dass man sie fast als Regel bezeichnen kann.

Am 13. Du el Kada verliess die „Mutter des Friedens“ den kleinen, elenden Hafen von Berika und segelte immer noch zwischen gefährlichen Korallenriffen, Klippen und Sandbänken längs der Küste weiter gen Schich Jaja. Kurz nach Dschar umschifften wir ein Cap, welches den schreckenerregenden Namen Ras el Hämma d. h. „Vorgebirge des Fiebers“ führte. Ich hatte schon früher eine „Insel der Blattern“ gesehen, später sollte ich auch noch einen Ort Namens el Habuba, d. h. „die Pest“ kennen lernen, mit welchen beiden süssen Namen diess Fiebercap ein würdiges Kleeblatt bildete. Scheussliche, ominöse Benennungen, die dem armen Pilger stets vor Augen stellen, welche Krankheiten ihn auf seiner Wallfahrt erwarten! Glücklich der, der kein arabisch versteht und folglich nicht weiss, dass er „im Lande des Sonnenstiches“ reist, wenn er die Araber die ganze Gegend um die heiligen Städte „Blad el Bakla“ (Bakla heisst zugleich Sonnenstich und perniciöses Fieber) nennen hört.

Gegen Abend liefen wir im grossen, aber seichten Hafen von Schich Jaja d. h. vom heiligen Johannes (nicht nach dem Täufer, welcher Sidna Jaja heisst, sondern nach irgend einem beliebigen obscuren Heiligen so benannt) ein, welcher mir das Abu Ajan des

Niebuhr zu sein scheint, in dem Mannert Copar vicus erblicken will. Die Küste war hier gänzlich flach, sandig und ohne alle baumartige Vegetation. Im Hintergrunde gewahrte man das arabische Hochgebirge, dem Edrisi den Namen Dschebel Rhadua beilegt, welcher, wie Ritter bemerkt, nicht der Name eines einzelnen Berges, sondern der ganzen Bergkette zu sein scheint. Hier wussten die wenigen Beduinen, welche in Kemlis einen kleinen Suk abhielten, mir nicht den Namen des Gebirges zu sagen, vielleicht auch wollten sie es nicht, da der Araber dem Fremden gegenüber stets sehr geheimnisskrämerisch ist.

Am Morgen des 14. Du el Kada schifften wir weiter, einer gänzlich flachen Küste entlang, welche zum Theil mit Dattelbäumen und Dompalmen (Dumus Thebaica) bewachsen war und sehr den Ufern des Nils glich. Abends erreichten wir den Hafen von Mustura, den gefährliche Korallenklippen umgaben und der folglich einen schwierigen Eingang bot; aber einmal darinnen, befinden sich die Schiffe sehr gut und in vollkommner Sicherheit. Der Name Mustura d. die Verborgene, die Umschleierte, die Verhüllte, ist vortrefflich gewählt, denn der Ankerplatz liegt zwischen den Korallenriffen, die seinen Eingang zu verbergen scheinen, gleichsam versteckt. Jemand, der diese Küste nicht kennte, würde an „der Verborgenen“ vorbeisegeln, ohne zu ahnen, dass hier ein Hafen befindlich sei. Der kleine Ort Mustura, wo etwa zwanzig elende, aus Korallenstein schlecht zusammengefügte Häuser liegen, ist eine halbe deutsche Meile vom Ankerplatz entfernt und noch

weiter im Innern, etwa 1½ deutsche Meilen vom Strand, liegt die Pilgerstation, welche ebenfalls Mustura heisst, bei der die Strasse von Medina nach Mekka vorbeiführt und die gutes Wasser besitzt. Wäre es nicht schon zu spät gewesen, so würde ich Ali zum Wasserholen dorthin geschickt haben; so musste ich mich mit dem sehr brakischen Wasser des Hafenortes begnügen.

In Mustura, welches ungefähr unter dem 23. Grad nördlicher Breite liegen mag, kann man, glaube ich, wohl mit Recht das Arga des Ptolemäos erblicken; welches freilich Mannert nach Rabörh verlegt. Aber da es so ziemlich bewiesen ist, und Mannert selbst annimmt, dass Dschedda Badeo Regia war, so muss man hier auf dem Theil der Küste zwischen Jambia und Badeo die Gradangaben des Ptolemäos eher etwas abkürzen, um richtige Resultate zu erhalten, wie wir diess zwischen Jambia und Copar, d. h. el Imbu und Dschar auch schon gethan haben.

Das Agra des Plinius kann unmöglich mit dem Arga des Ptolemäos identisch sein, da ersteres die Hauptstadt der Leaniter, eines nabatäischen Stammes am elanitischen Golfe (dem Busen von Akaba), war, und als solche viel nördlicher, mitten in der Arabia petraea gesucht werden muss, denn wie soll man annehmen, dass ein Volk, welches so weit nördlich wohnte, seine Hauptstadt südlich von Leuce Come, welches die letzte nabatäische Niederlassung gegen Süden war, gehabt haben könne? Zudem sagt Plinius ausdrücklich, dass Agra nicht am Meer lag, wenn er den Unterschied zwischen seiner Lage und der von Läana mit folgenden Worten hervorhebt:

Regia eorum Agra, et in sinu Laeana vel ut alii Aelana.

Dieses „et in sinu“ deutet hinlänglich an, dass Agra **nicht** am Meerbusen lag, sonst würde das „in sinu“ auf beide Städte Agra wie Laeana bezogen worden sein, dagegen scheint mir Plinius in einer andern Stadt, die er Arra nennt, das Arga des Ptolemäos zu bezeichnen, wenn er sagt:

Arra oppidum, in quo omnis negotiatio convenit.

Arra war also eine wichtige Handelstadt, was auf einen Seehafen wie Arga vollkommen passt. Ohne Zweifel war dieses Arga mit dem Negra des Strabo identisch, welches als eine Hafenstadt, dem Könige Obeida gehörig, dessen Hauptstadt wahrscheinlich Zaaram regia war, beschrieben wird. Hier machte der römische Feldherr Aelius Gallus auf seinem unglücklichen und zwecklosen arabischen Feldzuge Halt, auf dem er fast seine ganze Mannschaft durch Krankheit und Entbehrung aller Art verloren und nichts andres erreicht hatte, als einige elende Castelle genommen und Ortschaften zerstört zu haben. Ob das Egra des Plinius auch für diesen Ort zu halten sei? das ist eine andere Frage, die, im Fall sie bejaht würde, natürlich Arra anderswohin verlegen würde.

Der 15te Du el Kada sollte für uns Pilger ein wichtiger Tag werden, denn an ihm hofften wir Rabörh zu erreichen, wo die von Aegypten kommenden Hadschadsch das heilige Gewand, den Ihram, anlegen müssen. Nicht ohne eine gewisse Feierlichkeit, die bei mir jedoch durch schwere Sorgen gedämpft wurde, denn ich fürchtete viel nachtheiliges,

ja gefährliches von dem entsetzlichen Ihram, betraten wir am Morgen nach vollendeten 4 Rikats (Gebeten) die „Mutter des Friedens". Schich Mustapha sah meine umwölkte Stirn nnd fragte nach der Ursache meines Kummers, die ich ihm jedoch nicht verrathen durfte, um nicht für lau und schwach im Glauben zu gelten. Ich schützte desshalb ein Unwohlsein vor, wofür man mir sogleich ein Heilmittel gab, welches aus einem Papierchen, mit Koranversen beschrieben, bestand, das ich verschlucken musste, eine Operation, die beinahe wie ein Brechmittel wirkte.

Unsre frohe Hoffnung sollte jedoch nicht erfüllt werden, da der Nordwind nachliess und wir nun ausser Stande waren, die zehn deutschen Meilen, welche Mustura von Rabörh trennen, in einem Tage zurückzulegen. So mussten wir nach Umseglung des Ras Wardan, d. h. des Vorgebirgs der Rosen, dessen vollkommne Kahlheit seinem Namen wenig Ehre machte, Abends in dem grossen, aber offenen und schlechten Ankerplatz Scherm el Churar ein nothdürftiges Unterkommen suchen. Dieser Scherm liegt gegenüber einer der gefürchtetsten Klippen an dieser Küste, Schab el Churar genannt. Das Wort Schab, welcher Name vielen Klippen und Korallenbänken beigelegt wird, bedeutet wörtlich „das kahle Haupt". Der Araber nennt bekanntlich ein Vorgebirge Ras d. h. das Haupt. In seiner blumenreichen Sprache liebt er es, die Gegensätze durch Bilder zu bezeichnen, wie auch in diesem Falle; das oft bewachsene, manchmal bewaldete Vorgebirge ist ein junges, umlocktes blühendes Haupt, die diesem oft gegenüber aus dem Meer hervorragende nackte Klippe ist ein

greiser, haarloser, kahler Scheitel. Nicht selten giebt es ein Ras (Vorgebirge) und ein ihm gegenüber liegender Schab (Klippe), die beide denselben Namen führen. So auch hier. Dem Schab Churar lag das Ras Churar gegenüber, dem kahlen Haupte das umlockte Haupt.

Churar selbst war kaum ein Ort zu nennen. Der Hafen ist zu schlecht, um Reisenden bei einem andern Wetter, als der vollkommensten Windstille, welche heute unser Loos sein sollte, Schutz zu gewähren. Uebrigens ist das Wasser hier gut, und Churar entspricht somit seinem Namen, welcher „die Rieselnde," süss Murmelnde, wobei man sich eine Quelle denken muss, bedeutet. Von den wenigen Beduinen, welche wir hier antrafen, konnten wir nicht einmal Milch und Eier kaufen. Obgleich sie diese Gegenstände besassen, so weigerten sie sich doch standhaft, sie uns für Geld abzutreten, da es im ganzen bei den ächten Beduinen, d. h. denjenigen, welche noch nicht durch den Contact mit Fremden verdorben sind, für eine Schande gilt, das nicht lebende Product ihrer Thiere zu verkaufen. Ein Kalb, ein Füllen, ein junges Huhn verkaufen sie, nicht aber die Milch ihrer Kühe, die Eier ihrer Hennen. Von Butter und Käse als Kaufartikeln kann natürlich bei solchen Leuten nicht die Rede sein. Sonst hatten wir bis jetzt die Beduinen auf dem ganzen Pilgerwege viel vorurtheilsloser gefunden, aber im wenig besuchten Churar hatten sie ihre alten Ideen unverfälscht behalten, die übrigens alle Beduinen des Innern theilen sollen.

Am 16ten Du el Kada endlich, nach einer gefahr-

vollen Schifffahrt in dem klippenreichen Golfe von Rabörh, aus dem die gefährliche Korallenbank Schab el Komsa zur Ebbezeit emporragt, sollten wir Rabörh, die Stadt, wo man dem Ihram anlegt, erreichen. Der Name Schab el Komsa, d. h. die Klippe der Kleider, wurde höchst wahrscheinlich dieser Korallenbank von den Pilgern desshalb beigelegt, weil sie die letzte ist, in deren Nähe der Mekkapilger seine Kleider anbehalten darf, denn bald darauf muss er den Ihram anlegen, welcher nicht die Bezeichnung eines Kleidungsstückes verdient, sondern nur aus zwei losen viereckigen Tüchern besteht. Die Komsa ist ein mittelalterliches arabisches Kleidungsstück, welches ungefähr der antiken Tunica entspricht. Nicht ohne ein Gefühl von Wehmuth sah ich diese „Klippe der Kleidungsstücke“ verschwinden und das uns mit dem Ihram bedrohende Rabörh auftauchen, in dessen ziemlich guten Scherm wir schon um Mittag einlaufen sollten.

Rabörh führt einen Namen, welcher auf die Wirklichkeit der beissendste Hohn ist und ihm ohne Zweifel von irgend einem sarkastischen Pilger, der sich im Ihram recht schlecht befand, aus Ironie beigelegt wurde. Das Wort „Rabörh“ bedeutet nämlich die „höchste Bequemlichkeit des Lebens, die summa commoditas vitae“, wofür wir unbequemen Deutschen eigentlich gar kein rechtes Wort haben, was aber die bequemen Engländer recht schlagend mit ihrem Worte „Comfort“ bezeichnen. Wie ein in jeder Beziehung so unbequemer Ort, wie Rabörh, zu dem Praedicat „die Comfortable“ kommen konnte, dass lässt sich, wie gesagt, nur durch Ironie erklären.

Mustapha Bei, unser Mitreisender, gab mir freilich eine andere Erklärung, nämlich die, dass in dem etwa eine deutsche Meile vom Hafenort Rabörh entfernten und im Innern gelegenen Städtchen Rabörh, das heisst in derjenigen Station auf der Pilgerstrasse zwischen Medina und Mekka, wo die aus Medina kommenden Pilger den Ihram anlegen, ein so bequemes türkisches Bad und Waschanstalten, so gut eingerichtete Barbierstuben für die Ihramanleger, die sich ja baden und rasiren lassen müssen, vorhanden seien, dass jenes Rabörh den Namen „der Comfortablen" wohl verdiene. Mag das im Innern gelegene Rabörh dieses Namens würdig sein. Dort war es vielleicht, wo Burton, wie er in seiner Reisebeschreibung erzählt, sich vor der Ihramanlegung so köstlich badete und parfümirte, welches letztere mir stets wie eine gelinde Uebertreibung vorkam, denn ich habe noch keinen Pilger gesehen, der den Eindruck gemacht hätte, als sei er parfümirt. Die „parfümirten Pilger" mögen vielleicht in dem Städtchen Rabörh als rarae aves hier und da vorkommen, in dem Hafenort Rabörh sind sie jedoch gänzlich unbekannt und ich glaube, dass man seit Harun al Raschids Zeiten nie daselbst einen „parfümirten Pilger" gesehen hat; eher das Gegentheil, aber davon will ich nicht reden, aus Furcht unanständig zu werden.

Dieser Hafenort Rabörh, der nur aus etlichen fünfundzwanzig ärmlichen, theils aus Korallenstein, theils aus Luftziegeln erbauten Häusern besteht, an die sich einige dreissig Kemlis (Zelte) anreihen, in denen der Markt abgehalten wird, besitzt gar kein Bad und nur drei temporäre Barbierzelte, welche Tag

und Nacht von mehreren hundert Pilgern umlagert werden, die sich oft um den Vorrang zanken, schelten und prügeln, welches letztere überhaupt ein den frommen Hadschadsch gar nicht ungewöhnliches Exercitium ist. Nicht ohne grosse Mühe gelangte ich zum Eingang eines dieser Barbierzelte, das jedoch so mit Menschen angefüllt war, dass ich es vorzog, wieder zum Schiffe zurückzukehren und mich von einem unsrer Matrosen, welche alle dieses Handwerks verständig waren, rasiren zu lassen. Dann mussten noch die Nägel an Händen und Füssen sorgfältig beschnitten werden und ich war zum Reinigungsbade bereit. Als Bad dient hier in Ermangelung eines andern das schöne, grosse, offene Meer, in das die Pilger vor Anlegung des Ihrams untertauchen, was ich denn auch thun musste. Unsre sämmtliche Reisegesellschaft that dessgleichen, ebenso einige zweihundert Pilger, welche eben in vier andern Kandscha's angekommen waren, worunter leider auch etliche fünfzig Maghrebia, die ich streng vermeiden musste, um mich nicht zu verrathen, was mir jedoch nun leichter wurde, da ich ja von diesem Augenblick an für die nächsten vierzehn Tage den Ihram und folglich keine Kleider mehr tragen sollte, also auch nicht am maghrebinischen Costüm erkannt werden konnte. Es war ein seltsamer Anblick, alle diese braunen, meist mageren, knochigen Gestalten in's Meer springen zu sehen. Schön war dieser Anblick eben nicht. Ich dachte unwillkührlich an eine Scene der Hölle des Dante, wo die Verdammten in den feurigen Pfuhl springen. Wenn auch nicht feurig, so war doch das Meer heiss genug, um keine Ab-

kühlung zu gewähren. Ueberhaupt hatte die Hitze in der letzten Zeit sehr an Intensität zugenommen. Ich glaube, dass die Temperatur im Schatten wohl die klassischen 37 Grad Réaumür des Burkhardt erreichte, welche Humboldt für die grösste im wahren Schatten jemals mit richtigen Instrumenten beobachtete Hitze hielt. Was ich von dieser Hitze litt, brauche ich dem Leser nicht zu schildern, er wird es aus der Lage von Rabörh am Wendekreis und aus der Jahreszeit (mitten im Sommer) wohl errathen können. Zum Glück war ich bis jetzt gesund geblieben. Nun aber drohte mir eine ernste Gefahr. Dieselbe bestand weniger darin, dass ich alle meine gewohnten Kleider und folglich auch meine hygienische, aus Vorsicht angezogene Flanelljacke (lächle nicht o Leser!) die in heissen Ländern wegen der starken Transpiration, die sie allein absorbiren kann, nöthiger ist, als in kalten, verlassen musste, nein, diess alles war unangenehm, ja ungesund, was aber noch unangenehmer, noch ungesunder, ja sogar lebensgefährlich war, das war die gezwungene völlige Entblösung des Hauptes unter einer tropischen Sonne in einem Lande, welches sprichwörtlich, das „Land des Sonnenstiches und des Fiebers" heisst. Auf dem Haupte aber darf der Pilger nichts tragen, nichts, nicht einmal das dünnste Tuch, er pflegt keinen Schirm darüber zu halten; das einzige, was ihm der Ihram gestattet, ist die Hände auf den Kopf zu halten, was natürlich so gut wie keinen Schutz gewährt und wenn man bedenkt, dass man das Haupt auch noch seines natürlichen Schutzmittels, der Haare, durch völliges Abrasiren derselben berauben muss,

so kann man sich leicht vorstellen, welchen Gefahren sich der Pilger aussetzt, wenn er den pflichtschuldigen Ihram anlegt.

Ich kannte die Vorschriften der Pilgerfahrt, welche bei der Einkleidung in den Ihram befolgt werden müssen, zwar schon sehr gut, denn sie hatten auf der ganzen Reise den hauptsächlichsten Gesprächsgegenstand meiner Gefährten gebildet, zum Ueberfluss wurden sie mir aber nun von Schich Mustapha und namentlich von dem feisten Hadsch Omar oder wie die Aegypter ihn nannten, Haggi Omar, der weil er schon einmal die Pilgerfahrt gemacht hatte, hierin als Autorität angesehen wurde, wiederholt. Der Koran beschäftigt sich zwar nicht mit solchen Kleinigkeiten, wie, die verschiedenen äusserlichen Beobachtungsregeln und Costümvorschriften für die Pilger, sondern er erwähnt überhaupt der Pilgerfahrt nur an wenigen Stellen. Die ganze Institution der Pilgerfahrt ist bekanntlich schon uralt und bestand bereits im arabischen Heidenthum. Mohamed behielt sie bei, um die Verehrung, welche der Tempel von Mekka bei fast allen Arabern genoss, für seine Religion auszubeuten und erweiterte ihre Bedeutung, indem er sie als allgemein zu befolgende Satzung vorschrieb. Mohamed redet am deutlichsten in der zweiten Sure, und zwar in ihrer 192ten Aja (Vers) wie folgt von der Pilgerfahrt und ihren Vorbereitungen:

„Unternehmet die Pilgerfahrt: verhindert euch Belagerung oder Krieg daran, so sendet ein Opfer. Ihr sollt euer Haupt nicht eher scheeren, als bis das Opfer an Ort und Stelle angekommen ist. Wen Krankheit oder Unwohlsein nöthigen sollte, sein

Haupt zu scheeren, der faste, gebe Almosen oder opfere. Hält euch kein Feind ab und ihr besucht die heiligen Orte, ohne jedoch die Pilgerfahrt (nach Arafa) zu machen, so bringt ein Opfer. Wer das nicht kann, der faste drei Tage während und sieben Tage nach der Reise: im ganzen zehn Tage. Dasselbe thue der, dessen Familie nicht mit ihm das heilige Haus besucht. Betet zu Gott und wisset, dass er euch schrecklich bestrafen kann. Die Pilgerfahrt sollt ihr in jenen Monaten machen, die euch als Pilgermonate wohl bekannt sind (Schual, Du el Kada und Du el Hödscha). Wer die Wallfahrt unternimmt, der enthalte sich der Frauen, der Uebertretungen des Ceremonialgesetzes und der Streitigkeiten. Das Gute, das ihr thun werdet, Gott wird es sehen. Nehmet Vorräthe mit auf die Reise. Der beste Vorrath jedoch ist die Frömmigkeit."

In der 96. Aja der fünften Sure und folgenden ist wieder von den Vorschriften der Pilgerfahrt die Rede, wo es heisst:

„O ihr Gläubigen! Ihr sollt euch nicht mit der Jagd befassen, während euch das heilige Gewand (der Ihram) deckt. Wer mit Wissen und Willen ein Wildpret während der Pilgerfahrt tödtet, der soll es durch ein zahmes Thier, welches er dem Tempel opfern muss, den Herrn wieder ersetzen und seinen Fehl gut machen. Zwei gewissenhafte Männer sollen den Werth des Thieres bestimmen und es soll zur Kaaba als Opfer geschickt werden oder die Sühne kann auf andere Weise stattfinden, sei es durch Almosen oder Fasten. Es ist euch gestattet, dem Fischfang (während der Pilgerfahrt) obzuliegen, um euch selbst und um

die Reisenden zu ernähren, aber die Jagd ist euch ausdrücklich verboten, so lange ihr das Pilgergewand traget.“

Man sieht in diesen Koranversen ist nicht ausdrücklich von kleinlichen Costümvorschriften, von dem Ihram und der Art, denselben zu tragen, von der völligen Entblösung des Hauptes und den andern Plackereien der Pilgerfahrt die Rede. Mohamed hielt es wahrscheinlich unter seiner Würde, sich mit solchen Details zu befassen, vielleicht nahm er auch den Ihram und die Art, ihn zu tragen, als zu bekannt an, da wie gesagt die Pilgerfahrt keine von Mohamed eingeführte, sondern eine aus dem arabischen Alterthum aufgenommene Institution ist, die allen Bewohnern von Hedschas bekannt war. Erst die Ausleger des Koran haben aus der Ihramanlegung und allem, was sie begleitet, die unangenehme Förmlichkeit gemacht. die sie heut zu Tage ist. Mohamed wollte gewiss nie, dass die Pilgertracht für seine Jünger eine so grosse Unannehmlichkeit, ja eine so gefährliche Sache werden solle. Das Costüm, welches der Pilger tragen muss, ist, wie schon Niebuhr richtig bemerkte, das eines gemeinen Arabers aus der Zeit Mohameds. Indem es der Prophet für die Pilgerfahrt beibehielt (denn die Sitte des Ihram bestand ja schon vor ihm), wollte er nur andeuten, dass der Pilger in einem demüthigen, bescheidenen Gewande vor Gott an seiner heiligen Kaaba erscheinen solle. Die Entblösung des Hauptes war ursprünglich wohl nur zufällig, da im Alterthum und noch zur Zeit der Hedschra die meisten gemeinen Araber keine Kopfbedeckung trugen, wie ja so viele Völker des Alter-

thums, und selbst die Römer, bei denen bekanntlich der Pileus (Hut) als eine Barbarei betrachtet wurde. Plinius sagt freilich: Arabes mitrati degunt; aber Plinius verstand unter Arabern die Nabatäer, die gar keine ächten Araber waren. Später haben dann die Ausleger des Koran in diesem Costüm des Ihram die Tracht des ersten Menschenpaares, nach seiner Vertreibung aus dem Paradiese erblicken wollen. Wie die Scholasten des Mittelalters, wie die Pharisäer des Judenthumes, so waren und sind auch die Schriftgelehrten des Islam fanatische Buchstabendiener und Buchstabendeuter; wie jene, so halten sie mit eiserner Strenge nicht nur am geschriebenen Wort, sondern auch an der mündlichen Tradition fest und machen aus den kleinlichsten, oft ganz zufälligen oder nur beispielsweise gegebenen Vorschriften derselben strenge, unumstössliche Gesetze. So ging es auch mit dem Ihram. Der Ihram ist für alle Moslems eine gleichgeltende. Vorschrift, obgleich solche für den einen leicht, für den andern sehr schwer zu erfüllen ist. Der heutige Araber, der wenige und nur lose Kleider zu tragen, der einer tropischen Sonne sich täglich auszusetzen gewohnt ist, kann den Ihram und die Hauptentblösung ohne Unbequemlichkeit ertragen, während der Türke, der Tartare, der Nordperser, die alle viele Kleider und eine mässige Sonne gewohnt sind, nicht ohne Gefahr für ihre Gesundheit halbnackt und mit völlig blosem Haupte unter der stechenden Sonne des Wendekreises herumgehen können. Es ist sicher, dass Mohamed niemals daran dachte, dass seine Religion sich so weit verbreiten könne, wie es wirklich geschehen sollte. Diess geht unter

anderm auch daraus hervor, dass er immer von der Pilgerfahrt als von einer ganz leichten, jährlich zu unternehmenden Handlung spricht, was sie auch für die Araber war. Hätte Mohamed im Geiste die Türken und Bewohner nördlicherer Gegenden voraussehen können, wie sie sich im Pilgergewande abquälen und wie unsägliches sie darin leiden, er würde bei seiner sonstigen grossen Toleranz, ohne Zweifel für sie die Bestimmung des Ihram aufgehoben oder vielleicht eine ganz andere Pilgertracht vorgeschrieben haben. Aber unglücklicherweise war Mohamed nicht mit einem Fernblick in die Zukunft begabt, und dachte nicht daran, dass seine Religion eine allgemeine werden könne, sonst würde er unter anderm auch den Umstand berücksichtigt haben, dass in einigen Ländern, z. B. in Russland der Ramadan gar nicht gehalten werden kann, weil im Sommer die Tage, im Winter die Nächte zu lang sind; und doch sollte Mohameds Religion für eine Zeit lang im hohen Norden die herrschende werden und selbst heut' zu Tage giebt es noch eine mohamedanische Gemeinde in Moskau. Aber die Buchstabendiener des Koran und der Sunna (Tradition) nehmen natürlich nicht an, dass Mohamed etwas nicht gewusst oder vorbedacht habe. Ihnen gilt Alles, was die Ueberlieferung sagt, als unumstössliches Gesetz und weil diese Ueberlieferung am unsinnigen Ihram festhält, desshalb müssen alljährlich eine Menge armer Pilger der Krankheit, ja dem Tode dadurch verfallen, dass sie sich in halbnacktem Zustande und mit blossem Kopfe einer Sonne aussetzen, die sie selbst, wenn sie wohlbekleidet und von Sonnenschirmen geschützt wären

kaum ertragen könnten. Einige Europäer, welche vor mir Mekka besuchten, z. B. der sonst nicht genug zu rühmende Burton, haben ausgesagt, dass es erlaubt sei, beim Ihram sein Haupt durch einen Sonnenschirm zu schützen. Strenggenommen ist diess nun zwar erlaubt, indessen auch nur für die Secte der Hanefi; aber Niemand ausser vielleicht ein Pascha, ein Haremseunuche oder irgend ein indischer Crösus thut es. Die arabische Sitte sieht den Sonnenschirm als eine europäische Verweichlichung an und ich musste mich besonders hüten, diesen Gegenstand, der nur Verdacht erregt hätte, mit mir zu führen.

Der Leser, der nun so viel vom Ihram gehört hat, weiss vielleicht noch nicht ganz genau, in was dieser Ihram eigentlich besteht. Als wir jetzt aus dem Meere im Hafen von Rabörh auftauchten, da sollten wir ihn anlegen und diess scheint mir auch der beste Moment, ihn zu beschreiben. Dieses schöne Gewand besteht aus zwei viereckigen Tüchern meist von weissem Baumwollstoff, oft mit kleinen rothen Streifen, die den in Europa jetzt bekannt gewordenen türkischen Handtüchern nicht unähnlich sind. Jedes dieser Tücher ist ungefähr 5½ Fuss lang und 3½ Fuss breit. Keines der beiden darf genäht, noch zu einem Kleidungsstück verfertigt, noch selbst in der Form irgend eines Kleidungsstückes zusammengefaltet werden. Das eine Tuch wird um die Lenden geschlagen und reicht gewöhnlich bis an die Kniee hinab; das andere dient als Toga, bedeckt die linke Schulter und den Rücken und lässt den rechten Arm völlig frei. An den Füssen darf man bei dieser Tracht nur eine Art von hölzernen Sandalen, gleich

der antiken Solea, tragen, die jedoch bei jeder Gelegenheit, wie beim Gebet, beim Eintritt in eine Moschee oder in Häuser, wieder ausgezogen werden müssen. Das Haupt muss jedoch, wie gesagt; bei der Pilgertracht, völlig blos und selbst seines natürlichen Schutzmittels, der Haare, beraubt getragen werden. Es durch einen Sonnenschirm zu schützen, gestattet die arabische Sitte nur einigen, sehr hochgestellten oder sehr reichen Personen. Wie erwähnt, so hatte ich mich schon vor dem Bade meines Haupthaares entledigt und jetzt stand ich mit den zwei röthlich weissen Tüchern bekleidet oder vielmehr behängt, mit völlig kahlem Scheitel, mit nackten Füssen, (denn die Sandalen bedecken ja nur die Fusssohlen) da, als ein vollkommener Pilger, in Mitte einiger zweihundert anderen Pilger, welche alle, wie ich so eben den Ihram angelegt hatten. Jetzt erhoben alle diese Pilger ihre Stimme und zum erstenmal auf unsrer Pilgerfahrt brach aus all diesen Kehlen laut und donnernd der Pilgerruf: „Labik“ hervor.

Ein syrischer Schriftgelehrter hatte es unternommen, bei unserm Auftauchen aus dem Meere und unsrer Bekleidung mit dem Ihram uns als Chetib (Prediger) zu empfangen. Aber der ganze Sinn seiner Choteba (Predigt) drehte sich nur um dieses heilige Wort: Labik, das er uns jedoch nicht erklärte, sondern blos dessen glückselige Bedeutung pries und uns Glück wünschte, den frommen Ruf als Pilger ausstossen zu können. Wie die Fische auf die Worte des heiligen Antonius von Padua, als er seine Fischpredigt hielt, so lauschten all diese menschlichen Fische, die Pilger, die auch aus dem Meere auf-

tauchten, auf die Rede des am Meeresstrand stehen-Chetib und wie die Fische damals „te deum laudamus“ sangen, so schrieen jetzt alle diese menschlichen Fische „Labik“. „Labik“, so tönte es am ganzen Strande des Meeres bei Rabörh. „Labik“, so riefen hundert und hundert Kehlen, die einen in fanatischem Eifer laut schreiend, die andern in frommer Inbrunst bedachtsam lispelnd. „Labik“, so tönte allwärts das Echo des heiligen Rufes. „Labik“, so antworteten die Pilger im Orte auf den Ruf der Pilger am Meere. Man hörte nichts als „Labik“. Es war, als gäbe es kein anderes Wort mehr in der Sprache, als dieses, das den Ruf der Pilgerschaaren bildet, welchen sie vom Moment der Anlegung des Ihram täglich mit heiligem Eifer wieder und wieder ausstossen, bis sie endlich auf Arafa das Ziel ihrer Wünsche erreichen und dort den geheiligten Ruf mit erneuerter, auf's höchste gesteigerter Energie ertönen lassen.

Was dieses Wort „Labik“ eigentlich bedeute, das wissen die wenigsten Araber, aber das verdienstliche liegt in dem Worte selbst, nicht in seiner Bedeutung. Desshalb liegt auch dem Araber sehr wenig daran, die Bedeutung des heiligen Wortes zu wissen, wie ich denn z. B. Leute kannte, welche zehnmal in Mekka gewesen waren und gewiss tausendmal Labik gerufen hatten, die nicht ahnten, was diess Wort sagen wolle. Ja, wenn man sich nach dem Sinne dieses heiligen Wortes erkundigt, so wird einem gewöhnlich mit einem Achselzucken geantwortet und gesagt: „Du bist sehr neugierig, o Pilger!“ wie mir denn dies auch mehrmals begeg-

nete. Von meinem Freunde Schich Mustapha bekam ich eine Erklärung, die so lächerlich war, dass ich es gar nicht wage, sie hier zu wiederholen. So verzichtete ich denn während meiner Pilgerfahrt gänzlich darauf, die Bedeutung des talismanischen Wortes zu erfragen, indem ich mir vornahm, so wie ich wieder in einer civilisirten Stadt sein würde, ein Wörterbuch zu Rathe zu ziehen. Daraus sollte ich es denn allerdings erfahren und zwar gründlicher, als wenn ich den grössten lebenden Gelehrten Arabiens gefragt hätte. Labik, oder wie es in seiner literalen Form heisst, Labbaika, auch Labaika, vom Verbum labia abzuleiten, bedeutet: „Morigerus adsum tibi et obsequor", was man in freier Uebersetzung und umschreibend im Deutschen etwa folgendermaassen geben könnte: „Zu Dir bin ich aus tödtlicher Noth geflüchtet und folge Dir." So verstanden, drückt dieser Ruf die ganze Sehnsucht eines elenden Sterblichen nach Gott, das eifrige Streben, aus dem irdischen Jammerthale zu ihm zu flüchten und bei ihm zu bleiben, die volle Einsicht unsres unglücklichen, irdischen Zustandes, von dem nur Gott uns erretten kann, aus. So verstanden, liegt in dem Worte Labik der Kern zu einer geistigen Auffassung der Religion, welche sonst dem Islam so sehr abgeht, der, wie unsre Theologen mit Recht sagen, vorherrschend eine Verherrlichung des Fleisches ist. Fleischlich ist fast alles andere im Islam, nur dieser einzige Ruf Labik ist geistig. Das Fleisch verherrlichen Mohameds, der Sinnlichkeit freies Spiel gebende Sittenlehren; der Mensch kann nach den Regeln des Islam vollkommen gerecht leben und

doch zugleich in einem Sumpfe der Sinnlichkeit untergehen. Aber aus diesem moralischen Sumpfe, aus diesem Unflath von Harems, von Vielweiberei, von Sclavinnen, von sinnlichen Genüssen aller Art reisst er sich heraus zur Zeit der Pilgerschaft, wenn er mit Verständniss das Wort Labik sprechen kann. In diesem Worte „Labik" geisselt er sein ganzes bisheriges üppiges Leben. Sein wollüstiger Harem, seine jugendlichen, reizenden Sklavinnen, seine Nächte, im Sinnentaumel zugebracht, Alles diess erscheint ihm dann, wenn er das Wort Labik recht versteht, nur wie ein grosses unermessliches Elend, aus dem er sich flüchtet, um zu Gott zu kommen, um bei ihm, sei es auch nur einen Moment, zu weilen, um sich am Quell der ewigen Reinheit einen Augenblick zu laben und zu stärken, damit er in Zukunft das Elend des Fleisches ertragen könne, bis er dereinst sein letztes Labik ausruft, wenn er auf ewig dem irdischen Jammerthal entflieht und für immer zu Gott kommt. Jetzt wissen, wie gesagt, nur die wenigsten Araber die volle Bedeutung des Wortes und selbst diesen wenigen, glaube ich, wird dessen geistiger Sinn völlig entgehen, da das moderne Araberthum mit einer doppelten Kruste des Fleisches jede geistige Regung erstickt. Aber, dass früher die Araber nicht so entfernt davon waren, des Wortes wahre Bedeutung zu erkennen, das beweisen einige Gedichte ihrer älteren mystischen Dichter, von denen mir der vielbelesene Schich Mustapha mehrere mittheilte. Es wird genügen, einige Verse in freier Uebersetzung zu citiren:

Aus meinem Elend schrei' ich auf,
O Herr! zu Dir, labik;
Erbärmlich ist mein Erdenlauf
Nur Glück bei Dir, labik.

Ich komm' zu Dir, ich komm' zu Dir,
Errette mich, labik;
Leg' Deinen Geist in's Herze mir,
Dass stark ich sei, labik.

Die Erde ist nur Nacht und Graus,
Nur du bist Licht, labik;
O Herr, in Deines Tempels Haus,
Da athm' ich auf: labik.

Da denk' ich ird'scher Qualen nicht,
Noch ird'scher Lust, labik;
Du bist die höchste Lust, das Licht
Das ewig brennt, labik.

Und wenn bei Dir ich weile hier,
Erlabst Du mich, labik;
O Herr! Damit ich für und für
Als Heilger leb', labik.

Und wenn ich meid' das Jammerthal
Der Erde einst, labik;
Erschliess'st des Paradieses Saal,
O Herr! Du mir, labik.

Der Huri Blicke können nicht
Anziehen mich, labik;
Ich wünsch' nur eins, Dein Angesicht
O Herr! zu sehen, labik.

Ich komm' zu Dir, ich komm' zu Dir,
Lass mich Dich sehen, labik;
O zeig' Dich mir, o zeig' Dich mir,
O Herr! O Gott! labik.

Man sieht, dieser Dichter, dessen Namen ich übrigens nicht erfahren konnte, war keiner vom gewöhnlichen muselmännischen Schlage, die mit Mohameds sinnlichem Paradiese zufrieden sind, sondern er sehnte sich nach etwas Höherem, nach der Anschauung Gottes, die übrigens der Koran, der für jeden Geschmack etwas hat, auch einigen Auserwählten verspricht, deren Zahl er aber nur klein annimmt, indem Mohamed wohl wusste, dass der Menge ein geistiges Paradies nicht gefallen würde.

Da das Wort „Labik“, wie wir gesehen haben, eine sehr umfassende Bedeutung hat, so ist nicht zu verwundern, dass nur wenige Araber dieselbe in ihrem vollen Umfange kennen. Nur die wenigsten haben in der That eine Ahnung davon, was das Wort überhaupt heisst und viele glauben, dass es gar nichts verständliches bedeutet, sondern nur ein frommes, mystisches, unerforschliches Wort ist. Burtons oberflächliche Uebersetzung mit dem einfachen „Hier bin ich!“ ist gar nicht bezeichnend. Bezeichnender wäre es gewesen zu sagen: „Zu Dir flüchtete ich“ oder „Du bist meine Zuflucht“; obgleich auch diess ungenügend sein würde.

Nachdem wir uns durch vieles Labikrufen eine gelinde Heiserkeit zugezogen hatten, war es noch

an uns, die nöthigen Gebete zu verrichten, welche bei der Annahme des Ihram üblich sind. Zuerst die Worte der Weihe:

„Ich weihe diess Pilgergewand Gott, dem Allmächtigen. Gebe er mir Kraft die Pilgerfahrt zurückzulegen.“

Darauf betet man die pflichtschuldigen Rikats, je nach der Tageszeit, d. h. am Maghreb vier, am Fedscher zwei und so weiter. Nach vollendeten Rikats spricht der neueingekleidete Pilger die Worte:

„Ich will die Pilgerfahrt zurücklegen und denke das Privilegium der Omra zu benutzen. Gieb, dass ich beide vollziehe, nimm sie beide von mir als Opfer an und gieb, dass aus beiden für mich der Segen fliesse. Zu Dir bin ich geflüchtet, o Herr! Zu Dir bin ich geflüchtet! Deine Macht ist ungetheilt! Zu Dir bin ich geflüchtet! Ruhm und Gnade sind Deine Eigenschaften und die Herrlichkeit Deiner Macht ist ungetheilt. Zu Dir bin ich geflüchtet!“

Die Hödscha oder Pilgerfahrt und die Omra, welche man auch die kleine Pilgerfahrt nennt, sind die beiden Wallfahrten, auf welche sich dieses Gebet bezieht. Die Omra oder kleine Pilgerfahrt ist jedoch von viel geringerer Bedeutung als die Hödscha. Ihre ganze Wichtigkeit stammt daher, weil diejenigen Pilger, welche nach ihrer Ankunft in der heiligen Stadt und nachdem sie die sieben unvermeidlichen Umgänge um die Kaaba gemacht haben, die in der Nähe Mekka's gelegene Moschee Omra besuchen

wollen, dann den Ihram provisorisch wieder ablegen und ihre gewohnten Kleider von neuem anziehen dürfen, bis sie später bei der Wallfahrt nach Arafa sich abermals in die Pilgertracht einkleiden. Der Besuch dieser Moschee Omra allein kann ihnen das Recht verleihen, den Ihram abzulegen. Auf diese Weise entgehen sie der Unbequemlichkeit, vierzehn Tage, oft einen Monat, je nach der Zeit ihrer Ankunft in Mekka, vor dem neunten Tage Du el Hödscha, dem Tage der Wallfahrt nach Arafa, halb nackt herumgehen zu müssen. Die meisten Maghrebia und Aegypter, auch viele Perser und die vornehmeren Türken bedienen sich dieses Privilegiums der Omra. Aber fast alle ächten Araber und selbst die meisten gewöhnlichen Türken, besonders alle Neger, verschmähen dasselbe und gehen vom Tage ihrer Ankunft in Mekka bis zu dem ihrer Rückkehr von Arafa stets in dem unbequemen Ihram herum, was zu thun als ein ganz besonderes Verdienst angesehen wird. Man nennt diese letzteren Pilger die Hadschadsch bel Hödscha, d. h. die Pilger der vollkommnen Pilgerfahrt, während die andern nur die Hadschadsch bel Omra, d. h. die Pilger, welche das Privilegium der Omra benutzten, heissen. Beide Arten von Pilgern können freilich Anspruch auf den Titel Hadsch machen, aber erstere werden von den frömmeren Muselmanen ungleich mehr geschätzt. Die Zahl der Hadschadsch bel Hödscha ist übrigens in den letzten Jahren sehr klein geworden, da die meisten Moslems zu bequem sind, um in dem unausstehlichen Ihram so lange herumzugehen.

Dass ich bei meinem Abscheu gegen den Ihram mich des Privilegiums der Omra bedienen wollte, wird mir Niemand verdenken. Freilich sollte ich dann kein Hadsch bel Hödscha werden. Da aber nur die wenigsten Maghrebia diese heroische Art der Pilgerfahrt durchmachen, so war ich hierin gerechtfertigt und blieb folglich vollkommen in meiner Rolle, die ich mich täglich bestrebte, mit grösserer Natürlickeit zu spielen, was mir, glaube ich, auch gelang.

Dieser ganze Abend unsrer ersten Einkleidung in das Pilgergewand verging unter frommen Gesprächen, Gebeten, Ablutionen und dem Zuhören von Predigten, womit uns Schich Mustapha und einige ägyptische Schriftgelehrte beglückten. Endlich kam die Nacht und sie war nicht unwillkommen, denn sie sollte uns von einem Tage befreien, den wir zwar auf sehr salbungsvolle, aber auch zugleich höchst unbequeme Art zugebracht hatten.

Als ich am andern Morgen beim Erwachen mir die Augen rieb und alle diese halbnackten Gestalten, die der Ihram, der sich im Schlafe verschoben hatte, kaum noch bedeckte, um mich herum erblickte, da glaubte ich anfangs in einem Tollhaus zu sein, denn die Züge der meisten dieser Fanatiker trugen einen gestörten Ausdruck. Erst allmählig gewöhnte ich mich wieder an diese hässliche Umgebung, die übrigens nicht nur unästhetisch, sondern mitunter auch vollendet komisch war. Besonders die beiden Türken, muskelstrotzende, behaarte Gestalten mit den schaudererregenden Schnurrbärten, deren Haarreichthum sehr gegen die gänzliche Kahlheit der Häupter contrastirte, nahmen sich höchst seltsam aus. Auch

die Gritzli, d. h. Candianer, boten einen lächerlichen Anblick: ihre Gesichter waren so ganz theatralisch, ihre Bärte so auf Effect arrangirt und gewichst, dabei auch ihre Augenlider schwarz gefärbt, kurz, ihre Häupter sahen so stutzerhaft aus, dass es einen sonderbaren Eindruck machte, diese Lions in der ärmlichen Bettlertracht des Ihram herumgehen zu sehen. Der dicke Hadsch Omar hatte gleichfalls ein sehr komisches Aussehen. Für seine feiste Gestalt waren die beiden Tücher des Ihram viel zu schmal; wie sehr er sich auch Mühe gab, seine umfangreichen Formen in den Falten des heiligen Gewandes zu verstecken, stets empörten sich diese, entweder kam der rebellische Schmerbauch plötzlich zum Vorschein, oder die gigantischen Schenkel arbeiteten sich beim Gehen in's Freie; glücklicherweise gestattete ihm der Ihram, die Brust frei zu tragen, die so massenhaft war, dass zwei gewöhnliche Ihram sie kaum versteckt hätten. Schich Mustapha bildete gerade das Gegentheil vom Hadsch. Er war so mager, dass er den Ihram beinahe zweimal um seine Brust hätte schlingen können; diess durfte er jedoch nicht, da jeder den Ihram auf gleiche Art tragen muss. So hing denn das zu weite Tuch lose an seinem Körper herum, und gewährte demjenigen freien Spielraum, der etwa die Rippen des spindeldürren Greises zählen wollte. Wie ich mich selbst in dem Pilgergewand ausgenommen haben mag, das weiss ich nicht, da ich keinen Spiegel bei mir hatte, nur so viel weiss ich, dass es mir entsetzlich unbequem war, sei es beim Stehen, Sitzen oder Gehen, immer genirte mich das entsetzliche Gewand. Was jedoch das unerträglichste von allem,

das war die gezwungene Entblösung des Hauptes, die mich der Gefahr des Sonnenstichs aussetzte. Denn, wie oben erwähnt, ein Sonnenschirm wäre bei mir, als europäisch, sehr aufgefallen, da nur sehr vornehme Leute unter Arabern solche tragen und ich nicht für einen vornehmen Mann galt. Ein Sonnenschirm hätte mich ohne Zweifel als Ungläubigen verrathen und mir das Leben gekostet. So musste ich denn ohne jeden Schutz mich der Gefahr des Sonnenstichs aussetzen. Wie drohend diese Gefahr sei, das wurde mir noch an demselben Morgen durch ein schreckliches Beispiel bewiesen, indem nämlich einer unsrer Mitreisenden, der jüngere Sohn Hamed Bei's, Mustapha ben Hamed, von entsetzlichem Kopfweh und Fieber befallen wurde, die im Laufe von einigen Stunden so zunahmen, dass er in völliges Delirium gerieth, den ganzen Tag in einem bewusstlosen Zustande zubrachte und des Abends starb. Sein Vater bewies bei dieser Gelegenheit seinen stoischen Fatalismus, indem er auf alle Beileidsbezeugungen mit der fatalistischen Formel: „Sein Leben war kurz berechnet", antwortete. Diese Formel: „Sein Leben ist kurz berechnet", der banale Trost jedes Muselmanns für den Tod der Seinigen, wird oft auf die lächerlichste Weise angewendet. Wenn man sich z. B. nach der Ungesundheit einer Gegend, in der tödtliche Krankheiten herrschen sollen, oder nach dem Schauplatz einer Epidemie erkundigt, und fragt, ob dort viele Leute sterben, so erhält man die Antwort: „Diejenigen, deren Leben kurz berechnet ist, sterben", welcher Pleonasmus für die orthodoxeste

Formel des Glaubens gilt, die ein Moslem gebrauchen kann.

Da für Leute, welche glauben, dass alles vorausberechnet ist, welche dem Menschen, ausser etwa, wenn moralische Beweggründe im Spiele sind, allen und jeden freien Willen und jede freie Bewegung absprechen und die vorgeben, an die absolute Nutzlosigkeit jeder Medicin, jeder hygienischen Massregel zu glauben, da für solche Fatalisten der Verlust eines Menschenlebens eine erbärmliche Kleinigkeit ist, so wurde unsre Reise durch die schwere Erkrankung und den Tod Mustapha's auch in nichts behindert und aufgehalten, denn das Begraben seiner Leiche sollte Nachts im Landungsort in aller Eile und ohne Ceremonieen vor sich gehen. Wir verliessen also am Morgen des 17. Du el Kada die „Stadt der grössten Bequemlichkeit des Lebens", um unsre Reise nach Dschedda durch die Fortsetzung unsrer Küstenfahrt in einigen Tagen zu dem gewünschten Ende zu führen.

Ehe ich jedoch von Raböhrh ganz Abschied nehme, muss ich noch einige Worte darüber sagen, was nach meiner Ansicht der antike Ort war, der sich an dieser Stelle befand. Wir haben oben gesehen, dass man in Dschar mit Wahrscheinlichkeit die Lage von Copar und in Mustura die von Arga identificiren könne. Wenn wir diese Annahmen als Grundlage festhalten und zugleich uns von der Ansicht Mannerts durchdringen, dass in Dschedda das Badeo regia des Ptolemäos zu suchen ist, so erhalten wir für Raböhrh die Lage von Zaaram regia, wahrscheinlich der Hauptstadt des von Strabo erwähnten Königs Obeidas,

dessen andere Stadt Negra (das Arga des Ptolemäos) unweit davon auch am Meere lag und, wie wir gesehen haben, in Mustura zu suchen ist. Zaaram lag nach Ptolemäos vierzig Minuten südlich von Arga, was vollkommen auf die Entfernung zwischen Rabörh und Mustura passt, die nach den neuesten Messungen auch gerade vierzig Minuten beträgt. Ferner berechtigt die Güte und Bedeutung des Ankerplatzes von Raböhr durchaus zu dem Prädicat „die königliche", welches die Stadt führte, deren Hafen es war, welche Stadt gar nicht nothwendigerweise unmittelbar am Meere, wo man keine Ruinen entdeckt, gelegen haben muss, sondern sehr gut etwas weiter im Innern gesucht werden kann, etwa an der Stelle des anderen Städtchens Rabörh, der Pilgerstation zwischen Medina und Mekka, wo gute Quellen sind und das zum Theil aus älteren Ruinensteinen erbaut sein soll.

Der heutige Tag sollte uns von dem einstigen Zaaram regia nicht weiter, als 2½ Meilen entfernen, die wir, bei sehr schwachem Nordwind, erst in sechs Stunden zurücklegten. Die Hitze war auf dieser Fahrt besonders unerträglich. Glücklicherweise konnte ich mein entblöstes und geschorenes Haupt in der sogenannten Cajüte den brennenden Sonnenstrahlen und somit der drohenden Gefahr des Sonnenstiches entziehen. Diese elende, schmutzige, enge und unbequeme Cajüte kam mir jetzt wie ein Eldorado reizend vor, denn sie allein konnte mir ja vor einem tödtlichen Uebel Schutz gewähren. Bei weitem die Mehrzahl der andern Reisenden musste jedoch in dem offenen Schiffsraum sich den gefährlichen

Sonnenstrahlen aussetzen und ich wundere mich wirklich, dass sie nicht alle den Sonnenstich davontrugen, denn die Sonne war so stechend und brennend, als sie es nur unter dem Wendekreis sein kann, was gewiss viel heissen will. Wir konnten von Glück sagen, dass nur etliche fünf oder sechs unsrer Schiffsgesellschaft auf der sechstägigen Reise von Raböhrh nach Dschedda sich die Bakla (Sonnenstich) holten und auch glücklich in die andere Welt befördert wurden, wozu die ungeschickten Heilmittel, die man ihnen anrieth, wohl auch ihr Theil beitrugen. Aber, wie gesagt: „ihr Leben war nur kurz berechnet“, das von einigen Jünglingen sogar nur sehr kurz und Niemanden fiel es ein, sich über diese Berechnung Allahs zu grämen. Da ich jedoch gar nicht überzeugt war, dass mein Leben nicht auch vielleicht nach diesen Fatalisten „kurz berechnet“ sein mochte, und mir eine längere Rechnung nicht unerwünscht war, so hütete ich mich sehr, dem Rechenmeister seine Aufgabe zu erleichtern und setzte mich so wenig als möglich der Sonne aus und, wenn ich es ja thun musste, so hielt ich wenigstens meine Hände über den Kopf, das einzige Erleichterungsmittel, das dem Pilger gestattet ist. Auf diese Weise entging ich der allzu kurzen Berechnung. Aber das war nach dem superconsequenten Fatalismus auch wieder vorausberechnet, wie es Alles ist, was der Mensch thut, denkt und unterlässt. Ja! jeder Fliegenstich ist von Gott von Ewigkeit vorausbedacht, vorausbeschlossen und vorausberechnet und tief im göttlichen Willen begründet, das ist bei diesen Fatalisten ausgemacht, deren Gesinnungsgenossen man übrigens auch in

Europa finden kann. Man braucht nur die Kirchengeschichte des Reformationszeitalters zu lesen, wo auch in Europa die Streitigkeiten über den bedingten und unbedingten göttlichen Willen bei den einen zu einem neuen Pelagianismus, bei den anderen zur Praedestinationslehre führten, um die Verirrungen zu erkennen, die ein blinder Fatalismus überall verursacht, ebenso wie sein allzu absoluter Gegensatz ebenfalls zu falschen Schlüssen verleitet, während die Wahrheit in der Mitte zu liegen scheint. Die Untersuchungen über den göttlichen Willen werden auch nie zu etwas anderm führen, als zu den verrücktesten Consequenzen, wozu der moderne Islam den besten Beleg liefert, denn bekanntlich theilten früher nicht alle Gelehrten des Islam die Theorie des Fatalismus, sondern diese Lehre hat sich erst im zwölften Jahrhundert mit der eisernen Consequenz festgesetzt, mit der sie jetzt alle Mohamedaner fesselt, jede freie Regung ihres Geistes hindert und gewiss am Verfall des Orients die Hauptschuld trägt.

Der Abend des 17. Du el Kada brachte uns nach Mersa Deneb, d. h. nach dem Hafen der Landspitze (Deneb heisst wörtlich extremitas), welchen ich vortrefflich fand. Nicht nur war sein Ankergrund tief und von Klippen frei, sondern auch sein Eingang gross und bequem, was an der arabischen Küste eine Seltenheit ist. Am Ufer standen nur einige ärmliche Zelte, in denen schmutzige Beduinenweiber Lebensmittel, die nicht sehr appetitlich aussahen, feilboten. Im Innern erhebt sich der Dschebel Rahib, d. h. der Löwenberg, mit milden Formen von sanfter harmonischer Linienzeichnung, zwar aller Bäume

beraubt, übrigens mit einigen allerdings spärlichen Gräsern bedeckt, die trotz der Hitze doch noch nicht ganz vertrocknet schienen.

In Mersa Deneb, glaube ich, kann man den Centus vicus des Ptolemäos erkennen, obgleich ich hier keine Ruinen sah. Dagegen versicherte mich ein Araber, dass eine halbe Meile von hier, und ebenso weit vom Meeresufer entfernt, Trümmer alter Säulen und Werksteine vorhanden seien. Natürlich kann man auf eine so unbestimmte Angabe gar keine Ansicht stützen. Aber die Lage von Centus vicus, wie Ptolemäos sie beschreibt, indem er diesen Flecken zwischen Zaaram und Thebae, was die geographische Breite betrifft, ungefähr in die Mitte verlegt und seine Länge so angiebt, dass es klar ist, der Ort müsse am Meer gelegen haben, deutet unverkennbar auf Mersa Deneb, welches der einzige gute Hafen zwischen Rabörh (Zaaram) und Dahlimar (Thebae) ist. Mannert verlegt freilich Centus vicus nach dem 25 Minuten südlich von Mersa Deneb gelegenen Ras el Hatteba, das übrigens nur ein Vorgebirge ist und keinen Hafen besitzt, obgleich sich in seiner Nähe eine Bucht Namens Tual, die jedoch unsicher sein soll, befindet. Es ist übrigens anzunehmen, dass die wenigen Ortschaften, welche Ptolemäos an dieser Küste kannte, Hafenorte waren, was wohl Tual schwerlich jemals gewesen ist, so dass der einzige Ort, wohin wir Centus vicus verlegen können, immer noch Mersa Deneb bleibt.

Als wir am 18. Du el Kada Mersa Deneb verliessen, begünstigte uns ein angenehm kühlender Nordwind, für die armen, der stechenden Sonne aus-

gesetzten, halbnackten Pilger eine nicht geringe Labung. Unter dieser günstigen Luftströmung segelten wir zuerst an dem $1^1/_2$ deutsche Meilen von Deneb entfernten zackigen, aber niedrigen Vorgebirge Ras Churma vorbei, dessen Namen „der steile Bergesgipfel" oder die „Felsenspitze" bedeutet, beides Bezeichnungen, die man am Ende, wenn man guten Willen dazu hat, richtig finden kann, obgleich sie sich gewiss hier nicht von selbst aufdrängen. Eine Meile weiter trafen wir das aller Vegetation entblöste Ras Mahluk an, welches seinem Namen, der „das kahle Vorgebirge" heisst, vollkommen entspricht. Diesem Vorgebirge gegenüber liegt die Klippe Schab Nasser, d. h. nach einigen „die Klippe des Sieges", wegen eines vermeintlichen Sieges eines muselmännischen Heiligen über die Dschin (Dämonen) so benannt, welche hier gehaust haben sollen, was vielleicht manche auf die Vermuthung bringen könnte, dass diess die bis jetzt noch nicht wieder entdeckte Dämoneninsel der Alten sein möchte. Ich glaube jedoch, dass diess Wort Nasser hier nicht Sieg, sondern „der Adler" bedeutet, was für die Klippe den viel passenderen Namen „die Adlerklippe" abgeben würde. Die Küste, welche sich von Rabörh bis Ras Churma in südöstlicher, von da bis Ras Mahluk in südsüdwestlicher Richtung hingezogen hatte, nahm nun eine entschieden südwestliche, beinahe westliche Richtung an, welche sie bis zu dem weit in die See herausragenden Ras el Hatteba beibehielt. Diese Küstenfahrt führte uns an der grossen Klippe oder kleinen Felseninsel Schab Abu Mudafer vorbei, deren Name „der Vater des Wohl-

geruchs“ bedeutet. Niebuhr beschreibt in dieser Gegend eine kleine Insel mit einem ähnlichen Namen nämlich „Um el Mesk“, d. h. „die Mutter des Moschus“. Da ich mich nach der „Mutter des Moschus“ überall umsonst erkundigte, und die Ueberzeugung gewann, dass nicht etwa irgendwo anders eine zweite Wohlgeruchsinsel vorhanden sei, so vermuthe ich, dass die „Um el Mesk“ des Niebuhr mit dem „Vater des Wohlgeruchs“ identisch ist. Sicher ist, dass kein Araber heutzutage diese Klippe „Um el Mesk“ nennt. Vielleicht hiess sie auch niemals so, und Niebuhr, der viel mit arabischen Gelehrten verkehrte, die es stets lieben, die Dinge durch Umschreibungen und nicht, wie das profanum vulgus, mit ihren wirklichen Namen zu benennen, hielt möglicherweise eine solche Paraphrase des Namens für die wirkliche Benennung, wie diess so vielen Reisenden im Orient zu gehen pflegt. Dass übrigens „Schab el Abu Mudafer“ nicht eine blosse Paraphrase ist, beweist die englische Küstenaufnahme, die auch diesen Namen angiebt und von der „Mutter des Moschus“ nicht das geringste weiss. Auch ich hörte die Klippe stets Abu Mudafer nennen. Jedenfalls ist der „Vater des Wohlgeruchs“ eine seltsame Benennung für dieses völlig nackte Klippeneiland, auf dem gar nichts, geschweige denn etwas wohlriechendes wächst. Wahrscheinlich liegt diesem Namen eine Sage zu Grunde, die ich jedoch nicht erfahren konnte. Etwas weiter kamen wir an einen andern Schab (Klippe oder Sandbank), der jedoch diesen Namen (Schab bedeutet das kahle Haupt) nicht verdiente, da er ganz mit grünem Buschwerk bewachsen war. Man nannte ihn mir

Schab el Herâmel d. h. „Klippe der Heramelbüsche“. Die Heramel sind nämlich Büsche einer wilden Rautenart, deren botanischer Name, Peganum harmala, aus dem arabischem abgeleitet ist. Niebuhr nennt diese Klippe Dsair el Haram, d. h. die „Insel der Sünde“, da er den Namen Heramel wahrscheinlich schlecht aussprechen hörte. Die Heramelklippe ist etwa 500 Fuss lang und ragt zur Fluthzeit nur wenige Schuh aus dem Meere hervor. Ihr gegenüber liegt die bereits erwähnte Bucht von Tual, in welcher Müller (Geographi Graeci Minores) den Duatus sinus des Plinius erkennen will, mit wenig Recht, wie mir scheint, da es nicht wahrscheinlich ist, dass Plinius einen so schlechten Ankerplatz für einen grossen und sichern Meerbusen gehalten haben kann.

In diese Bucht von Tual liefen wir Abends ein. Obgleich bei schlechtem Wetter für die in ihr ankernden Schiffe gefährlich, so bot sie doch bei so ruhiger See, wie wir hatten, hinlänglichen Schutz. Hier landeten wir und fanden ein kleines Fischerdorf von einem Volke bewohnt, welches ich anfangs für einen Stamm der et Tämi hielt, welches jedoch, wie ich später erfuhr, ein Fischervölkchen von anderm Ursprung sein soll. Diese Fischer nennen sich Tual und nach ihnen heisst das Fischerdorf so. Sie sind jedoch ursprünglich Beduinen und haben im Innern einen beduinischen Bruderstamm, der auch die „Tual“ heisst. Obgleich sie schon seit Jahrhunderten ausschliesslich Fischfang treiben, so haben sie doch ihre beduinischen Vorurtheile so weit behalten, dass sie das eigentliche Fischervolk des rothen Meeres, die et Tämi, gründlich verachten. Man kann ihnen keine

grössere Beleidigung anthun, als wenn man sie fragt, ob sie nicht etwa et Tämi seien, eine Frage, die der Fremde sehr leicht zu thun versucht wird. Denn sie gleichen den et Tämi sonst in Kleidung und Physiognomieen durchaus, nur dass sie vielleicht nicht so schwarz sind. Ausser dem Fischfang trieben sie früher auch Perlfischerei, aber diese soll in neuester Zeit so schlecht geworden sein, dass sie sie jetzt fast ganz aufgegeben haben und nur davon leben, Fische an die Reisenden zu verkaufen. Unter denjenigen, welche sie uns feilboten, bemerkte ich einen Chaetodon, dessen Fleisch die Araber sonst nicht essen, nämlich Chaetodon Teira, arabisch Taïra, einen sonderbaren Fisch, dessen Gestalt beinahe ein Dreieck bildet, nur dass die zwei grossen Flossen mit ihren Ausläufern noch weit über die Seiten des Dreiecks hinausragen, während der Schweif klein ist und einem Strohwisch ähnlich sieht. Ich kaufte für einen türkischen Piaster (fünf Kreuzer rh.) ein ganzes Exemplar dieses Fisches, das vielleicht 12 Pfund wog, versuchte jedoch umsonst etwas davon zu essen, da Ali nach vierstündigem Kochen ihn noch nicht mürbe hatte bringen können. Dagegen verzehrten die Matrosen, denen ich diesen lederartigen Seebewohner schenkte, in einer Viertelstunde sein zähes Fleisch, das übrigens zwei von ihnen, die ihrem Magen doch ein wenig gar zu viel zugetraut hatten, bald den Fischen des Meeres zurückgaben. Aber Araber pflegen sich fast immer bei einer unentgeltlichen Mahlzeit zu überessen, während sonst Mässigkeit eine ihrer Haupttugenden ist, wie schon Echeliensis in seinem „Chronicon orientale“ sagt:

„Paucis sunt contenti Arabes et tenui victu."

Diese Tugend kann jedoch, wie erwähnt, nicht der Versuchung trotzen, auf Kosten andrer sich den Magen zu verderben.

Am Morgen des 18. Du el Kada gingen wir wieder in See und erreichten nach vierstündiger Fahrt in entschieden westlicher Richtung, welche uns einer völlig baumlosen Küste entlang führte, das kühngeformte Ras el Hatteba, d. h. das Vorgebirge des Brennholzes, welches seinen Namen von einer Tante des Propheten führen soll, die im Koran als „Trägerin des Brennholzes", arabisch „Hamalata el Hattabi" erwähnt wird. Diese „Trägerin des Brennholzes" war niemand anders, als die Gattin des verruchten Abu Lahab, der obgleich er ein Oheim des Propheten war, dennoch sich als der ärgste Feind seiner Lehre zeigte. Darum hat ihm auch Mohamed ein ewiges Denkmal gewidmet, indem eine ganze Sure des Korans sich nur damit beschäftigt, Flüche auf Abu Lahab und seine Gattin, die „Trägerin des Brennholzes" zu schleudern. Diese Tante des Propheten soll, nachdem ihr Gemahl in Folge der Flüche des Propheten sich selbst ein trauriges Ende bereitet hatte, zu diesem Vorgebirge gekommen sein und dort ihr verruchtes Leben beschlossen haben. Wer daran zweifeln möchte, der wende sich an Haggi Omar, welcher mir die ganze Geschichte haarklein auseinandergesetzt und betheuert hat.

Beim Ras el Hatteba hatte die Küste ihren westlichsten Punkt in dieser Gegend erreicht und wendete sich nun wieder südöstlich, bis wir nach weiterer zweistündigen Fahrt das Ras Dahlimar umsegelten,

dessen Hauptmasse ganz aus Granit gebildet war, während Korallenriffe seine Basis umlagerten. Es bildet einen Ausläufer des sich ziemlich weit in's Innere erstreckenden Dschebel Dahlimar. Dahlimar scheint überhaupt der Name der ganzen Küstengegend, im Flächenraum etwa einer Quadratmeile oder noch mehr, zu sein. Der Name Dahlimar ist zu bezeichnend und kann über die alte Geographie Arabiens zu wichtige Aufschlüsse geben, um nicht hier eine ausführliche Besprechung zu verdienen. Er kommt von Dahal, das heisst „der Streit, der Hass, die Feindschaft, die Fehde“ und von Imar, das heisst „der Mann, der Wolf“, oder bildlich „der Räuber, der gefährliche Mensch“. So bedeutet also Dahlimar die „Fehde der Räuber“ oder die „Fehde räuberischer Stämme“. Bekanntlich lieben es die Araber, sich die Namen von solchen wilden, oder halbwilden Thieren beizulegen, deren Eigenschaften sie für kriegerisch und männlich halten. So sind bei ihnen nicht nur Löwe, Stier, Büffel, sondern auch Wolf, Schakal, selbst Schlange und Hund eher Ehrenbezeichnungen, als das Gegentheil. Nun bemerkte schon Fresnel, der berühmte Orientalist und französische Consul in Dschedda, dass der Name des von Diodor in diese Gegend verlegten Volkes, der Debae, wahrscheinlich von Dib d. h. „Wolf oder Schakal“ herzuleiten sei, welche raubthierartige Benennung ein arabischer Stamm im Alterthum geführt haben könne. Wenn wir nun heute noch an dieser selben Stelle ein Volk finden, das sich Imar d. h. Wölfe (bildlich Räuber) nennt, was ist wahrscheinlicher, als dass diess Volk mit dem im Alterthum erwähnten, ebenfalls Wölfe

(Debae) heissenden Stamme identisch wäre? Man könnte freilich sagen, die Angabe des Wohnorts der Debae bei Strabo und Agatharchides, der sie Dedebae nennt, sei zu unbestimmt, aber darüber werden wir vollkommen durch Ptolemäos fixirt, der uns einen Ort „Thebae" beinahe in der Mitte, was die geographische Breite betrifft, zwischen Centus vicus und der Mündung des Flusses Baetius angiebt. Da wir nun Centus vicus in Mersa Deneb erkannt haben und weiter unten zeigen werden, dass der Hafen von Obhor die vermeintliche Mündung des fabelhaften Baetius ist, so bleibt uns nichts übrig, als in Dahlimar das Thebae des Ptolemäos zu erkennen, in dessen Nähe die Debae, oder wolfartig räuberischen Stämme hausten, deren Namen Dib d. h. Wolf sich in dem heutigen Imar, welches auch Wolf bedeutet, genau winderfindet. Ein einziger Umstand scheint mir noch zu einem Zweifel hierüber zu berechtigen, das ist der, dass Ptolemäos Thebae als zwanzig Minuten nördlich von der Mündung des Baetius angiebt, während Ras Dahlimar nur zehn Minuten nördlich von Obhor liegt. Aber es ist gar nicht nöthig anzunehmen, dass Thebae d. h. „der Ort der Wölfe" grade auf dem „Vorgebirge der Wölfe" gelegen haben müsse, sondern, da einmal die ganze Gegend einen Wolfsnamen führte, so ist sehr gut die Vermuthung zu rechtfertigen, dass Thebae nördlich vom Cap gleichen Namens lag, woraus leicht die fehlenden 10 Minuten erklärt werden können.

Der Periplus maris Erythraei (Editio Carl Müller, Paris, bei Didot, 1855) giebt uns an dieser Küste einen räuberischen Stamm an, den er Canraiten nennt und

welchen Müller für die Cassaniten des Ptolemäos und die Casandriten des Agatharchides, Photius und Diodorus hält. Sie werden vom Periplus ἄνθρωποι δίγλωσσοι (Männer die zwei verschiedene Sprachen sprechen) genannt. Sie pflegten die Schiffbrüchigen zu Sklaven zu machen und überhaupt jederman zu berauben, der sich in ihre Nähe begab.

Die zehn Minuten oder 2½ deutsche Meilen, welche Ras Dahlimar von Obhor trennen, legten wir in weiteren fünf Stunden zurück und fuhren Abends um 7 Uhr in die schöne, grosse, flussartige Meeresbucht von Obhor ein, wo wir den schönsten Ankerplatz fanden, den wir noch auf dieser Fahrt gehabt hatten. Die Einfahrt zu diesem Meeresarm, der sich etwa eine deutsche Meile in nordöstlicher Richtung in's Innere erstreckt, ist zwar eng, aber doch ungefährlich, da sich zu beiden Seiten Korallenthürmchen, von den Arabern als Landmarken errichtet, befinden, welche gleich Leuchtthürmen die gefährlichen Stellen bezeichnen und den sicheren Eingang in den Meerbusen erkennen lassen. Ich bin völlig davon überzeugt, dass dieser tief in's Land hineingehende Meeresarm, von welchem Niebuhr sagt, dass er ihn anfangs für einen Fluss gehalten habe, nichts anderes ist, als die vermeintliche Mündung des Flusses Baetius, den Ptolemäos an dieser Stelle sich in's Meer ergiessen lässt, obgleich im ganzen Tehama kein Fluss, sondern nur hie und da ein Giessbach gefunden wird. Burckhardt erklärt es mit Recht für unbegreiflich, wie Ptolemäos zwischen Centus vicus und Badeo regia einen 100 Meilen langen Strom, dessen vermeintliche Quelle er sonderbarerweise auch ganz

genau wissen will, in seine Tafeln verzeichnen konnte. Mir ist diess weniger auffallend, da ich dem Ptolemäos schon an andern Gestaden gefolgt bin und mehrmals, z. B. an der Küste der Mauritania tingitana und Nigritiens, ähnliche Fehler bei ihm entdeckt habe. Der Alexandriner kannte eben von den Ländern, die den Römern nicht mehr unterworfen waren, nur die Küsten. Von diesen urtheilte er, nach diesen zog er seine Schlüsse, vom Innern solch' unzugänglicher Länder, wie Arabien, wusste er so gut wie nichts. So konnte er glauben und so hatten ihm übelunterrichtete Seefahrer vielleicht gemeldet, dass der flussartige Meeresarm von Obhor wirklich eine Flussesmündung sei. Aehnliche Fehler haben die Seefahrer schon so oft und zu allen Zeiten begangen, einen ähnlichen Fehler sollten z. B. die Portugiesen in Rio Janeiro begehen, dessen flussartigen Meeresarm sie auch für einen Fluss hielten. Es ist unstreitig, dass im ganzen Tehama kein Fluss existirt, den man für den vermeintlichen Baetius halten könnte und, wie gesagt, weit und breit findet sich kein anderer Meeresarm, kein anderer Ankerplatz, keine andere Bucht, welche so viele Aehnlichkeit mit einer Stromesmündung hätte, wie dieser Hafen; ausserdem stimmt die Gradangabe des Ptolemäos vortrefflich, so dass nach meiner Ansicht, kein Zweifel mehr über die Identität von Obhor mit Baetii ostia übrig bleiben kann. Strabo spricht auch von einem Flusse bei dem Volke der Debae, welche, wie wir oben gesehen haben, mit den heutigen Dahlimar identisch sind und zwar bemerkt er, dass dieser Fluss Gold führe. Zu solcher Vermuthung wurde man wahrscheinlich dadurch ver-

leitet, dass der Name Debae mit dem arabischen Wort für Gold, welches „Deheb“ heisst, grosse Aehnlichkeit besitzt. Von Goldsand ist aber an dieser Küste nicht die Rede und vielleicht nie gewesen. Das ganze scheint mir auf einer falschen Etymologie zu beruhen, an der vielleicht Aelius Gallus Schuld war, nach dessen Berichten Strabo schrieb. Der römische Feldherr hörte möglicherweise von der Bedeutung des Wortes Deheb und bezog diese auf die Debae, welche er dann für ein Goldsand besitzendes Volk hielt und, da Goldsand vorzugsweise in Flüssen gefunden wird, so schloss er von der Existenz des Goldsandes auf die eines Stromes, der Goldsand führe, was dann schliesslich die Irrungen des Strabo verursacht haben kann. Vielleicht hielten die Römer auch den goldglänzenden Glimmer, den ich selbst am Hafen von Obhor gesehen habe, für Goldsand und diesen Meeresarm selbst dann für einen Goldsand führenden Fluss.

Am Meeresarm von Obhor befindet sich auch jetzt, ganz wie im Alterthum, da auch Ptolemäos hier nichts, als seine vermeintliche Flussmündung nennt, keine Stadt, kein Dorf; nur einzelne Beduinen hausen daselbst in schmutzigen, zerfetzten Kemli's, und halten einen Suk für die Pilger ab, auf dem ich Ali Provisionen einkaufen liess. Die hiesigen Beduinen waren ein ganz unausstehlich rohes Volk, die z. B. einen armen bucklichen Pilger grausam verhöhnten, indem sie seinen Buckel, den der Ihram nicht verbergen wollte, mit Pech anstrichen und Nesseln darauf klebten, ausserdem sich hundert ähnliche „practical jokes“, wie die Engländer sagen, mit den armen Hadschadsch erlaubten. Die unglück-

lichen Pilger müssen jedoch alles geduldig hinnehmen, da ein Mann, den der Ihram bekleidet, keinerlei Gegenwehr bieten darf. Ebenso darf er kein Thier tödten, nicht einmal das ekelhafteste Insect, was einen besonders rohen Beduinen von Obhor zu dem unanständigen Scherze bewog, einen armen Hadsch mit einem ganzen Heere von Läusen, die er in einer Tüte gesammelt hatte, zu überschütten, mit welchen scheusslichen Schmarotzern dieser schwer heimgesuchte Pilger nun noch bis Dschedda und Mekka wallfahrten musste, ohne auch nur im geringsten sich Erleichterung verschaffen zu können, denn man darf die Läuse nicht einmal mit der Hand abstreifen, aus Furcht, man könnte sie verletzen.

Der Umstand, dass das Trinkwasser hier ziemlich schlecht ist, scheint mir es allein zu erklären, dass man hier nicht einen Ort gegründet hat, der mit der Zeit Dschedda an Wichtigkeit gewiss überragt hätte, da der hiesige Ankerplatz so viel besser, so viel geräumiger und sicherer ist, als der des heutigen Hafenortes von Mekka.

Der Name Obhar heisst „die Meere“ und ist die Pluralform von Bahar, welches ebensogut Meer als Fluss bedeutet, wie z. B. der Araber den Nil stets Bahar nennt. Obhar kann also auch „die Flüsse“ heissen und da sein Name ohne Zweifel schon sehr alt ist, so liegt die Vermuthung nahe, dass diese doppeldeutige Bezeichnung „die Flüsse“ oder „die Meere“ zu dem Glauben der Seefahrer Anlass gegeben habe, dass hier ein „Fluss“ und nicht ein „Meer“ gemeint gewesen sei, woraus möglicherweise die Ansicht, welche Ptolemäos theilte, entstanden ist. Denn da der

Alexandriner nur den Fluss erwähnt, den er mit dem offenbar gräcisirenden Namen Baitios, lateinisch Baetius, nennt, so schliesst diess durchaus nicht die Möglichkeit aus, dass Obhar schon im Alterthum seinen heutigen Namen geführt habe. Wo will man in der That den Baetius des Ptolemäos suchen? Ritter verdammt freilich die Ansicht, welche im Wakr des Niebuhr diesen Fluss erkennt und zwar desshalb, weil dieser Busen keinen Fluss besitzt, der sich in ihn ergiesst. Aber ich habe oben schon erwähnt und man kann es bei Ritter selbst lesen, dass im ganzen Tehama kein Fluss existirt, welcher dem Baetius des Ptolemäos entspräche. Man muss desshalb bei der Ansicht verharren, dass der Busen von Obhar diese vermeintliche Flussesmündung war, und es fehlt nicht an Erklärungsarten dieses Irrthums der Alten, sei es nun, dass sie den Namen Obhar mit „Flüsse" übersetzten, oder dass sie von dem Namen der Debae, wegen seiner Aehnlichkeit mit dem arabischen Worte für Gold, auf das Vorhandensein eines goldsandführenden Flusses schlossen, oder endlich, und diess ist der einfachste und vielleicht der genügendste Erklärungsgrund, dass sie aus dem Aussehen dieses Ankerplatzes, das ganz das einer Stromesmündung ist, ohne weiteres darauf schlossen, dass der Busen wirklich eine Stromesmündung sei, bei welcher Ansicht sie blieben, weil sie keine Nachforschungen nach dem weiteren Laufe des Flusses anstellten. Ptolemäos Angabe von den Quellen des vermeintlichen Baetius ist sehr leicht durch falsche Berichte der über das Innere stets schlecht unterrichteten Seefahrer zu erklären.

Der Morgen des 19. Du el Kada zeigte sich, wie alle vorhergehenden Tage auf dieser Reise, in ungetrübter Heiterkeit. Ja, er war nur zu wolkenlos, was mir bei dem unbequemen Ihram durchaus nicht erwünscht war. Ein wenig Wolken wären von uns Allen als eine unaussprechliche Gnade des Himmels begrüsst worden. So brachte das brennende Tagesgestirn wieder einigen armen Hadschadsch den Sonnenstich. Ueberhaupt befanden sich die meisten Pilger in höchst unbequemem Zustande. Selbst die, deren Gesundheit von den brennenden Strahlen nicht ernstlich angegriffen wurde, litten vielerlei kleine Unbill, wovon vielleicht die für die entfernten Beschauer komischste, für die Betheiligten jedoch unangenehmste, die massenhafte Verbreitung des Ungeziefers, namentlich der Läuse war, welche von dem in Obhor mit Läusen überschütteten Pilger ausging. Dieser vielgeplagte Hadsch war ein gewisser Smaïl Effendi, eine Art von Gelehrten, dessen Körper unglücklicher Weise noch sehr behaart war, so dass die ekelhaften Insecten in diesem Haar einen besonders festen Haltpunkt gewannen. Alles Schütteln, das einzige, was der von Ungeziefer geplagte Pilger zu seiner Erleichterung thun durfte, half nur dazu, die Nachbarn anzustecken, so dass die Nähe des Effendi bald wie die Pest gemieden wurde. Dennoch musste er Nachbarn und zwar sehr dichte Nachbarn haben, da die Kandscha, auf welcher wir fuhren, mit Menschen wie vollgestopft war. Die „Mutter des Friedens" hatte nämlich von Mersa Eslam bis Obhor, an der ganzen arabischen Küste, fast überall Passagiere aufgenommen, so dass unsre Zahl auf nahezu 150

angewachsen war und da die „Mutter des Friedens“ nur für einige sechzig bequem Platz hatte, so folgte daraus eine wahre Häringsverpackung der armen Hadschadsch, welche durcheinander, aneinander, übereinander und untereinander dalagen, und deren Ausdünstung keineswegs „Eau de mille fleur“ war. Dass bei einer Hitze von 30 Grad Réaumur die Transpiration aller dieser aneinander gequetschten Hadschadsch enorme Proportionen erreichte, wird mir Jedermann glauben und Niemand mich um das beneiden, was meinem vielgepeinigten Riechorgane geboten wurde. Und doch spricht Burton von „parfümirten Pilgern“, welche grausame Ironie auf die Wirklichkeit! Aber nicht nur in Folge von Erhitzung hatten die armen Hadschadsch zu leiden, nein, so sonderbar es auch klingen mag, so ist es doch Thatsache, dass viele sich Erkältungen zuzogen, was jedem Menschen einleuchten wird, der gewohnt ist, sich von irgend einem Theil seiner Bekleidung niemals zu trennen und der sich plötzlich dieses Kleidungsstückes beraubt sieht. So sind die meisten Muselmänner gewohnt, sich den Leib mit einer Schärpe vier bis fünffach zu umwinden, wodurch dieser Theil ihres Körpers ganz besonders für Erkältungen empfindlich wird. Nun muss beim Ihram natürlich mit jedem andern Kleidungsstück auch die Schärpe beseitigt werden, was auf den Unterleib der Meisten einen höchst nachtheiligen Einfluss ausübt, bei denen Dyarrhoë, Cholerine, Dyssenterie, Schleimfieber und andere Annehmlichkeiten die unausbleiblichen Folgen dieser gezwungenen Entblösung des Unterleibs sind, denn der Ihram kann kaum für eine

Bekleidung gelten; er ist nur eine Umhüllung und zwar eine sehr oberflächliche Umhüllung, die bei der leisesten Bewegung herunterfällt. So kam es auch, dass wir nicht wenige Leidende an Bord der „Mutter des Friedens" hatten, deren Zustand meist ekelhafter Natur war, und somit zu den Gräueln der Pilgerfahrt nicht wenig beitrug. Ob wohl der Prophet diese ganze gräuliche Menschenquälerei so beabsichtigt hat, wie dieselbe jetzt betrieben wird? Wenn er es gethan hat, so möchte dieses als ein Beweis für die Ungöttlichkeit seiner Lehre genügen.

Schon um 5 Uhr Morgens setzte sich die „Mutter des Friedens" langsam und gemessen in Bewegung. Das heutige Ziel unsrer Reise sollte Dschedda sein, Dschedda, der Hafenort Mekka's, für die Muselmänner das, was füs die Christen Jaffa, der Hafen Jerusalems ist. Diese frohe Hoffnung, an dem Hafenort der heiligen Stadt heute anzulangen, hielt uns den ganzen Tag aufrecht und stärkte uns, so dass wir das Unangenehme und Ungesunde unsres körperlichen Zustandes weniger empfanden, so wahr ist es, dass der Geist über die Materie siegt, was unter Andern auch ein arabischer Dichter verkündet, dessen Worte ich so übersetze:

„Will dein Körper auch erkranken,
Nimm zum Himmel deinen Lauf,
Lenke dorthin die Gedanken,
Und die Schmerzen hören auf.

Diese Welt kann nur bereiten
Elend, dem, der für sie lebt;
Der ist krank auch ohne Leiden,
Den kein höh'rer Sinn erhebt

Aber ewig neu geboren,
Wenn den Leib auch Krankheit deckt,
Ist der Geist, der Gott erkoren,
Der ein höh'res Ziel sich steckt.

Hat dein Geist ein höh'res Ziel,
Dem er nachstrebt, sich gesteckt,
Siegt er über's Schmerzgefühl,
Sieht nicht, was die Welt befleckt.

D'rum getrost und nicht verzaget,
Mensch, und sei'st du noch so krank,
Wenn in deinem Geist es taget,
Bist du niemals wirklich krank."

Von Scherm Obhar bis nach Dschedda zieht sich die Küste $2^1/_2$ deutsche Meilen lang, in entschieden südlicher Richtung hin. So viel ich vom Schiff aus beobachten konnte, war sie flach und auch ohne hervorragende Vegetation. Etwas weiter im Innern sahen wir ein nacktes, kahles Bergeshaupt, dessen Entfernung von der Küste etwa drei deutsche Meilen und dessen Höhe wohl an 3000 Fuss betragen mag. Müller in den Noten zu seiner Ausgabe der „kleineren alten Geographen" hält diesen Berg für den Tricoryphus Mons des Plinius, mit welchem Recht, das lasse ich dahin gestellt sein. Dem Hafen von Obhar ungefähr gegenüber lag Schab el kebir oder die grosse Klippe, welches „kahle Haupt" sich ziemlich majestätisch ausnahm. Seevögel hatten sich in Menge auf ihm niedergelassen, unter denen, wie mir versichert wurde, auch einige essbare Arten, was aber den Hadschadsch wenig half, da sie weder jagen noch Wildpret essen dürfen.

Gegen Mittag endlich sahen wir eine im ganzen

imposante Häusermasse aus dem Meer auftauchen. Kuppeln erhoben sich, Minarets ragten in die Höhe, vor ihnen eine Anzahl Maste von Segelschiffen und auch hie und da das Rohr eines Dampfschiffes: es war der langersehnte Hafen, es war Dschedda, das Thor, welches uns Mekka erschliessen, die Brücke, welche uns zur heiligen Stadt führen, der Schlüssel, der uns das Geheimniss des Islam aufthun sollte. Eine allgemeine freudige Aufregung bemächtigte sich aller Pilger bei diesem Anblick. Ihr Antlitz strahlte wie verklärt, ihre Züge glühten vor Begeisterung. Da lag die Stadt der Aeltermutter des Menschengeschlechts, in der sich das Grab Eva's befindet und von der sie ihren Namen (Dschedda heisst die Grossmutter) führt, da lag Dschedda, schon durch dieses Grab heilig, unendlich viel heiliger aber dadurch, dass es die Stufe ist, über die der Pilger nach Mekka klimmt. Mein ehrwürdiger Mitreisender, Schich Mustapha, konnte sich nicht enthalten, bei diesem Anblick folgende Predigt an mich zu richten:

„O Maghrebi! da bist du nun im Angesicht der Aeltermutter des Menschengeschlechts angelangt. Rufe: Sei gegrüsst, Mutter Eva, sei gegrüsst! Dort liegt sie, sie, ohne die du gar nicht vorhanden sein würdest. Lobe Gott dafür, dass Allah sie geschaffen hat; aus einer Rippe hat er sie geschaffen, o Maghrebi, aus einer Rippe von Sidna Adam, dem Vater des Menschengeschlechts. Ohne diese beiden würdest du gar nicht da sein, folglich auch nicht nach Mekka pilgern können, was doch ein unaussprechliches Glück ist. Darum preise dich glücklich, dass du die Aeltermutter vor dir siehst, danke Gott dafür und lobe ihn. etc."

So predigte Schich Mustapha ungefähr noch eine Stunde fort, indem er eine Plattheit auf eine Abgedroschenheit und wieder eine Abgedroschenheit auf eine Plattheit folgen liess, während die „Mutter des Friedens" zwischen den Korallenbänken und Korallenklippen, welche den Hafen umlagerten, mühsam sich den Weg bahnte und endlich grade zur Zeit des Dohor (Mittagsgebets) in Dschedda anlangte. Ein lautdonnerndes Labik war der Gruss der Hadschadsch an dieses langersehnte Reiseziel, welches wir nun endlich erreicht hatten.

Siebentes Capitel.

Dschedda.

Formen des Namens. — Bedeutung desselben. — Badeo regia. — Landung im Hafen von Dschedda. — Passplackereien. — Trinkgelderpressung. — Zollhausquälereien. — Mühe ein Unterkommen zu finden. — Das Okal. — Die heulenden Derwische. — Religiöse Heuchler. — Unausstehliches Quartier. — Endliches Entkommen aus dem Okal. — Neue Wohnung. — Die Dscheddaner. — Ein reicher Sklavenhändler. — Seine Handwerkskniffe. — Die Geldwechsler von Dschedda. — Ungewisser Geldcours. — Die Hadramauther. — Die Indier aus Surate. — Die Neger. — Beduinen. — Handwerker. — Verschiedene Costüme. — Weibliche Trachten. — Die Sederija. — Schminkstudien und Tätowirungen der Frauen. — Eine berühmte Schönheit. Ihre sonderbare Erziehung. — Besuch bei Hanifa. — Komische Folgen davon. — Opfere einen Hammel.

Dschedda, Dschidda, Dschidde, Dschodda, von französischen Orientalisten Djedda, Djidda, Djidde, von englischen und selbst von einigen deutschen (z. B. Munzinger) Gidda, Gidde, Juddeh, Jiddah, von Niebuhr dagegen Dsjidda geschrieben, sind die Hauptformen, in welchen in europäischer Transscription der Name der „Aeltermutter" vorkommt. Mir scheint

es das einfachste. in deutscher Transscription „Dschedda“ zu schreiben, weil diess Wort am besten dem Laute entspricht, welchen das Hauptwort „Aeltermutter“ im arabischen annimmt, wobei ich keineswegs behauptet haben will, dass Dschidda und Dschidde unrichtige Formen seien; aber wer arabisch kennt, der weiss, dass I und E in diesem Idiom in vielen Fällen nicht unterschieden werden, und dass das finale A auch ganz gut im gewöhnlichen Leben durch ein E ersetzt werden kann. Ueber die Bedeutung des Namens kann kein Zweifel herrschen, obgleich kein europäischer Reisender vor mir sie erwähnt hat und obgleich alle bisherigen Geographieen sie ignoriren; aber seine Uebersetzung ist zu einfach, um nicht jedem, der einmal einen Golius oder Freytag (arabische Lexica) in der Hand gehabt, auf der Stelle einzuleuchten. Zudem wird sie von den Arabern so allgemein angeführt, ja selbst die Unwissendsten kennen diese Bedeutung, so dass es mich wirklich wundert, dass kein Reisender vor mir dieselbe aus dem Munde der Eingebornen vernommen hat. Dschedda heisst also die „Aeltermutter“ und zwar mit dem grössten etymologischen Recht, denn hier soll Sittna Hauwa (Eva), die Ur- und Stammmutter der sündigen Menschheit, ihre letzte Lebenszeit zugebracht, und ihr Grab gefunden haben, welches noch jetzt gezeigt und von keinem Mekkapilger unbesucht gelassen wird. Die ganze Gegend um Mekka spielt überhaupt in der Geschichte des ersten Menschenpaares, wie die Tradition des Islam dieselbe erzählt, eine wichtige Rolle. In Mekka errichtete Adam einen Altar; auf dem nahegelegenen

Berge Arafa fand er seine Ehehälfte nach 120jähriger Trennung wieder; im Weichbild der heiligen Stadt wurden seine zahlreichen Söhne und Töchter geboren, jedesmal Zwillingspaare, aus einem Sohn und einer Tochter bestehend, die sich nicht heirathen durften, während der männliche Spross eines Zwillingspaares den weiblichen eines andern ehelichen konnte, da zu jener Zeit nur Zwillinge als Geschwister betrachtet wurden; in Dschedda endlich zog sich Mutter Eva nach ihrem thatenreichen Leben zurück, wo sie eines sehr erbaulichen Todes starb, nachdem sie vorher die sieben Umgänge um das heilige Haus in Mekka gemacht und den Monat Ramadan gefastet hatte. Solche rührende Anachronismen sind in der Tradition des Islam nicht selten. Adam freilich fand nicht für gut, in Dschedda zu sterben; kein anderer Ort konnte ihm zu diesem Zwecke genügen, als die Insel Ceylon, das Taprobane der Alten, wohin er nach hundertjähriger Wallfahrt nach dem Tode Eva's gelangt war, nachdem er überall umsonst eine zweite Eva gesucht und den Rath des Teufels verschmäht hatte, sich eine zweite Rippe auszureissen, aus welcher, wie aus der ersten, schnell eine Eva entstehen sollte. Diese Tradition steht mit derjenigen der orientalischen Christen in offenem Widerspruch, welche die ewige Ruhestätte des ersten Menschen in keinem geringeren Ort, als in Jerusalem, erblicken können und sie gerade neben das heilige Grab verlegen, auf welche Meinungsverschiedenheit man die Verse Heine's anwenden könnte:

Welcher Recht hat, weiss ich nicht,
Doch es will mich schier bedünken,
Dass der Rabbi und der Mönch,
Dass sie alle beide hinken.

Was das Alterthum von Dschedda betrifft, so erblickt Müller in ihm den Centus vicus, Mannert, wie mir scheint mit mehr Recht, das Badeo regia, und andere das Machura, ja selbst das Makoraba des Ptolemäos, obgleich letzterer Ort von der Mehrzahl nach Mekka verlegt wird. Für uns, die wir mit Obhar die vermeintliche Mündung des fabelhaften Baetius identificirt haben, kann über die Lage von Badeo regia an dieser Stelle wohl kaum ein Zweifel übrig bleiben. Ptolemäos giebt Badeo 25 Gradminuten südlich vom Flusse Baetius an; nun liegen zwar Obhar und Dschedda nur 10 Minuten von einander entfernt; wenn man aber das nördliche Ende des Golfes von Obhar, wo Ptolemäos die Mündung des vermeintlichen Baetius ohne Zweifel vermuthete, zum Ausgangspunkte nimmt, so wird sich der Minutenunterschied zwischen beiden von fünfzehn auf zehn zurückführen lassen, was nicht bedeutend genug ist, um desshalb Mannerts Ansicht zu verwerfen, der zuerst in Dschedda Badeo regia erkannt hat. Was freilich die Bedeutung dieser Stadt im Alterthume war und welchem Herrschergeschlecht sie den Namen einer „Königsstadt" verdankte, darüber haben wir nicht die geringste Aufklärung und werden sie wohl nie bekommen. Ruinen sind in Dschedda nicht vorhanden, wenigstens sah ich mich umsonst nach solchen um, konnte auch keinen Eingebornen entdecken, der

solche gesehen haben wollte. Es wäre jedoch gewagt, aus dieser Abwesenheit über die Identität dieser Stadt mit Badeo regia verneinende Schlüsse ziehen zu wollen; mir scheint sie nur ein Beweis für die Unbedeutendheit dieser einstigen Stadt, die zwar die Residenz eines Königs, aber wahrscheinlich eines der kleinsten und obscursten Königlein gewesen zu sein scheint, deren Paläste Lehmhütten und deren Tempel ungebrannte, lufttrockne Ziegelbauten waren, die keine Spuren hinterliessen.

Wann sich der Name Dschedda für das einstige Badeo Ausschliesslichkeit errungen hat, das wissen wir nicht. Zuerst von allen arabischen Geographen führt es Isstachri *) an, der es als starkbevölkert, wohlhabend, und als die zweite Stadt im Hedschas schildert, namentlich durch ihren Handel berühmt, welcher letztere besonders Pferdehandel war, da zu jener Zeit Arabien noch für die ausschliessliche Wiege aller edlen Rosse galt. Gleichzeitig mit Isstachri, vielleicht noch etwas vor ihm, etwa um das Jahr 870 unsrer Aera, erwähnt schon der Patriarch Euthychius von Alexandrien, in seinen arabisch verfassten Annalen, der Hafenstadt Dschedda, welche von Pocock, seinem Uebersetzer, „Jodda" geschrieben wird. (Euthychii Patriarchae Contextio gemmarum sive Annales, Editio Pocock, Oxford 1670). Der sicilisch-arabische Geograph Edrisi **) singt ebenfalls

*) Mordtmanns deutsche Uebersetzung des Liber Climatum des Isstachri. Hamburg 1840. S. 9.

**) Jauberts französische Uebersetzung des Edrisi. Paris 1836. Lateinische Uebersetzung von Gabriel Sionita und Joannes Hesronita. Paris 1619.

das Lob von Dschedda. Er preist seinen Reichthum, seinen bedeutenden Handel, seinen Luxus, seine Ueppigkeit. Zu seiner Zeit war der Pilgerverkehr wohl zwanzigmal grösser als heutigen Tages, und wenigstens ein Viertel aller Pilger kam durch Dschedda, von denen über die Hälfte Handel trieben, da es eine alte arabische Sitte ist, dass die Pilger durch Verkauf und Austausch ihrer vaterländischen Waaren die Kosten ihrer Wallfahrt zu verringern und oft ganz zu beseitigen suchen. Auf diese Weise musste der Handel von Dschedda, als Seehafen, als Landungsplatz aller von Indien, Nubien, Südostafrika und selbst vieler aus Syrien, Aegypten, Tunis, Tripolis, Algier, Marokko kommenden Hadschadsch, als wichtigste Scala von Arabien, in der man die schwertransportirbaren Waaren alle verkaufte, während nur die leichteren mit nach Mekka genommen wurden, grosse Verhältnisse erreichen, deren Bedeutung besonders demjenigen nahe gelegt wird, der, wie ich, gesehen hat, wie es selbst heute, zur Zeit des Verfalls der Pilgerfahrt, wie des ganzen Islam, noch einen höchst blühenden Handel besitzt. Was muss es also zur Zeit der Chalifen von Damascus und Bagdad gewesen sein, als jährlich über 100,000 Hadschadsch durch Dschedda kamen!

Das heutige Dschedda selbst bildet einen auffallenden Gegensatz gegen andere muselmännische Städte, deren Loos in unserm Jahrhundert fast ausnahmslos der entschiedenste Verfall ist. Ausser dem einzigen Alexandrien in Aegypten hat sich in diesem Jahrhundert keine einzige Stadt des Islam zu namhafter Bedeutung aufschwingen oder auf ihrer frühe-

ren Höhe erhalten können und Alexandrien kann man kaum eine mohamedanische Stadt nennen, da es seinen Aufschwung fast ausschliesslich den europäischen Kaufleuten, die sich daselbst niederliessen, verdankt. Sonst sind alle früheren Haupt- und Handelsstädte in den weiten Landen, welche der Halbmond beherrscht, während der letzten hundert Jahre auf eine so auffallende Weise zurückgegangen und in Verfall gerathen, wie dieses fast beispiellos in der Geschichte ist. Der Islam war zwar schon lange unterwühlt, aber jetzt scheint er ganz im Zusammenbrechen begriffen zu sein. Alles, was früher seinen Glanz ausmachte, Wissenschaft, Gelehrsamkeit, Kunst, Industrie, Gewerbthätigkeit, hat ihn schon längst verlassen, seine politische Macht ist ein Kinderspott geworden, sein Handel ist auf Null herabgesunken, nur eins ist noch geblieben und scheint das morsche Gebäude noch eine Zeit lang aufrecht halten zu wollen; dieses eine ist der religiöse Fanatismus, die pharisäische Werkheiligkeit, welche unter andern auch die Pilgerfahrt als eine ihrer Hauptstützen ansieht. Daher kommt es, dass Dschedda und Mekka an dem allgemeinen Verfall des Islam nicht in dem Masse theilgenommen haben, wie andere Städte, weil dieses einzige, den Glanz des Islam noch überlebende Princip, weil der religiöse Fanatismus diesen Städten alljährlich neue Nahrung und neues Leben zuführt, die ihr Dasein nicht nur fristen, sondern dasselbe sogar verhältnissmässig üppig gedeihen machen. So sticht Dschedda unter allen in das dunkle Gewand des Verfalls gehüllten arabischen Städten als ein lichter Punkt hervor, von dem die

Sonne des Lebens sich noch nicht zurückgezogen hat, obgleich sie auch hier nicht mehr mit demselben Strahlenglanze scheint, wie in früheren Jahrhunderten. So kommt es, dass auch der orientalische Reisende, dessen Herz all' der Aschenhaufen und Trümmergruppen, welche man muselmännische Städte nennt, bis zum Ekel überdrüssig geworden ist, hier in Dschedda sich zu seiner freudigen Ueberraschung erholt, indem er statt des gewohnten Verfalls und maasslosen Elends, das er fast überall sonst zu sehen bekam, doch hier wieder etwas menschliches erblickt und sein Auge an Bildern labt, welche seine Mitmenschen, wenigstens äusserlich, würdig erscheinen lassen.

Ich war angenehm überrascht, als mein erster Blick von der Kandscha aus Dschedda's gewahr wurde. Es bot ein erfreuliches Bild dar, dem die Wüste in ihrer Unermesslichkeit zum Rahmen diente. Auf einer sanften Anhöhe gelegen, von zwei schönen, langen Quai's auf der Meerseite begrenzt, auf den andern Seiten von hohen Mauern umgeben, von welchen hie und da Wachthürme mit Zinnen und Kanonen emporragten, zeigte die Stadt längs des Landungsplatzes, der auch wieder durch eine stattliche Batterie beschützt war, eine lange Reihe schöner, weisslicher Häuser aus Korallen- und Madreporstein erbaut, über welche die zwei Hauptmoscheen mit luftigen Kuppeln und schlanken Minarets emporragten, denen zur Seite sich hie und da eine federblättrige Acacia vera erhob und das allzu künstliche Bild durch die Grazie der Natur verbesserte. Als wir jetzt der „Mutter des Friedens“ nicht ohne

Rührung und ihrem hautkranken Capitän nicht ohne Mitleid Lebewohl sagten und uns auf kleinen Kähnen mit unsern Habseligkeiten an's Land rudern liessen, was nöthig war, weil der Hafen von Dschedda gegen das Land zu immer seichter und für grössere Schiffe unzugänglicher wird; und als wir nun endlich an dem einen der beiden Quais landeten, da war meine Freude nicht gering, zu finden, dass Dschedda, ungleich andern muselmännischen Städten, die Hoffnungen, welche sein schönes Aeussere von weitem erweckte, nicht Lügen strafte, sondern dass sein innerer Wohlstand, die Stattlichkeit seiner Häuser, Paläste und Moscheen, das rege Leben seiner Basars und Märkte, die Lebhaftigkeit seines Seehandels, der ungeheure Verkehr der Pilger ihm eine Blüthe verliehen, welche selbst das umschleiernde Gewand des dem Moslem so theuren Schmutzes hier nicht ganz zu verdecken vermochte.

Doch ehe ich zur genaueren Beschreibung der „Stadt der Aeltermutter" übergehe, muss ich ein Wort dem Empfange widmen, welcher uns armen, geplagten, von jedermann geschundenen, geplünderten und ausgesogenen Pilgern hier an dem Zollhause zu Theil wurde. Gerade, als ob die unglücklichen Hadschadsch nicht schon genug der unsäglichen Leiden aller Art auszustehen hätten, als ob sie nicht genug von Gestank, Ungeziefer, Fieber, Sonnenstich, Erkältungen, Erhitzungen, Diarrhoë und wie alle die Gräuel noch heissen mögen, geplagt würden, so hatte die türkische Regierung auch noch väterlich dafür gesorgt, dass ihnen hier in Dschedda noch die unausstehlichsten Passplackereien und Zoll-

haustorturen bevorstehen sollten. Kaum gelandet, wurden wir armen Ihramträger, von denen jeder unter der meist nicht geringen Last seines Gepäcks keuchte und schwitzte, von einer Bande jener unausstehlichen, frechen, zudringlichen und gemeinen türkischen Policisten und Zollhaussoldaten in Empfang genommen, um nun einer Reihe von physischen und moralischen Torturen ausgesetzt zu werden, deren Zweck jedesmal die Erpressung eines Trinkgeldes war. Man hatte mich schon auf dem Schiff gewarnt, mich vor den Spitzbübereien der Polizeidiener und Douaniers zu hüten, welche oft die Pilger nicht nur zur Erlegung von namhaften Bestechungssummen zu zwingen, sondern auch geradezu zu bestehlen pflegten, was namentlich für die Zollhausbeamten sehr ausführbar ist, da der Pilger sein Geld in seinem Gepäck und nicht an seinem Körper mit sich führt, indem der Ihram keine Taschen besitzt und auch keine Geldtasche mit ihm getragen werden darf. Auf diese Weise sehen die verruchten Douaniers gleich, wie viel Geld ein jeder bei sich führt, und wenn es ihnen auch nicht immer gelingt, einen Diebstahl auszuüben, so können sie doch ihre Ansprüche auf Bakschisch (Trinkgeld) nach der jeweiligen Baarschaft des Pilgers höher und höher schrauben, und der arme Hadsch darf es ihnen nicht verweigern, da er sein Geld nicht verbergen oder verleugnen kann, denn sie haben es ja gesehen. Die gewöhnliche Ausflucht der meisten Pilger, welche, um sich vor der Plünderung zu retten, behaupten, dass das Geld nur geliehenes Geld sei und nicht ihnen selbst angehöre, pflegt von den Zollbeamten

stets mit einem homerischen Gelächter aufgenommen zu werden; einen fauleren Fisch, als diese Entschuldigung, giebt es hier nicht und, wäre sie selbst wahr (und sie ist es in vielen Fällen wirklich), sie würde doch nie geglaubt werden. Der Pilger kann nicht anders, er muss das Trinkgeld geben, oder sein Gepäck so lange in den Händen der Douaniers lassen, bis es ihm vielleicht gelingt, sich irgend eine Protection in Dschedda zu verschaffen, welche ihn aus den Klauen der Zollbeamten errettet. Aber diess letztere Auskunftsmittel vermeiden natürlich alle diejenigen, welche Geld oder Werthsachen in ihrem Gepäck haben und, wie gesagt, der Pilger muss sein Geld in seinem Gepäck haben und kann es nicht bei sich am Leibe tragen, sie vermeiden es aus dem einfachen Grunde, weil es ihnen doch auf dem Zollhaus gestohlen werden würde. Mancher Europäer wird denken: „O ihr dummen Moslems! warum tragt ihr denn keine ledernen Geldgürtel um den Leib?" Ja! aber diese ledernen Geldgürtel, welche früher einige Hadschadsch zu tragen pflegten, sind gerade durch ein Fetwa des Schich ul Islam aufs strengste verboten. Etwas unheiligeres, als diese Gütel, giebt es nicht. Dem armen Hadsch bleibt nichts übrig, als seine Baarschaft in seinem Koffer, der meist gar nicht oder nur sehr schlecht zu verschliessen ist, oder in einem einfachen Bündel, das natürlich jedermann öffnen kann, mit sich zu führen, denn Nachtsäcke, Hutschachteln, Geldtaschen oder sonstige schliessbare Gepäckstücke pflegt kein Moslem zu besitzen; der Koffer wird schon als ein Luxus angesehen, auch ist er meist von Holz und von der primitivsten Form;

ein ordentlicher, europäischer Lederkoffer würde geradezu Verdacht erregen und sein Besitzer, wenn ihn nicht sein hoher Rang oder seine allbekannte Heiligkeit vor Verleumdungen schützen, wird unfehlbar angeklagt werden, ein halber Kafir (Ungläubiger) zu sein. Jeder civilisirtere Gegenstand fällt bei einem Moslem auf; es ist mir noch heute unbegreiflich, wie Burton so unvorsichtig sein konnte, seinen Compass einem Araber zu zeigen, da ein solcher doch für eines der verrufensten Hexeninstrumente gilt, vor denen der Moslem eine heilige Scheu hat.

Bei meiner Landung im Hafen von Dschedda fiel also auch ich der Polizei und den Zollhausbeamten in die Hände. Zuerst kamen die Passplackereien. Ein feister, türkischer Unterofficier forderte mir in barschem Tone, welcher auf meine Einschüchterung und die Erpressung eines Trinkgelds berechnet war, meine Papiere ab. Mein Pass war in schönster Ordnung. Ich glaubte also, ihn nur vorzeigen zu brauchen, um gleich ungehindert meine Pfade fortsetzen zu können. Aber darin hatte ich mich geirrt. So wie er meinen französischen Pass, den ich als vermeintlicher Algierer besass, erblickte, machte er mir zwar eine Verbeugung, welche vielleicht bedeuten konnte, dass er sich vor der Protection eines so mächtigen Staats, wie Frankreich, in Demuth verneige, welche aber doch zugleich einen so starken Beigeschmack von Ironie hatte, dass ich bald sah, dass er beabsichtige, mir einen schlimmen Streich zu spielen. Seine wahre Absicht entpuppte sich schnell. Er gab mir jetzt deutlich zu verstehen,

dass ich erst des Visa's meines Consuls bedürfe, ehe ich in der Stadt ohne Polizeibegleitung auch nur einen Schritt machen könne; dass ich folglich, von einem Polizeisoldaten geführt, zum Consul gehen, meinen Pass visiren und dann wieder zu ihm (dem entsetzlichen Unterofficier) zurückkehren müsse, um die Erlaubniss, frei circuliren zu können, zu erhalten. Schon schickte ich mich an, diese drakonische Bedingung zu erfüllen; ein Polizeisoldat begleitete mich; derselbe machte aber ein so verschmitzt ironisches Gesicht, dass ich gleich inne wurde, dass mir noch eine andere Unannehmlichkeit bevorstehen müsse. In der That war es so. Denn eben, als ich in Begleitung des Policisten den Landungsplatz verlassen wollte, kam mir ein Zollhausbeamter in den Weg, der mich all' meines Gepäcks beraubte und behauptete, diess dürfe ich unmöglich mitnehmen. Was also jetzt thun? Das Gepäck konnte ich nicht am Zollhaus zurücklassen, wenn ich nicht für den Rest meiner Reise als Bettler dastehen wollte, denn die Polizei- und Zollhausbeamten hätten sich ohne Zweifel in mein Geld und meine andern Habseligkeiten getheilt und keine Macht der Erde würde sie mir wieder verschafft haben. Die Ausflucht, welche ich als einziges Rettungsmittel jetzt ersann, nämlich die, dass ich den Zollhausbeamten bat, mein Gepäck gleich auf der Stelle zu untersuchen, wurde mit Hohn aufgenommen und mir geantwortet, dass man das Gepäck erst dann zu untersuchen pflege, wenn sein Besitzer den Bedingungen der Polizei nachgekommen sei. So sah ich nur zu bald ein, dass die ganze Geschichte zwischen Polizei und Zollbehörde abgekartet

und auf Erpressung von Trinkgeldern berechnet war. Aber was wollte ich machen? Mein Gepäck zurücklassen und zum Consul gehen; das würde mir vielleicht die Auslage des Trinkgelds erspart, aber wahrscheinlich den Verlust meiner sämmtlichen Effecten und meines im Koffer verpackten Geldes verursacht haben, und wer weiss, ob der Consul es mir wieder verschafft, wenn er selbst die nöthigen Reclamationen gemacht hätte, was ich übrigens bezweifle, denn die französischen Consuln pflegen sich nur geborner Franzosen mit Energie anzunehmen. Darauf konnte ich es also nicht ankommen lassen. Ich bedauerte es jetzt fast, als Schützling einer mächtigen Nation zu reisen, denn ich musste sehen, wie die türkischen Unterthanen die ganz einfache Teskere (Passkarten) besassen, unangefochten, nur nach Bezahlung eines kleinen Trinkgeldes, freigelassen wurden; ich allein, der Schützling der „grande nation“ war den unangenehmsten Passplackereien ausgesetzt. Ich ging also, vom Zollbeamten begleitet, zum Unterofficier der Polizei zurück, mit dem ich zuerst eine komische, nachher eine ernste Erörterung hatte. Die komische betraf die Nationalität meines Passes. Ich setzte dem Onbaschi (Unterofficier) auseinander, dass ich gar nicht verstehe, wie ich, der ich einen Pass der grössten Nation der Erde (was muss man nicht alles für Nothlügen machen?) besässe, solchen Formalitäten unterzogen werden könne, während die lumpigen Aegypter, jene verachteten Fellah, frei zum Besuch der Stadt zugelassen würden. Der Onbaschi erwiderte darauf mit ironischer Salbung, dass er gar nicht zweifle, dass mein Pass einen viel

grösseren Werth besitze, als der irgend einer andern Nationalität, aber nach dem Sprichwort: „wer viel hat, von dem wird auch viel gefordert werden“, so lege gerade der Besitz dieses überaus werthvollen Passes Verpflichtungen auf, welche von den andern nicht erheischt würden. Der wahre Sinn der Worte des heimtückischen Onbaschi war jedoch ungefähr der: „Ihr verfluchten Ketzer von Algierer, ihr glaubt mit der französischen Protection etwas Rechtes zu haben, aber wir wollen euch zeigen, dass man euch, und zwar ohne sich im geringsten von dem Rechtsboden zu entfernen, mehr Plackereien, als irgend einem protectionslosen Pilger, verursachen kann. Nur durch tüchtige Ausbeutelung könnt ihr euch dem entziehen.“ Diese Worte, welche der Onbaschi zwar nicht redete, die ich aber aus seinen Gesichtszügen herauslas, entsprachen vollkommen der Wahrheit. Das schlimmste bei dem allen blieb, dass die Schurken, dem Buchstaben des Gesetzes nach, bis jetzt in ihrem vollkommnen Rechte waren; erst durch die Forderung der Bestechungssumme sollten sie den Rechtsboden verlassen; bis jetzt aber konnte selbst der Consul nicht gegen sie reclamiren, denn sie hatten ja nichts gethan, als mich an diesen anzuweisen, wodurch die Schelme noch einen gewissen Respect vor Frankreich an den Tag gelegt hatten, der darauf berechnet war, dem Consul zu schmeicheln. Die ernstere Erörterung, welche ich mit dem Onbaschi hatte, betraf die Erlegung der Bestechungssumme. der ich mich, wie mir jetzt hinlänglich klar geworden war, schliesslich doch nicht entziehen konnte. Die Ansprüche dieses Würdenträgers waren jedoch an-

fangs so lächerlich, dass ich zweifelte, je mit ihm einig werden zu können. Nach vielem Hin- und Herreden jedoch, nach vielem Handeln und Markten kamen wir endlich dahin überein, dass er sich mit der Summe von hundert Piaster (damals in Dschedda ungefähr 22 Francs) zufrieden zu stellen habe. Die andern Pilger, welche türkische Unterthanen waren, hatten alle höchstens 20 Piaster per Kopf bezahlt, nur ich verdankte meinem französischen Passe eine fünffache Gelderpressung.

Diess war jedoch nur das Vorspiel. Jetzt kam das Zollhaus, wo die Haupthandlung vor sich gehen sollte. Einige zehn Zollbeamte fielen gierig über meinen Koffer (eine roth bemalte, algierische Bretterlade, welche zum Glück nicht das geringste europäische an sich hatte und von mir desshalb gewählt worden war) und meine drei oder vier Bündel her, in denen Kleider und Waaren (denn ich gab mir das Ansehen, wie alle wohlhabenderen Pilger, auch bei Gelegenheit Handel zu treiben) eingewickelt waren. Der Koffer war im Nu von den Zollbeamten ausgepackt und meine sämmtlichen Effecten auf dem Boden zerstreut, wo sie das malerischste Chaos darstellten, das man sich nur denken konnte. Damit war jedoch die Unannehmlichkeit noch nicht vorbei. Europäische Zollbeamten, die auch manchmal bestechlich sind, pflegen gewöhnlich dieses Zerstreuen und Durcheinanderwerfen des Gepäcks des Reisenden als den Gipfelpunkt der Torturen anzusehen, die sie ihrem Opfer bereiten können. Diese barbarischen Zollhäusler jedoch waren raffinirter, sie hatten noch eine andere Tortur ersonnen, um den Reisenden zur Her-

ausgabe eines recht grossen Trinkgelds zu nöthigen. Kaum hatten sie nämlich mein Gepäck ausgepackt und alles durcheinander geworfen, so gaben sie sich alle das Ansehen, als hätten sie in irgend einem andern Theil des Zollhauses etwas sehr wichtiges zu thun, liefen sämmtlich davon und liessen mich allein inmitten dieses Tohu va Bohu zerstreuter Gepäcksgegenstände, die ich nicht einmal wieder einpacken durfte, um sie vor der Räuberei der mich dicht umdrängenden Pilger und Dscheddabewohner, oder wenigstens vor dem Zertretenwerden zu schützen, da mein Gepäck ja noch nicht untersucht war. Nichts war besser auf die Erpressung eines Trinkgeldes berechnet, als dieses Manöver. Denn natürlich muss unter solchen Umständen der Reisende nichts dringender wünschen, als seine Effecten, die bei dem langen Umherliegen auf dem Boden selbst im besten Falle ganz zertreten, im schlimmen und wahrscheinlicheren Falle jedoch gestohlen werden würden, wieder einpacken zu dürfen, was nur dann geschehen kann, wenn er die Zollbeamten, die dieselben untersuchen müssen, durch Trinkgelder wieder herbeilockt. Leider konnte ich den Zollbeamten nicht selbst nachlaufen, da ich das Gepäck vor den um dasselbe ja auf demselben stehenden Hadschadsch hüten musste. Zum Glück hatte ich aber Ali. Diesen sendete ich ab und befahl ihm, jedem Zollbeamten insbesondere geheime Geldversprechungen zu machen und zwar dem vornehmeren grössere, den geringeren kleinere. Nach einer halben Stunde kam der Negersklave zurück und verkündete mir, dass die Zollbeamten zwar mit den erwähnten Summen zufrieden seien, sich jedoch nicht

mit Versprechungen abspeisen lassen wollten. Ich gab desshalb Ali gleich die Bestechungssummen an die Zollbeamten mit, welche sich zusammen auf 200 Piaster (etwa 21 Gulden rheinisch) beliefen. Endlich kehrten diese Biedermänner zurück, warfen noch einmal mein Gepäck durcheinander, stahlen mir einen Turban, eine Schärpe, ein Paar seidene Tücher, einige Paare maurischer Pantoffeln und was sonst noch ihrer Phantasie gefallen mochte und erklärten mich endlich für frei. Nun durfte ich meine Effecten auf dem Boden zusammenlesen und wieder einpacken, wobei ich entdeckte, dass mir theils von den Douaniers, theils von den frommen Pilgern, theils auch von den anwesenden Dscheddabewohnern, zusammen für 500 Piaster Waaren gestohlen worden waren, an deren Wiedererlangung natürlich nicht gedacht werden konnte, da die Würdenträger selbst sich am Diebstahl betheiligt hatten. So musste ich froh sein mit einem Verlust von 800 Piaster (damals in Dschedda etwa 84 Gulden rheinisch) aus den Klauen der Polizei und Zollbeamten erlöst zu werden.

Endlich war ich frei. Ich athmete auf und vergass schnell meinen schweren Verlust, auf den ich übrigens gefasst gewesen war. Nun liess ich von Ali meinen Koffer, von einem zerlumpten Indier, dessen Landsleute die Packträger von Dschedda sind, meine Bündel tragen und wir bewegten uns langsam und gemessen gegen das Innere der Stadt zu, wo ich in einem der Okal (stallartigen Wirthshäusern, in denen einem nichts als die vier Wände geboten wird) Obdach zu finden hoffte.

Auf dem Wege dorthin hatte ich Gelegenheit,

sowohl die Strassen und Häuser, als überhaupt die ganze Anlage von Dschedda genauer zu beobachten. Der Plan der „Stadt der Aeltermutter" ist ungefähr folgender. Ihre Lage, im Osten einer sandigen Bucht, aus der vier kleine Inseln oder richtiger Korallenbänke hervorragen, ist von Nord nach Süd, das heisst, in dieser Richtung erstrecken sich ihre Hauptstrassen. Unter diesen Hauptstrassen sind besonders zwei nennenswerth, die eine der schon erwähnte Quai, der sich in einer Länge von 1400 Schritten am Hafen hinzieht, die andere die hinter den Häusern dieses Quai's gelegene Strasse. Die Häuser dieser beiden Strassen sind überaus stattlich, wenigstens für arabische Städte. Sie sind theils aus Korallenstein, theils, wie ich trotz des sie bedeckenden grellweissen Anstrichs, der fast jährlich erneuert wird, zu erkennen glaubte, aus grobkörnigem Granit erbaut, haben meistens zwei Stockwerke, schöne Terrassen statt der Dächer und ziemlich grosse Fenster, was jedoch im Sommer den Nachtheil hat, die Hitze allzusehr einzulassen. Schon Burckhardt bemerkt, dass diesen Häusern leider jene kühlen Gemächer fehlen, welche man in Aegypten und Syrien überall findet, wo jedes Haus seinen Us-ud-Dar (inneren von Arcaden oder gewölbten Stuben umgebenen Hof) besitzt, der wegen der Höhe der Gebäude fast immer sehr schattig ist und folglich in den ihn umringenden unteren Zimmern eine sehr angenehme Kühle möglich macht. Ganz so, wie jener berühmte Reisende aussagt, sollte ich es finden. Die Stelle eines kühleren Gemachs vertritt hier die Hausflur, wo der Hausherr inmitten des männlichen Personals des Hauses seinen Sitz auf-

schlägt, während das weibliche in die heissen Zimmer verbannt bleibt, in welchen die Frauen hier, wie überall in Ländern des Islam, eine Art von Gefangenleben führen. Das Innere dieser Häuser entspricht ihrem Aeussern, wie ich mich später durch öfteres Betreten derselben überzeugen sollte. Denn, wie schon oben erwähnt, so unterscheidet sich Dschedda von andern arabischen Städten dadurch vortheilhaft, dass es nicht nur alle Versprechungen, welche es dem oberflächlichen Beschauer bietet, bei genauerer Beobachtung hält, sondern dieselben sogar noch übertrifft. So ist namentlich das kühle Gemach, d. h. hier die Hausflur, so schön eingerichtet und ausgeputzt, dass es eine wahre Freude ist, sich in demselben aufhalten zu dürfen. Der Boden ist mit schönen indischen Matten bedeckt, da Teppiche zu warm sein würden; die Wände sind in einigen Häusern ganz, in andern bis zu halber Höhe mit Perlmutter ausgelegt, welches hier vielleicht nur ein Drittel des Preises, den es in Europa kostet, werth ist; nicht selten findet man chinesische Tischchen vom feinsten Lack; japanische Blumenvasen stehen auf Consolen; indische Elfenbeinarbeiten sind zum Zierrath aufgestellt, kurz der ganze Orient scheint zur Ausschmückung dieser kleinen Bonbonièren beigetragen zu haben. Dieser ächtorientalische Luxus, wie er sonst im Orient nirgends mehr angetroffen wird (denn die reichen türkischen Pascha's und selbst der Sultan äffen nur den Luxus Europa's nach und verschmähen alles einheimische), ist nur durch den Reichthum der Bewohner Dschedda's erklärlich, welcher, für die Verhältnisse dieser kleinen Stadt, wirklich colossal

genannt werden kann. Dschedda soll nicht weniger als zwölf Millionäre besitzen, das heisst Geschöpfe, welche im übrigen Orient, wenigstens unter Moslems, jetzt nahezu fabelhaft geworden sind. Unter diesen Millionären soll es sogar zwei geben, welche Dampfschiffe ihr eigen nennen: ein Umstand, welcher jeden, der mit muselmännischen Zuständen bekannt ist, in das hyperbolischste Erstaunen versetzen muss. Ein Moslem, der ein Dampfschiff besitzt; ein Moslem, der Millionär ist; ein Moslem, der ein reinliches, geschmücktes, ja luxuriöses Haus bewohnt; das sind alles Dinge, an deren Existenz ich nicht glauben wollte, ehe ich sie in Dschedda gesehen hatte.

Alle reicheren Moslems von Dschedda, welche fast ausschliesslich Kaufleute sind, wohnen in den beiden genannten Hauptstrassen, in welchen sich ausser ihren Häusern, deren jedes seine eigne Cisterne mit ganz trinkbarem Wasser besitzt, auch noch eine Anzahl Waarenlager befinden. Diese Waarenhäuser, arabisch Dschilania genannt, sind stallartige, grosse Gebäude, deren innerer, geräumiger Hof von gewölbten Hallen und Sälen umgeben ist, welche zur Aufbewahrung der Waaren dienen und dazu auch sehr gut geeignet sind. Der grosse Quai längs des Hafens oder eigentlich die zwei Quais, denn der Quai wird in der Mitte durch das bis an's Wasser vorspringende Zollgebäude in zwei Theile geschieden, bietet so mit seinen Waarenmagazinen und stattlichen Privathäusern, mit dem im Norden an ihn stossenden Palast des Pascha's, mit dem dicht neben letzterem gelegenen, mit Zinnen und Thürmen versehenen Bab esch Scheriff (dem edlen Thore), mit einer im Süden befind-

lichen Batterie und (freilich verfallenem) Festungsthurm ein verhältnissmässig imposantes Aussehen dar. Das Leben auf ihm ist vielbewegt und voll der mannigfaltigsten Bilder. Zwar können nur die kleinsten Schiffe direct am Quai anlanden, aber die Waaren aller andern, welche selbst im äusseren Hafen liegen bleiben, müssen natürlich hier ausgeschifft werden, wenn, was fast immer der Fall ist, ihre Bestimmung auf Mekka oder gar auf Dschedda selbst lautet. Ausser dem grossen, den Quai in seiner vollen Länge begrenzenden Hafen, hat Dschedda noch zwei Einbuchten des Meeres, die eine nördlich vom Quai, gerade am Bab esch Scheriff gelegen, die andere an seinem südlichen Ende befindlich. Letztere hiess früher „der Galeeren-Hafen“, doch waren schon zu Niebuhr's Zeiten keine Galeeren mehr darin und diente er nur noch im Winter, als das Wasser hoch war, zur Entenjagd. Jetzt ist er so versandet, dass selbst die letztere Bestimmung hier schwer mehr zu realisiren sein möchte. Diese beiden Einbuchten des Meeres machen, dass der dem Hafen zunächst gelegene Theil von Dschedda, namentlich der Quai, welcher so auf drei Seiten von Wasser umgeben ist, als eine Halbinsel erscheint. Das Wasser im Hafen ist nicht zu allen Jahreszeiten gleich hoch. Das ganze rothe Meer hat überhaupt im Winter ein höheres Niveau, als im Sommer, was von den, in letzterer Jahreszeit vorherrschenden Nordwinden herrührt, welche die Wasser in beschleunigterem Laufe durch die Meerenge Bab el Mandeb und dem indischen Ocean zutreiben, während im Winter die von Indien wehenden Südmonsuns gerade den ent-

gegengesetzten Einfluss hervorbringen. Schon Niebuhr bemerkte, dass zu seiner Zeit (vor etwa hundert Jahren) der Weg zwischen dem grossen Hafen und dem südlichen „Galeerenhafen“ im Sommer, selbst zur Zeit der Fluth, welche kaum einen Fuss hoch stieg, trocken, im Winter dagegen mit Wasser bedeckt war. Jetzt soll dieser Weg, selbst in der kühleren Jahreszeit, wie mir glaubwürdige Augenzeugen versicherten (denn ich selbst war nur im Sommer in Dschedda) nicht mehr vom Wasser bedeckt, sondern nur leichthin, und zwar auch nur bei stürmischem Wetter, bespült werden.

Was die Stadt selbst betrifft, zu deren weiterer Beschreibung wir nun zurückkehren, so besteht sie also hauptsächlich aus jenen beiden grossen Strassen, an welche sich noch ein Dutzend kleinerer anreihen, welche theils von Okala (Wirthshäusern), theils von niederen steinernen Privathäusern begrenzt werden. Da sich alle grösseren Strassen in einer Richtung, d. h. von Nord nach Süd, hinziehen und die von Ost nach West sich erstreckenden nur kurze Verbindungsgassen bilden, und da die Längenstrassen ungefähr gleichlang, die Breitenstrassen ebenfalls sich im allgemeinen gleich sind, so leuchtet ein, dass die Form Dschedda's nahezu die eines Parallelogramms ist. Die Breite dieses Parallelogramms, welches beinahe rechtwinklig genannt werden kann, beträgt ungefähr die Hälfte seiner Länge. Die eine Längenseite, welche gegen Westen gekehrt ist, wird durch den öfters erwähnten Quai, die andere durch die östliche Stadtmauer gebildet, in welcher das Bab el Mekka (das nach Mekka führende Thor) angebracht

ist. Die südliche Breitenseite ist dem einstigen Galeerenhafen zugekehrt, während die nördliche sich von der am „edlen Thore“ befindlichen Einbucht des Meeres bis zum nordöstlichen Marktplatze hinzieht und in ihrer Mitte das Bab el Dschedid (das neue Thor) hat, durch welches der Pilger nach dem Grabmausoleum der Ur- und Stammmutter des Menschengeschlechts, Umna Hauwa (unsrer Mutter Eva) gelangt, welches etwa ein Drittel einer deutschen Meile von besagtem Stadtthore in nordöstlicher Richtung entfernt liegt. Auf den drei dem Lande zugekehrten Seiten ist Dschedda von stattlichen, etwa 25′ hohen Mauern umgeben, an denen sich von 40 zu 40 Schritt Wachtthürme von nahezu 60′ Höhe mit Zinnen und Schiessscharten befinden. Diese Mauern wurden im Wahabikriege zum Theil errichtet, zum Theil restaurirt und ihnen verdankte im Jahre 1817 die Stadt ihre Errettung, als diese wilden Barbaren der arabischen Wüste, diese plumpen vermeintlichen Reformatoren des Islam, deren vorgebliche Reformation hauptsächlich in der Zerstörung alles Bestehenden bestand, und die man mit den Horden des Ziska im Mittelalter vergleichen könnte, als die Wahabia Dschedda mit einer Macht von sechzigtausend Mann belagerten, wo es dann ohne seine Mauern der sicheren Zerstörung, der schon Mekka grossen Theils zur Beute gefallen war, geweiht gewesen wäre. Damals, da fast alle regelmässigen Truppen fehlten, war jeder Familie von Dschedda ein Theil der Stadtmauer zur ausschliesslichen Vertheidigung anvertraut worden, woran noch jetzt die vorspringenden massiven Mauersteine, welche von je zehn zu zehn Schritt an ein-

zelnen Theilen der Stadtmauer gefunden werden, erinnern, denn von einem dieser Mauervorsprünge bis zum andern ersreckte sich jedesmal das Vertheidigungsgebiet einer einzelnen Familie. Mohamed Ali, der nicht genug zu rühmende Vicekönig von Aegypten, dessen Name uns Europäern mehr unter der Verkleinerungsform Mehemed Ali (Mehemed heisst „der kleine Mohamed“ oder „das Mohamedchen“) bekannt ist, hat während seiner Herrschaft über Arabien, zu den damaligen Befestigungswerken von Dschedda noch ein befestigtes Schloss am Südende der Stadt und eine den Hafen vertheidigende Batterie hinzugefügt, welche jetzt, unter der seit zwanzig Jahren wieder eingeführten, nachlässigen und nichtswürdigen türkischen Herrschaft dem schönsten Verfalle entgegen gehn und wohl bald zu den modernen Ruinen gezählt werden dürften, an denen jede türkische Stadt Ueberfluss besitzt.

Der Raum innerhalb der Stadtmauern von Dschedda mag, in runder Zahl ausgedrückt, annähernd etwa den dreizehnten Theil einer deutschen Quadratmeile betragen. Dieser bescheidene Raum ist jedoch nur zur Hälfte, oder vielmehr kaum zur Hälfte, mit jenen stattlichen Steinhäusern ausgefüllt, welche ich oben zum Theil geschildert habe, denn Dschedda, wenn auch eine blühende, ist eben doch keineswegs eine grosse Stadt, und ihre ganze Einwohnerzahl möchte ich mich kaum getrauen, höher, als auf fünfzehntausend Seelen, anzuschlagen, obgleich Rüppell*)

*) Rüppell, E., Reise in Abyssinien. 2 Bde. Mit 10 Tafeln Abbildungen. Frankfurt a/M. 1838, 40. gr. 8.

sie auf 22,000 und Burckhardt sie auf 18,000 berechnet.

Der übrige Raum innerhalb der Stadtmauern, wo sich keine Steinhäuser mehr befinden, wird von Hütten und Buden aus Schilf und Palmstämmen ausgefüllt, an die sich hie und da einige Kemli's (offene Zelte) reihen. In diesen wohnen die Beduinen, die Geschäfte halber in die Stadt gekommen sind, andere, welche ihren bleibenden Wohnsitz hier aufgeschlagen haben, sowie die zahlreichen Neger, welche, wenn sie nicht Sklaven sind, zu der Wildheit ihres ursprünglichen Zustandes zurückkehren und mitten in der Stadt eine Art von Nomadenleben führen. In diesen elenden Buden sind dann auch die meisten Kaffeehäuser, und überhaupt alle Kramläden, ausser einigen, welche wohlhabenderen Leuten angehören und sich im unteren Stockwerke der Steinhäuser der besseren Strassen befinden.

Dschedda besitzt, ausser etwa einem halben Dutzend kleinerer Bethäuser, zwei grosse Hauptmoscheeen, die einzigen Gebäude älteren Datums, welche sich vorfinden, da das Verwittern des Corallen- und Madreporsteins, aus dem seine Gebäude fast ausschliesslich bestehen, ihnen selten eine längere Dauer, als die eines halben Jahrhunderts sichert und die jetzigen Häuser fast alle der Zeit der ägyptischen Herrschaft ihre Entstehung verdanken. Diese beiden Hauptmoscheeen liegen ungefähr in Mitte der Stadt, nicht sehr weit von einander entfernt. Sie sind zwar auch von Corallenstein erbaut, aber man scheint zu ihrem Bau solidere Massen dieses Gesteins, welche dem Verwittern weniger ausgesetzt sind, genommen

zu haben. Dennoch erkennt man gleich, dass auch sie einem baldigen Verfall entgegengehen. Uebrigens gleichen diese Moscheeen in ihrer Anlage durchaus den ägyptischen und syrischen, verdienen folglich keine nähere Schilderung ihrer architektonischen Formen.

Nachdem ich mir von der Stadt, ihrer allgemeinen Anlage, ihrer Quais, Strassen, Mauern, Häuser, Hütten und Buden, sowie ihres Hafens ein oberflächliches Bild auf meinem Gange vom Zollhaus nach einem Okal (Wirthshaus) und, da ich in etlichen sechs Okala der Ueberfülltheit wegen kein Unterkommen finden konnte, auf meiner weiteren Wanderung von einem Okal zum andern, verschafft hatte, gelangte ich endlich zu einer Herberge, in der ich mein müdes Haupt niederlegen und meinen Negersklaven, sowie den gemietheten Indier des überaus schweren Gepäks entledigen konnte, welches sie schon beinahe eine Stunde durch die Strassen, Gassen und Gässchen Dschedda's nicht ohne Verwünschung seines entsetzlich schlechten Strassenbodens (denn an Pflaster ist hier nicht zu denken) getragen hatten. Die bevorstehende Epoche der Wallfahrt nach Arafa, welche nur einmal im Jahre und zwar am 9. Du el Hödscha vor sich gehen kann, hatte eine ungeheure Menge Pilger nach Dschedda geführt, denn die Pilgerfahrt über Dschedda, das als Seehafen und seiner Nähe von Sues wegen so leicht zugänglich ist, nimmt verhältnissmässig jährlich zu, wenn man sie mit der beschwerlicheren Pilgerfahrt zu Lande, vermittelst der Pilgerkarawanen von Damascus und Bagdad, die stets mehr im Abnehmen begriffen ist, vergleicht. Die

Folge dieses massenhaften Zusammenströmens der Hadschadsch in Dschedda war natürlich die Ueberfüllung seiner Okala und die Steigerung des Preises für das Unterkommen in denselben, so dass fast alle ärmeren oder geizigeren Pilger gar nicht in den Okala wohnen konnten oder wollten, sondern es vorzogen, bei den Beduinen und Negern in den elenden Schilfhütten eine schlechte, aber wohlfeile Herberge zu suchen. Letzteres Auskunftsmittel hatten denn auch fast sämmtliche Aegypter, meine Reisegefährten gewählt, von denen ich durch die sich sehr verlängernden Passplackereien und Zollhaustorturen, die mich vielleicht eine Stunde länger als sie, an der Douane zurück gehalten hatten, getrennt worden war. So stand ich nun allein, mit meinem Neger und Gepäck in den Gassen Dschedda's und wurde von einem verschmitzten Indier von einem Okal zum andern geführt, bis endlich, wie erwähnt, das ersehnte Quartier gefunden werden sollte. Dieses Okal, in dem ich zuletzt ein theures und schlechtes Unterkommen fand, war eines der geringsten von Dschedda, aber da mir, der Ueberfüllung der bessern wegen, keine Wahl blieb, so musste ich mich natürlich resigniren. Wir betraten also dieses Okal, welches zu meinem Erstaunen auffallend leer war (ich sollte später den Grund dieser Leerheit zu meinem Nachtheil erfahren). Es bestand aus einem schmutzigen, verwahrlosten, mit Kameelen, Maulthieren und Eseln angefüllten inneren Hof, um welchen herum im Erdgeschoss, das gewölbt war, und im ersten Stockwerk, zusammen einige zwanzig grössere und kleinere Stuben lagen. Eine der letzteren, d. h. der kleineren Stuben gelang es mir,

nach einigem Handeln und Markten, für die Summe von 25 Piaster (ungefähr $2^1/_2$ Gulden rheinisch) den Tag zu miethen: ein, nach arabischen Begriffen, ganz exorbitanter Preis, und nur durch die Vertheurung zur Pilgerzeit, sowie dadurch erklärlich, dass ich in der Specialität des Marktens nicht recht zu Hause war, denn ich traute mich nie, mit derselben Derbheit und Rohheit aufzutreten, mit derselben Sündfluth von Schimpfworten um mich zu werfen, wie ein wirklicher Araber, theils aus natürlichem Widerwillen, theils aus Furcht, mich bei diesem bramarbasirenden Auftreten linkisch auszunehmen, was unfehlbar Verdacht erregt haben würde. Wäre ich ein ächter Araber d. h. ein Bewohner Arabiens gewesen oder hätte ich für einen solchen gelten wollen, so würde mein allzu gutmüthiges Nachgeben in der Geldfrage freilich auch Verdacht erweckt haben, aber ich galt ja für einen Maghrebi, d. h. für ein Mitglied eines Volkes, das wegen seiner sprichwörtlichen bestialischen Bornirtheit (gewöhnlich wird es mit Freund Langohr verglichen und nicht selten hörte ich beim Anblick eines Esels den Ruf: Siehe deinen Bruder, o Maghrebi!), das wegen seiner rohen Unwissenheit, wegen seiner Leichtgläubigkeit, wegen seiner ungeschlachten Manieren und, bezeichnender Weise, zugleich auch wegen seiner vermeintlichen, verhältnissmässig grösseren Moralität im Rufe steht, das Böotiervolk des Islam zu sein. Bei einem Maghrebi wird man keine noch so grosse Dummheit unnatürlich finden. Die Maghrebiner, wenn sie nur irgendwie Geld haben, sind desshalb die besten Milchkühe aller Araber, welche vom Pilgerverkehr leben. Einen sprechenden

Beweis hierfür liefert das Loos aller jener Algierer, welche im Jahre 1830 ihre Vaterstadt, oft mit beträchtlichen Reichthümern beladen verliessen, nach den heiligen Städten kamen und dort fast ausnahmslos in kürzester Zeit ihre sämmtliche Baarschaft einbüssten, um von nun an als Bettler auf das problematische Mitleid der geizigen, ächten Araber angewiesen zu sein. Zum Glück also galt ich für einen Maghrebi und erregte einstweilen keinen Verdacht, aber zu meinem Unglück hielt man sich berechtigt, mir in jener, meiner böotischen Eigenschaft nicht nur einen enormen Preis für mein Unterkommen im Okal abzufordern, sondern mir auch noch eines der schlechtesten Zimmer zu geben, dessen grosse Nachtheile ich freilich nicht gleich entdecken konnte, die sich aber schon nach einer halben Stunde mir aufs deutlichste zu offenbaren begannen. Vor der Hand also fühlte ich davon noch nichts. Ich liess in dieses Zimmer mein Gepäck bringen und verabschiedete den Indier, der sich zu meiner Ueberraschung mit einem sehr kleinen Trinkgeld zufrieden zeigte, über welche Uneigennützigkeit mein Erstaunen erst dann abnahm, als ich entdeckte, dass er sich durch den Diebstahl verschiedener, in den Bündeln enthaltener Gegenstände schon im Voraus entschädigt hatte.

Endlich war ich allein in diesem meinem gemietheten Zimmer, ein Vergnügen, was mir seit Kairo nicht mehr zu Theil geworden und das für einen armen geplagten, namentlich durch die lästige Anwesenheit von hundert Augenzeugen, die ebensoviele Spione waren, geplagten Pilger keine geringe Erholung war. Ali schickte ich schnell auf den Markt

fort, nachdem ich mir vorher von ihm unter dem Vorwand, trinken zu wollen, Wasser hatte holen lassen und nun schloss ich mich ein und ergab mich zwei Handlungen, welche für einen Hadsch, der den Ihram trägt, gleichstrafwürdig, ja verbrecherisch sind und welche, hätte man mich bei ihnen ertappt, mich als Ketzer, ja vielleicht als Ungläubigen verrathen haben würden. Diese beiden strafwürdigen Handlungen waren, erstens, dass ich auf das zahlreiche Ungeziefer, womit meine Reisegefährten mich angesteckt hatten, die energischste Jagd machte, und, dem Koran zum Hohn, dasselbe bis auf die letzte Laus vertilgte, und dann, dass ich mich von Kopf bis zu Fuss wusch, ein Vergnügen, was sich kein Pilger erlauben darf, da er ja bei dem Uebergiessen seines Körpers mit Wasser irgend ein Schmarotzerinsect ersäufen könnte, was ein entsetzliches Unglück, ja eine Sünde wäre. Wer den Reiz des Verbotenen kennt, der wird sich einen Theil des Genusses vergegenwärtigen, den ich bei diesen beiden wohlthätigen, obgleich nach dem Islam in meinem Fall sündhaften Handlungen empfand. Nun gewaschen und gereinigt, mich wie neugeboren fühlend, zog ich, was gleichfalls unerlaubt ist, einen reinen Ihram (Pilgergewand) an, und versteckte die beiden schmutzigen Moharem (Plural von Moharma d. h. Umschlagtuch) so gut es ging, dass Niemand sie entdecken sollte; aber damit man annehmen könne, dass ich die Moharem (Umhüllungen) nicht gewechselt habe, streute ich etwas Sand über das neue Pilgergewand, der ihm, ohne es eigentlich zu beschmutzen, doch ein mehr abgetragenes Aussehen gab.

Nun kam mein Negersklave zurück, bereitete eine einfache Mahlzeit auf meinem kleinen Kanun (Kochheerde), die uns beiden gequälten Pilgern zur nicht geringen Labung diente. Ehe sie jedoch beendet war, sollte ich auf unangenehme Weise die Entdeckung machen, in welcher Nachbarschaft ich mich befand und was folglich die Nachtheile dieses Okals im allgemeinen und meines Zimmers im besondern waren. Plötzlich erhob sich nämlich in meiner nächsten Nähe, und zwar, wie ich später entdeckte, grade in dem an das meinige stossenden Zimmer ein solcher Lärm, dass ich anfangs meinen Ohren nicht traute und glaubte, mein Gehörorgan sei durch eine unerklärliche Ueberreizung in Unordnung gerathen und vernehme jedes Geräusch mit zehnfacher Intensität. Es war ein Geheul, ein Geschrei, ein Geächze, ein Seufzen, Jubeln, Jammern, Poltern, ein Gewimmer, ein lautaufkreischendes Rufen, abwechselnd mit näselndem Gesang, bald in entsetzlich falschen Fisteltrillern, bald in tiefem Gebrumme unmöglich scheinender Bassstimmen. Was war dieses grässliche Tohu wa Bohu und in welche Dämonenspelunke war ich gerathen? Es sollte mir bald kein Räthsel mehr sein. Wie man nämlich deutlicher hinhorchte, entdeckte man, dass in diesem Chaos durcheinander tönender Laute, die man kaum für menschlich halten konnte, ein gewisser Tact lag, und als ich mir besondere Mühe gab, konnte ich sogar einzelne Worte unterscheiden, welche in allen Tonarten getrillert, gebrummt, geschrieen, gekrächzt und geächzt wurden. Es waren die vielbekannten Worte „La illaha il Allah“ (Es giebt keinen andern Gott, als Allah) abwechselnd

mit „La scherika la“ (Er hat keinen Gefährten) und mit „Mohamed er-Rasul-Allah“ (Mohamed ist der Prophet Gottes). Das war es also. Es waren muselmännische Gebete, die von Fanatikern ausgestossen wurden. Und von was für Fanatikern! Es waren türkische Derwische, vom Orden der Derwische Rufai, d. h. der „heulenden Derwische“ und dass sie ihrem Praedicat „die heulenden“ alle Gerechtigkeit widerfahren liessen, das hat der Leser schon aus dem eben gesagten ersehen. Dahin also hatte mich mein Unstern geführt? Ich sollte also Tag und Nacht nun diesen grässlichen Lärm in meiner nächsten Nähe anzuhören gezwungen sein, denn die Derwische lösten sich in ihren sogenannten Gebeten ab, ein Theil sang bei Tag, ein anderer bei Nacht und die Zwischenräume, wann sie assen oder tranken, waren kaum der Mühe werth, erwähnt zu werden. Das war also der Grund, warum ich dieses Okal so auffallend leer gefunden hatte! Bezeichnender Weise war es aber nicht der Lärm, der die Leute davon zurückschrecken machte, in dieser Herberge abzusteigen, denn Lärm genirt keinen Orientalen, sondern vielmehr der schlechte Ruf, in welchem diese Derwische trotz ihrer vermeintlichen Frömmigkeit standen und die schlechte Gesellschaft, welche ihre Gegenwart überall herbeizog. Dieser Orden der Derwische Rufai ist nämlich ein wahres „refugium peccatorum“ und zwar sind es nicht immer reuige Sünder, aus denen er gebildet wird, sondern viele seiner Mitglieder glauben dadurch, dass sie zu diesem frommen Orden gehören, eine gewisse Straflosigkeit und Erlaubniss erlangt zu haben, ihren liederlichen Lebenswandel

unangefochten fortzusetzen. So enthalten sie sich keines der Laster, welche Juvenal in seiner neunten Satire geisselt und welche bei diesen Derwischen ganz auffallende Proportionen erreichen, wie ich diess noch am selben Abend durch den Influx einer Menge lasterhaften jungen Volkes in unser Okal gewahren sollte. Während die einen beteten, ergaben sich die andern den Thaten der Finsterniss, die sie nicht einmal die Mühe nahmen, zu verbergen. Mir fielen bei ihrem Anblick die Priester der Cybele ein, welche Lucian in seinem „Lucius, oder der Esel" beschreibt: dieselbe Scheinheiligkeit, dieselbe Verworfenheit, ja genau dasselbe Laster!

Fronti nulla fides; Qui enim non vicus abundat
Turpibus obscoenis? castigas turpia, quum sis
Inter Socraticos notissima fossa cinaedos.

Diese Verse des Juvenal waren meine Antwort auf das heuchlerische Geschrei der heulenden Derwische, das ich nun den ganzen Abend anzuhören gezwungen war, denn wegen des vielen in das Okal eingedrungenen Gesindels durfte ich mein Zimmer, das nur schlecht verschliessbar war, nicht verlassen, aus Furcht, meine sämmtliche Habe möchte mir abhanden kommen. So brachte ich denn den Abend allein und die Nacht in wachem Zustande unter beständiger Anhörung des wahnsinnigen Geschreis dieser entsetzlichen Derwische, welches die Kameele und Esel im Hofe in schrillen Tönen begleiteten, und unter den Stichen zahlloser, springender Ungethüme zu, welche aus allen Ecken und Wänden des von mir gemietheten Zimmers hervorkrochen und zu den Qualen der Nacht nicht wenig beitrugen.

Zu etwas war jedoch diese Nacht gut, nämlich dazu, mich zu dem Entschlusse zu bringen, dieses Okal zu verlassen und zwar so bald als möglich. Kaum graute der Morgen, so traf ich hierzu meine Veranstaltungen. Da ich leider jedoch nicht selbst die Herberge verlassen durfte, denn Ali konnte oder wollte ich die Bewachung meines Gepäcks nicht anvertrauen, so schickte ich diesen meinen Negersklaven mit dem Auftrage aus, einen der Aegypter, meiner seitherigen Reisegefährten und zwar womöglich den ehrwürdigen Schich Mustapha zu mir herzuführen, durch dessen Rath ich hoffte, ein anderes Quartier zu erlangen, welches, mochte es auch noch so schlecht sein, doch gewiss besser sein würde, als mein Unterkommen in dem Okal.

Es vergingen vielleicht zwei Stunden, die ich mit dem Memoriren von Koranversen zubrachte, ehe Ali wiedererschien und zwar, zu meiner nicht geringen Freude, in Gesellschaft Schich Mustapha's und seiner drei Neffen. Diese guten Leute hatten mich schon für verloren angesehen, denn Schich Mustapha hatte am Abend vorher mich in allen Kaffeebuden Dschedda's gesucht, und da es fast beispiellos ist, dass ein Pilger nicht seinen Abend in einer solchen Bude zubringt, so schloss er aus meiner Abwesenheit, dass mir ein Unglück zugestossen sein müsse. Zu seiner Freude war diess nicht der Fall, aber zu seinem nicht geringen Schrecken fand er mich in dem Okal der türkischen Derwische, vor denen er, in seiner Eigenschaft als Araber und wegen der Eigenschaft der Derwische als Türken, jene Mischung von Ehrfurcht, Hass und Angst empfand,

welche jeden Aegypter einem Türken gegenüber erfüllt. So lange meine Thür offen stehen blieb und er sich von den Derwischen überhört glauben konnte, legte er desshalb äusserlich die grösste Ehrerbietung gegen diese elenden Heuchler an den Tag; sowie ich aber die Thür geschlossen und den ältesten Neffen des Schich als Wächter vor dieselbe gestellt hatte, da konnte Mustapha seiner Gefühle nicht mehr Herr werden. Der gute Alte fiel mir, wie einem wiedergefundenen Sohne, um den Hals und rief:

„In was für einer Spelunke muss ich Dich wiederfinden, mein Bruder! In was für eine Räuberhöhle bist Du gerathen. Deine Heiligkeit steht hier in der grössten Gefahr! Mache, dass Du schnell aus dieser Hölle herauskommst;“ und so weiter . . . .

Wenn blos meine Heiligkeit in Gefahr gestanden hätte, so würde ich Schich Mustapha nicht gebeten haben, mich in eine andere Herberge zu führen; da aber meine ganze Habe durch das anwesende Gesindel und meine Gesundheit, der schlaflosen Nächte wegen, hier ernstlich gefährdet waren, so bestand ich darauf, der gute Alte möchte mich einstweilen in sein eignes Absteigequartier mitnehmen; später, so hoffte ich, würde es mir wohl gelingen, ein anderes Unterkommen zu finden. Schich Mustapha ging gerne auf meinen Wunsch ein und traf auf der Stelle Anstalt zu meiner Uebersiedelung nach seiner eignen temporären Behausung. Seine drei Neffen nahmen mein Gepäck auf die Schultern, er selbst ging voran, ich folgte, Ali bildete die Nachhut und so veranstaltete ich meinen Exodus aus diesem verwünschten Orte, in dem ein längeres Bleiben mich vielleicht wahnsinnig

gemacht hätte. Eine Unannehmlichkeit wartete meiner noch an der Thür, nämlich der Wirth stand da und forderte die Zimmermiethe für drei Tage, indem er behauptete, dass ich für diese Frist gemiethet hätte. Schich Mustapha, der, wie alle Aegypter, sehr furchtsamer Natur war, rieth mir schon, nachzugeben und zu zahlen, aber ich konnte mich nicht dazu verstehen, einer solchen Gelderpressung, ohne mich zu wehren, zum Opfer zu fallen. Ich wehrte mich also, indem ich auf das Geschrei des Wirthes mit noch grösserm Geschrei antwortete, in welches, durch mein Beispiel ermuthigt, die Aegypter auch mit einstimmten, so dass der Wirth bald überschrieen wurde, dem übrigens keiner der Derwische zu Hülfe kam. Da er sich so allein unsern keineswegs zarten Recriminationen ausgesetzt sah, fand er sich endlich zum Nachgeben bereit, begnügte sich mit einer Kleinigkeit und liess uns frei ziehen. Die Neffen Schich Mustapha's, mit ächt ägyptischer Feigheit, riefen ihm noch aus der Ferne eine Menge Schimpfwörter zu, worunter „Hund“ und „Schwein“ die allerzartesten waren; so machten sie es wie die kleinen Hunde, die auch den Feind, je ferner sie von ihm sind, desto tapferer anbellen. Da der Wirth von der Schwelle seines Okals aus diese Prädicate mit Wucher zurückgab, jedoch nicht Miene machte, uns nachzueilen, so blieb der Muth dieser Kerle ungebrochen und ein wahres Concert von Schimpfwörtern erfolgte, wie nur Araber es anstimmen können. Mit Mühe gelang es dem vereinten Bestreben des Schich und meiner, diese Demonstration zu Ende zu bringen und nun begaben wir uns nach einer von einem

Aegypter gehaltenen Kaffeebude, wo mein ehrwürdiger Reisegefährte sein Absteigequartier gewählt hatte.

Diese Kaffeebude war von rohen Palmstämmen erbaut und somit noch etwas besser, als die zahlreichen Schilfhütten, in deren Mitte sie auf dem freien Platze Dschedda's lag, und welche theils auch Kaffeebuden, theils Barbierstuben, theils Kramläden vorstellten. Der Kaffeewirth, aus Kairo gebürtig, war ein alter Bekannter Schich Mustapha's, der für diesen alle möglichen Aufmerksamkeiten hatte und mich, da ich für dessen Freund galt, auch mit grosser Zuvorkommenheit empfing. Seine Kaffeebude bot uns den verhältnissmässig grossen Vortheil, dass er des Nachts Niemand darin schlafen liess, als den Schich, dessen Neffen und Freunde, im ganzen etliche zehn Personen, zu deren Zahl ich von heute an auch gehörte, denn bald sah ich ein, dass ich, bei der Ueberfüllung aller Okala, doch kein anderes Unterkommen würde finden können und mich folglich mit der freilich sehr unvollkommenen, aber im Vergleich zu dem eben Ausgestandenen dennoch verhältnissmässig grossen Bequemlichkeit des Uebernachtens auf einer Bank der Kaffeebude zufrieden geben müsse. Diess Nachtquartier, in dem ich allerdings die unschätzbare Einsamkeit nicht geniessen konnte, hatte wenigstens den Vortheil, dass ich hier nicht durch beständigen Lärm belästigt wurde und, wenn die Gesellschaft auch keine feine war, so befand ich mich doch in einem Kreis von Bekannten, an die ich mich bereits gewöhnt hatte und das hat auf der Reise seinen grossen Werth, was jedermann

zu schätzen wissen wird, der sich in uncivilisirten Ländern schon allein befunden hat. Das Alleinreisen, schon in civilisirten Ländern nicht angenehm, ist es in uncivilisirten doppelt, ja dreifach, was ich schon oft durch bittre Erfahrung erprobt hatte. Aus keinem andern Grunde, als um öffentlich keinen Augenblick allein zu sein, hatte ich auch Ali mitgenommen. Ich sage öffentlich, denn im Hause weiss ich die Einsamkeit so gut zu schätzen, wie irgend jemand. Aber vor den Leuten darf der Reisende nicht allein dastehen, wenn er nicht ganz für einen Vagabunden gelten will, namentlich in Kaffeehäusern und andern öffentlichen Orten darf er sich nicht allein zeigen, wenn er Anspruch auf die Achtung seiner Mitmenschen machen will; denn von dem Alleinstehenden hegt man fast immer eine schlechte Meinung, von ihm zieht sich jedermann zurück, er ist der Ahasverus, der freund- und freudlos die Erde durchwallt.

Nun war ich also für die drei oder vier Tage, welche ich in Dschedda noch verweilen sollte, geborgen. Ich konnte sogar mich auf Stunden aus dem Kaffeehause entfernen, um mich in der Stadt umzusehen, da mein Gepäck sich hier unter guter Bewachung befand. Meinen ersten Gang musste ich natürlich einer Moschee zuwenden und dort, als frommer Hadsch, meine Andacht verrichten. Dann trieb ich mich mit Ali und zwei der Neffen Schich Mustapha's sowohl in den regelmässigen Strassen, als in dem Labyrinth von Schilfhütten und Palmstammbuden herum, welches den häuserlosen Theil innerhalb der Stadtmauern Dschedda's ausfüllt. Hier

war es mir vergönnt, Beobachtungen über die Bewohner der Stadt der Aeltermutter, ihre Racenverschiedenheit, ihre abwechslungsvollen Physiognomieen, die mannigfaltigen Formen ihres öffentlichen Lebens und Verkehrs, ihr buntes, launenhaft wechselndes Costüm, kurz, über alles anzustellen, was einen Ethnologen im äusserlichen Erscheinen und Auftreten ihm bisher völlig unbekannter Völker interessirt. Die Einwohnerschaft Dschedda's ist eine bunte Musterkarte verschiedener Völker des Orients, ja, zur Zeit der Pilgerfahrt, aller Völker des Islam. Von den ursprünglichen Bewohnern dieser altarabischen Stadt ist so gut wie nichts übrig geblieben. Sie sind grösstentheils während der Epoche der Wahabiherrschaft, als die Pilgerfahrt nach Mekka beinahe aufgehört hatte und sein Hafen Jahre lang fast unbenutzt blieb, ausgewandert und nur in sehr geringer Anzahl zurückgekehrt. Dennoch sollte ich einen von diesen wenigen kennen lernen. Es war diess ein gewisser Mohamed Raïs, der, wie sein Name aussagt, früher Schiffscapitän, wahrscheinlich Seeräuber gewesen war. Seines Handwerks war er jetzt Sklavenhändler und stand im Ruf, sehr reich zu sein. Er reiste zuweilen nach Aegypten und hatte auf einer seiner Reisen Schich Mustapha und dessen Neffen kennen gelernt, denen er nun hier begegnete und sie, sowie mich, der ich in ihrer Gesellschaft war, freundlichst bewillkommte und nach seinem Hause einlud. Wir gingen also nach dem Hause des alten Korsaren, um dort den unvermeidlichen Kaffee einzunehmen, der uns von jungen Negersklaven in zierlichen, perlumringten Tässchen von chinesischem

Porcellan mit feinen, silbernen Untergestellen von ostindischer Filigranarbeit aufgetragen wurde. Das Haus des Mohamed Raïs lag in der Saka el kebir, d. h. der „grossen Strasse“ und war ein zwar nur einstöckiges, aber ziemlich stattliches Gebäude. Da in diesem Hause nur männliche Sklaven waren und die weiblichen, sowie der Harem des Raïs sich in einem andern befanden, so konnten wir alle Gemächer betreten und ihre verhältnissmässig schöne Ausschmückung bewundern. Die Wände waren in einem kleinen Zimmer, welches den Namen eines „Boudoirs“ verdient hätte, ganz mit Perlmutter ausgelegt, in dessen glänzender Umrahmung kleine Spiegel und hie und da vergoldete Tafeln mit buntgeschriebenen Koranversen angebracht waren. In diesem allerliebsten Zimmerchen, auf dessen Boden feine indische Palmblattmatten lagen und das eine schöne chinesische Lampe schmückte, befand sich ein Divan mit kostbaren Kaschmirshawlen bedeckt. Auf diesem luxuriösen Möbel lud uns der Raïs ein, Platz zu nehmen und zwar wies er mir zu meiner gerade nicht angenehmen Ueberraschung den Ehrenplatz an, denn der schlaue Mann hatte bald gemerkt, dass ich kein Pilger gewöhnlicher Art sei. Der Vielgereiste kannte die Welt und die Menschen und ich zitterte innerlich, dass ihm irgend ein böser Geist von der Wahrheit, was meine Nationalität und Religion betraf, eine Ahnung geben möge. Zum Glück war dies nicht der Fall. Ich spielte meine Rolle als Maghrebi auf's natürlichste und gewann den Raïs ganz für mich, dadurch, dass ich erklärte, ich wünschte von ihm, zwar nicht jetzt, aber bei meiner

Rückkehr von Mekka, einen Sklaven zu kaufen, woran ich natürlich nicht dachte, denn ich hatte schon mit Ali übrig genug, aber diese kleine Lüge machte mir auf einmal Mohamed Raïs zum Freunde.

Der Reichthum dieses Biedermannes stammte, wie gesagt, aus einer nach europäischen Begriffen sehr unreinen Quelle, nämlich aus dem Sklavenhandel. Ich habe schon oben bemerkt, dass in neuester Zeit die englischen und französischen Regierungen sich alle Mühe zur Unterdrückung des Sklavenverkaufs gaben und noch geben und dass sie auch wirklich von der türkischen Regierung ein Gesetz erzwungen haben, welches diesen Handel verbietet. Aber der türkischen Regierung ist es mit diesem Gesetz nicht Ernst, wovon der beste Beweis der ist, dass jener Handel nach wie vor, freilich im geheimen, betrieben wird. Meist werden die Seelenverkäufer ganz unbelästigt gelassen, zuweilen freilich giebt sich irgend ein Pascha die Miene, als wolle er ihr Treiben unterdrücken, wo sie aber stets sich durch Bestechung Straflosigkeit erkaufen können. Geht es sehr schlimm, und ordnet, was beinahe beispiellos ist, der Pascha, von europäischen Consuln dazu aufgefordert, eine Haussuchung bei dem Sklavenhändler an, so versteckt dieser, durch bestochene Diener des Pascha's oder durch den bestochenen Würdenträger selbst im Voraus gewarnt, schnell seine Sklaven und Sklavinnen in befreundeten Häusern, so dass die Polizei, die sich manchmal, um ihren guten Willen zu zeigen, von Consularbeamten begleiten lässt, doch nichts vorfindet und die Consuln angeführt sind. Mohamed Raïs genirte sich nicht,

uns die kleinen Kniffe, die Bestechungen, und mannigfaltigen Ausflüchte, zu denen ihn sein Handwerk nöthigte, einzugestehen, denn, da er mich zum Glück für einen Muselmann hielt und auch meine Gefährten Moslems waren, so brauchte er keine Enthüllungen zu fürchten, da ein Muselmann überhaupt nur selten, in der Sache des Sklavenhandels aber so gut wie nie den Spion spielt. Nichts scheint den Mohamedanern ungerechter, ja unheiliger, als dieses Verbot des Sklavenhandels, welchen ja der Koran autorisirt; sie wissen freilich wohl, dass es nur auf den Wunsch europäischer Mächte erlassen wurde, aber gerade das wurmt sie, dass eine rechtgläubige Regierung gegen die Ungläubigen eine so strafbare Nachgiebigkeit zeigt. Die Engländer, die zur Aufhebung des Sklavenhandels in allen Welttheilen sich am thätigsten zeigen, freilich oft dabei ohne allen Tact und ohne irgend welche Rücksicht auf die Religion und geheiligten Gebräuche der verschiedenen Völker zu Werke gehen, sind auch desshalb bei den Moslems verhasster als irgend eine andre Nation. Auch Raïs Mohamed konnte diese rothhaarigen Kufara (Ungläubige), wie er die Engländer nannte, nicht ausstehen. Er erzählte uns mit vor Freude strahlendem Gesicht einen Streich, den er einem englischen Missionar vor einigen Jahren gespielt hatte und der für die Zustände dieses Landes so bezeichnend ist, dass ich nicht umhin kann, ihn hier zu erzählen und zwar, um die Localfarbe beizubehalten, mit den eignen Worten des Raïs, die ich beinahe wörtlich zu übersetzen suchen will.

„An der Küste von Sansibar (Zanzibar)," so er-

zählte Raïs Mohamed, „lebte vor etlichen fünfzehn Jahren ein verfluchter Engländer, der ein Geschäft daraus machte und dafür gute Bezahlung erhielt, dass er Eingeborene des Landes, welche bekanntlich alle Neger vom Stamme der Suawili und Wanika sind, zu seinem gottlosen Glauben bekehrte. Wären diese Neger Moslems gewesen, so würden natürlich alle seine Bemühungen umsonst geblieben sein; aber sie waren Götzendiener und, obgleich die meisten von ihnen ihrem angestammten Glauben treu blieben, so fanden sich doch einige, welche für Geld oder Esswaaren oder Tabak sich dazu bewegen liessen, Christen zu werden. Die klügsten unter diesen Neubekehrten liess der Engländer Handwerke erlernen, wodurch sie für ihn und seine Landsleute, ja für jeden, der sie in seinen Dienst nahm, höchst nützlich wurden. So hatte er unter andern auch einmal zwei Negerjünglinge bekehrt und in nützlichen Handwerken unterrichten lassen. Der eine war ein Schreiner, der andere ein Schlosser geworden und beide zeigten solche Geschicklichkeit, dass der Engländer beschloss, sie nach seinem Vaterlande zu senden, damit sie sich dort in den erlernten Handwerken vervollkommnen möchten. Er schickte sie also nach Aden, wo die verfluchten Ungläubigen eine Colonie haben und von dort sollten sie mit einem englischen Segelschiff nach Sues und von da weiter nach Alexandrien und Malta, ja zuletzt bis nach England befördert werden. Zum Glück bekam ich Wind von dieser Sache und auch davon, dass jenes Segelschiff in Dschedda anlegen würde, und ich beschloss sogleich, mich durch eine List dieser beiden Jünglinge zu bemächtigen und sie

als Sklaven, natürlich für einen sehr guten Preis, zu verkaufen, da sie ihrer Handwerksgeschicklichkeit wegen sehr werthvoll waren. Ein Geschäftsfreund in Aden hatte mir geschrieben, dass die jungen Neger allein reisten, das heisst, dass kein sie bewachender Engländer sie von Aden aus begleitete, indem man sie schon für hinlänglich fest in ihren neuen Grundsätzen hielt, um sie allein reisen lassen zu können. Nur dem Capitän des Segelschiffs, einem gutmüthigen Branntweinsäufer, wie es deren in England so viele giebt, waren sie anvertraut worden. Dieser Biedermann beschäftigte sich jedoch nicht viel mit den Jünglingen, so dass es mir leicht wurde, dieselben bei ihrer Ankunft in Dschedda ans Land zu locken, indem ich mich unter einem Handelsvorwand an Bord schlich und ihnen glänzende Beschreibungen von dem üppigen Leben in den Kaffeehäusern von Dschedda, von den Tänzerinnen und andern Vergnügungen machte, welche sie dort erwarteten, so dass die Jünglinge nicht widerstehen konnten und sich auf dem kleinen Nachen, der mich nach der Stadt zurückführte mit mir einschifften, in der Absicht, in Dschedda einige Stunden des Genusses zuzubringen. Das erste, was ich bei ihrer Landung that, war, sie nach meiner Wohnung zu bringen, wo ich sie unter Schloss und Riegel setzte und von nun an als meine Sklaven betrachtete. Jetzt blieb mir noch übrig, den englischen Capitän zu täuschen. Diess war nicht so schwer zu bewerkstelligen, als man es sich vielleicht vorstellen mag. Ich liess meine sämmtlichen Negersklaven die Revue passiren und entdeckte wirklich zwei unter ihnen, welche mit

den beiden geraubten Jünglingen eine gewisse Aehnlichkeit besassen. Diese Aehnlichkeit suchte ich noch dadurch zu vermehren, dass ich ihnen die Haare auf gleiche Art wie die der Handwerker, stutzen, und Ohrringe, wie sie die Sansibarneger tragen, anhängen liess. Darauf mussten sie mit den beiden Jünglingen, deren Doppelgänger sie vorzustellen bestimmt waren, das Costüm wechseln und nun schickte ich sie an Bord des englischen Segelschiffs, nachdem ich ihnen vorher aufs strengste anempfohlen hatte, auf dem Schiff bis zur Abfahrt von Dschedda kein Wort zu sprechen und auch später grosse Schweigsamkeit zu beobachten, da nur durch strenge Befolgung dieser Vorschrift ihnen das Glück zu Theil werden könne, aus Verwechslung nach England gebracht zu werden, wo sie, so machte ich sie glauben, das köstlichste Leben von der Welt führen würden. Die armen Teufel scheinen ihre Rolle gut gespielt zu haben, denn ich hörte niemals etwas davon, dass der Betrug entdeckt worden sei. Der londoner Correspondent des Engländers von Sansibar mag aber nicht wenig gestaunt haben, als er statt der beiden bereits halbcivilisirten jungen Handwerker zwei rohe Naturkinder ankommen sah, die von irgend einer nützlichen Beschäftigung nicht die geringste Ahnung besassen. Was jedoch die beiden geraubten Jünglinge betraf, so machte ich mit ihnen ein höchst vortheilhaftes Geschäft, indem ich sie um das vierfache des Werthes ihrer Stellvertreter nach Mekka verkaufte, wo kein Engländer sie entdecken wird, denn jene heilige Stadt darf bekanntlich kein Ungläubiger betreten."

So erzählte Mohamed Raïs unter den Beifalls-

bezeugungen der Aegypter, während ich mich eines gewissen Grauens nicht erwehren konnte, denn selten noch war mir so viel Cynismus bei solcher boshaften Verschmitztheit vorgekommen. Aber, mochte ich innerlich den Sklavenhändler auch noch so sehr verdammen, äusserlich war ich genöthigt, ihm Beifall zu heucheln. Durch diesen wenig aufrichtigen Beifall wurde der alte Seeräuber ermuthigt, uns noch einige Geschichtchen aus seinem früheren Leben aufzutischen, die, alle gleich erbaulich wie das obige, aber nicht immer so unblutig waren. Einmal hatte er bei einer Haussuchung, welche ein nicht hinlänglich bestochener Pascha in Begleitung eines englischen Consularbeamten bei ihm anstellte, drei Negersklaven in einen Koffer eingesperrt und denselben zum Fenster hinausgeworfen, wo dann die armen Schwarzen das Genick brachen.

„Ein schwerer Verlust“, seufzte er, „diese Neger kosteten mich wenigstens hundert Thaler.“

Ein ander Mal hatte er eine Oeldscha (weisse Sklavin) um ihre Anwesenheit in seinem Hause zu erklären, einem seinerKnechte zur Frau geben müssen.

„Auch ein Verlust“, meinte er, „denn, obgleich ich sie meinem Knechte später wieder abnahm und verkaufte, so wäre sie doch als Jungfrau zweitausend Piaster mehr werth gewesen.“

Er klagte viel darüber, dass der Handel mit Weissen, der doch der vortheilhafteste von allem gewesen sei, jetzt nicht mehr recht ginge. Die Circassierinnen würden immer seltner, Georgierinnen gebe es schon gar nicht mehr und das Erziehen von jungen Araberinnen und Türkinnen, die man als Skla-

vinnen im geheimen verkaufe, könne er nicht übernehmen, da das die Sache der Frauen sei. Junge, weisse männliche Sklaven seien selbst um theures Geld nicht mehr zu bekommen. Dennoch würde öfters von reichen Türhen nach solchen nachgefragt. Aber er wolle sich nicht mehr in diesen Handel einlassen, da man dabei sich den grössten Betrügereien aussetze, indem, wenn man ja einmal einen weissen Knaben zu kaufen bekäme, es sich am Ende fast immer herausstelle, dass der Junge freier Aeltern Kind sei, die ihn aus List verkauften, um das Geld einzustecken und ihren Sohn schliesslich doch wiederzubekommen, da der kleine Schelm dazu abgerichtet sei, bei der ersten besten Gelegenheit seinem Käufer durchzugehen und zu seinen Aeltern zurückzukehren, gegen welche man selten gerichtlich einschreiten könne, weil sie gewöhnlich, wie ächte Vagabunden, den Aufenthalt stets wechselten. So sei es ihm schon mehrmals gegangen. Einmal habe er in Smyrna einen Knaben gekauft, der ihm davonlief und von dem er später hörte, dass er der Sohn eines dortigen Kaffeewirthes war, der mit dem erschwindelten Kaufpreis gleich auswanderte. Ein ander Mal hatte man ihn mit einem jungen Soldaten angeführt, der vom Pascha reclamirt wurde, bei welcher Gelegenheit Raïs Mohamed nur mit Mühe der Bastonade entging. Vortheilhafter sei der Handel mit Eunuchen, aber auch der werde immer seltner, da jetzt nur noch die wenigsten Leute reich genug seien, solche bezahlen zu können.

Nachdem wir so eine Stunde lang den Klagen dieses Händlers von Menschenfleisch zugehört hatten,

verliessen wir sein gastliches Haus, nahmen von diesem ächten Dscheddauwi (Dscheddaner) Abschied, welcher mit einigen zwanzig andern Familien, deren Häupter meist Geldwechsler sind, die alte Race der ursprünglichen Dscheddabewohner repräsentirt, und begaben uns wieder in die Strassen Dschedda's, wo ich meine Beobachtungen über dessen Bewohnerschaft fortsetzen konnte. Dieselbe besteht, wie erwähnt, zum grössten Theil aus eingewanderten Fremden, Moslems aus allen Gegenden von Arabien, von Aegypten, Nubien, und nicht wenigen Indiern. Juden giebt es jetzt keine mehr in Dschedda, wo sie früher das Wechselgeschäft ausschliesslich in Händen hatten, von wo sie aber zur Zeit des Wahabikrieges vertrieben wurden, um nicht wieder zurückzukehren. Ihren Platz haben theils die ächten Dscheddauwia, deren es freilich nur mehr sehr wenige giebt, die aber zum Handel grosses Talent besitzen, theils ostindische Mohamedaner aus Bombay und Sind eingenommen, so dass jetzt alle Wechselstuben, welche hier eine nicht unwichtige Rolle spielen, in den Händen dieser beiden Nationalitäten sind. Die eigentlichenBankgeschäfte werden jedoch ausschliesslich von Indiern betrieben. In den Wechselstuben findet man fast alle Münzsorten Südeuropa's und Ostasiens: die türkische Lira von 100 Piastern, das französische Zwanzigfrankenstück, den österreichischen Ducaten, die alte venetianische Zechine, die spanische Dublone und selbst die englische Guinee sind nicht selten, obgleich diese Goldmünzen im Vergleich zu dem Silber, für das alle orientalischen Völker eine grosse Vorliebe haben. verhältniss-

mässig weniger gesucht werden. Die meisten Pilger suchen ihr Gold in Dschedda in Silber umzuwechseln, da in Mekka das letztere sich einer fast ausschliesslichen Beliebtheit erfreut. Die gangbarsten grösseren Silbermünzen sind der in Europa jetzt fast unbekannt gewordene Maria-Theresienthaler und zwar nicht der Kronenthaler, sondern derjenige, welcher zwei Gulden Conventionsmünze oder zwei Gulden vierundzwanzig Kreuzer rheinisch, also ungefähr fünf Franken gilt, aber hier immer, seiner Gesuchtheit wegen, den Cours von sechs Franken und darüber erreicht und der alte spanische Thaler, und zwar nur der, auf dem die Säulen des Hercules abgebildet sind, während der andere, säulenlose Thaler, welcher doch in Spanien ganz gleichen Werth mit jenem hat, hier nicht höher wegkommt, als ein französisches Fünffrankenstück. Den Mariatheresienthaler nennt der Araber Bu Ensser, d. h. den „Vater des Adlers“, wegen des auf ihm befindlichen österreichischen Wappens, und den spanischen Säulenthaler Bu el Metfa, d. h. den „Vater der Kanone“, denn für Kanonen halten die gewöhnlichen Araber die Säulen. Diese beiden Münzsorten nennt der Araber Rial, die eine Rial Bu Ensser, die andere Rial Bu Metfa. In diesem Worte „Rial“ liegt übrigens für den geizigen Araber der Ausdruck der höchsten Glückseligkeit und grössten irdischen Wonne. Ausser diesen beiden beliebtesten Thalern sieht man noch französische Fünffrankenstücke und türkische Medschidi's und als kleinere Silbermünze türkische Beschlik und Piaster, während die einzig gültigen Kupfermünzen Para's oder Fatha's, türkisch Girsch genannt,

sind, von welchen gesetzlich vierzig auf einen Piaster gehen, welcher gesetzliche Werth jedoch nicht festgehalten wird, da zur Pilgerzeit das Kupfer so gesucht ist, dass man oft das doppelte seines Werthes zahlen muss, um solches zu bekommen. In keinem Lande der Welt ist überhaupt der Cours der Münzsorten solchen beständigen Schwankungen unterworfen, wie in der Türkei und zwar wechselt der Cours des Silbers und Goldes oft in einer Woche um zwanzig, der des Kupfers um vierzig Procent und ebensoviel Unterschied besteht oft zwischen einem und einem andern Geldmarkte. So war bei meiner Ankunft in Dschedda das französische Fünffrankenstück ungefähr fünfundzwanzig, der türkische Medschidi zweiundzwanzig Piaster werth, während einen Monat später der Werth des einen dreissig, der des andern sechsundzwanzig Piaster betrug. Para's konnte man vor der Pilgerfahrt für einen Piaster kaum zwanzig bekommen, während nach derselben fünfunddreissig, ja selbst die legalen vierzig leicht zu erlangen waren. Dieser Unterschied im Cours rührt ohne Zweifel zum Theil von der Münzfälschung, welche die Regierung selbst vornimmt, zum Theil von der wucherischen Speculation der Geldwechsler her, zuweilen ist er jedoch das Resultat einer willkührlichen Massregel des Provinzialgouverneurs, der sich oft erlaubt, den Cours der Münzsorten nach seinem Belieben festzusetzen und ihn dann plötzlich launenhaft zu verändern, aus welcher Veränderung er natürlich den grössten Vortheil zieht. So erzählte man mir, dass der Pascha von Dschedda vor der Steuerzahlung jedesmal den Cours aller Münzsorten (natürlich ausser dem

einzelnen Piaster, welcher die Münzeinheit bildet, der aber in specie sehr schwer zu bekommen ist) herabzusetzen, und einige Tage nach der Zahlung wieder höher anzusetzen pflege. So bestimme er z. B. vor der Steuerzahlung, dass der türkische Medschidi nur zu zwanzig Piaster bei den Staatskassen angenommen werden solle, was freilich noch immer mehr, als der Nominalwerth des Medschidi, aber viel weniger als sein Cours ist. Haben nun alle Bewohner Dschedda's ihre Steuern in Medschidi's gezahlt, welche sie zum Preis von 22—26 Piastern kaufen müssen, um sie der Regierung für nur zwanzig Piaster zu geben, dann hebt der Pascha plötzlich seine Verordnung, welche den Preis des Medschidi festsetzt, auf, und die Folge davon ist, dass diese Münze bald wieder ihren früheren Cours erreicht. So geht es nicht nur mit dieser, sondern mit jeder andern Münze. Da der einzelne Piaster die Münzeinheit ist und man sich um den nominellen Werth der Geldstücke von fünf, zehn oder fünfzehn Piaster gar nicht kümmert, sondern ihren Cours dem willkührlichsten Schwanken überlässt, so folgt daraus die grösste Verwirrung. Ein Beispiel davon sind die Beschlik, die fünf Piasterstücke, die bald vier, bald sechs, ja sieben Piaster, fast nie aber geradezu fünf Piaster gelten, was doch ihr Nominalwerth ist.

Uebrigens trägt an aller Münzdeteriorirung die türkische Regierung ursprünglich die Hauptschuld, welche schon seit Jahrhunderten jährlich schlechtere und immer schlechtere Piaster prägt, so dass der Werth dieser Münzeinheit, welcher im Mittelalter ganz der eines spanischen Piasters (2½ Gulden rhei-

nisch) war, wesshalb ihm auch die Kaufleute diesen europäischen Namen gaben, jetzt auf den 35. Theil eines spanischen Thalers (4—5 Kreuzer rheinisch) herabgesunken ist. Die Geschichte des türkischen Piasters ist die Geschichte des türkischen Reiches, welches, wie seine Münzeinheit, von Jahr zu Jahr an Gehalt und Geltung verloren hat und verliert.

Die Araber aus Hadramaut haben den Kleinhandel, zum Theil auch den Grosshandel Dschedda's hauptsächlich in Händen. Diese alten Chatramotiten, wie sie Diodor, Plinius und Ptolemäos nennen, wandern von ihrem Wohnsitz im Süden der arabischen Halbinsel in Schaaren nach Dschedda und Mekka aus, wo sie durch ihre hervorragende Intelligenz sich zuweilen eine angesehene Stellung zu sichern wissen. Gewöhnlich fangen sie freilich damit an, die Rolle von Dienstboten, Lastträgern, Handlangern oder auch wohl Ladendienern zu spielen; wann sie aber, was bei ihrer fast beispiellosen Bedürfnisslosigkeit und ihrem zähen, ächt arabischen Geize nie ausbleibt, sich ein rundes Sümmchen erspart haben, dann thun sie, wenn sie nicht vorziehen mit dem ersparten in ihre Heimath zurückzukehren, selbst einen kleinen Laden auf, der oft in kurzer Zeit schon zu einem grossen wird, bis sie endlich so reich geworden sind, dass sie dem Detailverkauf entsagen können und nun nur noch im Grossen handeln. Was die äussere Erscheinung dieser intelligenten Menschen betrifft, so bieten ihre dunklen, jedoch keineswegs negerartigen Physiognomieen einen ächt arabischen Typus: lange, kühne Adlernasen zeigen ihren semitischen Ursprung aufs deutlichste an; ihr schwarzes, uncultivirtes, aber

zuweilen sehr feines Haar hängt in wilden Büscheln um ihr Haupt herum und wird nach Beduinensitte nur selten geschoren, wie diess ihre Voreltern schon zur Zeit des Plinius beobachteten, welcher bemerkt: „Arabes mitrati degunt aut intonso crine“; ihr Hinterkopf ist klein, während die Stirn fast immer eine edle Wölbung zeigt, was, wenn man der Wissenschaft Gall's Glauben beimessen will, sehr zu ihrem Vortheil spricht; Bart besitzen sie nur wenig und bekommen ihn auch nur spät; gewöhnlich haben die reifen Männer nur einen kleinen Schnurbart und manchmal einen ziegenartigen Kinnbart. Bekanntlich bemerkt Plinius, dass die Araber den Bart nur auf der Oberlippe (barba abraditur praeter in superiori labro) stehen liessen; vielleicht wurde er durch die natürliche Abwesenheit des Bartes auf den andern Gesichtstheilen zu diesem Irrthum geführt, denn die Araber, mit Ausnahme der jungen Männer in den Städten, lassen immer ihren ganzen Bart stehen, sei er auch noch so schwach oder noch so stark und stutzen ihn nur ein wenig, damit er nicht das Ansehen eines Judenbartes bekomme, auch haben sie es gewiss zur Zeit des Plinius nicht anders getrieben, da diess Volk sich im Laufe der Jahrtausende so gut wie gar nicht verändert hat.

Die Haupthandelsgegenstände, welche sich in Händen der Hadharema (Araber aus Hadramaut) befinden, sind Zucker, Bohnen, hartes Schiffsbrod, geräuchertes Fleisch und Fische, eingemachte Früchte, Specereien, kurz fast alle Artikel, welche die Gewürzkrämer in andern Ländern feilzubieten pflegen, mit Ausnahme des Kaffees, welcher sich fast ausschliess-

lich in Händen der Jamania (Araber aus Jemen), in deren Vaterlande der berühmte Mochakaffee wächst, befindet und der hier wirklich beispiellos wohlfeil wegkommt. Die indischen Waaren sind begreiflicher Weise in Händen der Mohamedaner aus Ostindien, von wo jedes Frühjahr mit den letzten Südmonsuns kleine Handelsflotten nach Dschedda kommen, welche Zucker, Indigo, Baumwolle, Gewürze aller Art, Henna (das rothfärbende Kraut, lawsonia inermis), Corallen, Edelsteine, seidene und halbseidene Stoffe, Kaschmirshawle und Kaschmirschärpen, feine und gröbere Palmstrohmatten, Elfenbeinarbeiten und verschiedene chinesische Luxusartikel einführen, welche sämmtliche Handelsgegenstände von den reichen indischen Kaufleuten, die sich in Dschedda niedergelassen haben, gewöhnlich in ganzen Schiffsladungen gekauft und in spanischen, in neuester Zeit auch oft in französischen Thalern bezahlt werden, welche Münzsorten im Frühjahr immer sehr gesucht sind und desshalb einen sehr hohen Curs erreichen, da die Indier nur baares Geld und zwar nichts als Silber, am liebsten spanische Thaler, nehmen.

Die hier angesiedelten Indier behalten das Costüm ihres Vaterlandes, die langen weiten Beinkleider, welche den europäischen ähnlicher sehen, als irgend ein orientalisches Kleidungsstück, den weissen oder bunten baumwollenen Kaftan, die gewohnte Schärpe, ihren eigenthümlichen Turban, in Dschedda fast immer bei und sind so durch ihre Kleidung ebenso kenntlich, als durch ihre schönen dunklen, regelmässigen Physiognomieen, denen alles negerartige fehlt, durch ihre ausdrucksvollen, grossen Augen und

durch ihre zwar mageren, aber doch graziösen Körperformen. Unter ihnen soll es die reichsten Leute geben, namentlich gehört der Crösus von Dschedda zu ihrem Volke. Dieser Millionär, der mir gezeigt wurde, war früher Sklave gewesen und führt auch jetzt noch den Namen El Jesra, oder El Oeldsch (d. h. der Sklave, eigentlich der weisse Sklave im Gegensatz zu El Memluk, der Negersklave). Er war mit seinem Herrn, der ihn vor fünfzig Jahren in Ostindien gekauft hatte, nach Dschedda gekommen, hatte sich dort die Freiheit und allmählig ein Vermögen errungen, welches immer stieg, bis er zuletzt zum Besitzer von einigen Millionen Thalern wurde. Er besitzt auch (etwas unerhörtes für einen Moslem) zwei oder drei Dampfschiffe. In seiner äusseren Erscheinung ist er mehr als einfach, trägt nur schlechte, alte und schmutzige Kleider und, was seine Bequemlichkeit betrifft, so hat er seine frühere Bedürfnisslosigkeit beibehalten, wohnt in einem sehr unscheinbaren Hause und geniesst nicht einmal recht die Freuden des Harems, indem mir Raïs Mohamed vorklagte, dass dieser geizige Millionär nur Negerinnen, die natürlich wohlfeil seien, und keine Oeldscha's (weisse Sklavinnen) kaufen wolle, welche per Kopf zwischen fünf bis zehntausend Piaster kosteten. Ich bemerkte dem Raïs, dass dieser Crösus bei seinen siebenzig Jahren wohl keiner Oeldscha's mehr bedürfe, aber hierauf antwortete er mir mit dem arabischen Sprichwort: „wer Geld hat, der ist immer jung“. Uebrigens würden, so meinte der Sklavenhändler, Harems oft nur zum Staat gehalten und darin hatte er Recht: denn es ist merkwürdig, wie

sehr in den Augen der Türken und Araber die Consideration eines Mannes zunimmt, wenn man von ihm behaupten kann, dass er eine Oeldscha besitze. Diese Oeldscha bekommt freilich niemand, ausser Frauen, zu Gesicht, aber jedermann kennt denjenigen, welcher eine Oeldscha sein eigen nennt, und achtet den glücklichen Besitzer dieses kostbaren Luxusartikels hoch. Der Besitzer einer Oeldscha wird als Kaufmann auch stets Credit bekommen und der Fall ist dagewesen, dass Kaufleute, die dem Bankrott nahe waren, sich durch den Ankauf einer weissen Sklavin zu neuer Ehre und Geltung und, was das wichtigste für sie war, zu neuem Credit verhalfen. Aehnlich ist es mit den Besitzern der Oeldsch (weissen männlichen Sklaven), aber, wie oben erwähnt, solche sind jetzt nahezu nicht mehr zu finden. Vielleicht hat in neuester Zeit (1864) bei der massenhaften Einwanderung in die Türkei der durch Russland besiegten Tscherkessen, welche stets ihre eignen Kinder zu verkaufen pflegen, der Handel mit weissen Sklaven und Sklavinnen einen neuen Aufschwung genommen. Als ich meine Wallfahrt nach Mekka machte, lag er jedoch gänzlich darnieder.

Ausser den mohamedanischen Indiern findet man in Dschedda, wie in allen arabischen Städten, Mekka selbst nicht ausgenommen, auch heidnische, Banianen oder Brahmanen. Diese pflegen jedoch nicht ihren dauernden Wohnsitz hier aufzuschlagen, sondern bleiben gewöhnlich nur einige Monate, vom Frühjahr bis Spätsommer, daselbst, wann sie dann nach ihrem Vaterlande (meistens sind sie aus Surate oder Bombay) zurückkehren, um im Frühjahr

mit den indischen Handelsflotten wiederzukommen. Sie werden von den Moslems aufs äusserste verachtet, woran einestheils ihr Götzendienst, anderntheils ihre Heuchelei Schuld ist, indem sie manchmal, um die heilige Stadt Mekka besuchen zu können, äusserlich Moslems werden und alle Gebräuche des Islam mitmachen, um später, nachdem sie in Mekka ihre Handelszwecke erreicht haben, wieder zu ihrem alten Heidenthum zurückzukehren. Ja! es wurde mir versichert, dass in Mekka eine ganze Colonie von Banianen (Götzendienern) und auch einige Parsen (Feueranbeter) des Handels wegen ansässig seien, welche sich äusserlich durchaus wie Moslems geberdeten und vorgäben, zum Islam übergetreten zu sein, da sie sonst die heilige Stadt nicht bewohnen könnten, welche aber in ihren Herzen dennoch die verstocktesten Heiden geblieben seien und im geheimen ihre gottlosen Gebräuche feierten.

Die Neger liefern auch ein ansehnliches Contingent unter der Bewohnerschaft Dschedda's. Sie bilden das niedrigste Proletariat und sind gewöhnlich befreite, mitunter auch wohl entlaufene Sklaven, die zum Arbeiten zu faul sind und sich durch das Auflesen weggeworfener Esswaaren, durch Stehlen, oder durch die Almosen ernähren, welche die frommen, fremden Pilger ihnen spenden, denn von den ächten Arabern bekommen sie nie etwas, da diese bei ihrem unberechenbaren Geize diejenige Vorschrift des Korans, welche die Mildthätigkeit einschärft, gänzlich ausser Augen lassen, während sie die andern Gebote, welche kein Geld kosten, ziemlich pünktlich erfüllen. Aeusserlich leben die Neger in Dschedda fast wie

Beduinen, sie bewohnen Zelte oder Schilfhütten, sie halten Ziegen und Hühner, da sie in der Stadt nicht gut grössere Hausthiere halten können, sie kleiden sich ganz wie jene Wüstenbewohner, aber sie werden von den ächten Beduinen, deren auch viele in Dschedda ihren beinahe bleibenden Wohnsitz haben, aufs gründlichste verachtet.

Die Beduinen haben hier in Schilfhütten ihre kleinen Läden, in welchen sie die Producte ihrer Weidegründe, ihrer Hausthiere und ihrer Pflanzungen verkaufen, nämlich Milch von Kühen und Kameelen, Pferdefutter, Federvieh, Eier und Früchte mannigfaltiger Art, unter denen die Datteln den bei weitem ersten Rang einnehmen, wesshalb man auch die Beduinenläden oft schlechtweg Tmeria (Dattelbuden) nennt. Auch Butter verkaufen sie viel, welche überhaupt in der arabischen Küche heute noch, wie zur Zeit des Aelius Gallus, eine grosse Rolle spielt, von welchem römischen Feldherrn Strabo erwähnt, dass er und seine Truppen zu ihrem Horror in Arabien statt des Oeles die Butter als Speisebeimischung angewandt fanden.

Die Beduinen verheirathen sich nie mit Negerinnen, was jedoch die arabischen Städtebewohner oft thun; daher kommt es, dass im Laufe der Jahrhunderte die städtische Bevölkerung Arabiens beinahe mulattisch geworden ist, während die Landbevölkerung den ursprünglichen arabischen Typus rein bewahrte. So sieht man auch in Dschedda unter den Bürgern viele Mulatten- und Quadronengesichter, in Mekka noch mehr, ja fast alle Schörfa (Nachkommen des Propheten) d. h. die vornehmsten Geschlech-

ter, sind in Dschedda und Mekka beinahe Neger und stehen somit, was ihre Race betrifft, trotz ihres Adels von väterlicher Seite, dennoch in Wirklichkeit jetzt tief unter den Beduinen.

Die Bürgerschaft Dschedda's, worunter natürlich nicht die oben beschriebenen Kaufleute aus Indien und Hadramaut, welche nur selten Zeitlebens hier bleiben, sondern solche Kaufleute und Handwerker und ihre Kinder gemeint sind, welche sich ganz in dieser Hafenstadt angesiedelt haben, besteht, neben einer sehr kleinen Anzahl ächter Dscheddauwia, hauptsächlich aus hier ansässigen und einheimisch gewordenen Städtern aus Aegypten, Syrien, Palästina, Mesopotamien, selbst aus Kleinasien und Rumelien, welche theils Kleinhändler, theils Häuser- und Landbesitzer, zum bei weitem grösseren Theile aber Handwerker sind. Der Handwerkerstand ist überhaupt bei den Arabern d. h. bei den Städtern, nicht jedoch bei den Beduinen, im ganzen sehr geachtet; die Handwerker sind oft nach muselmännischen Begriffen gebildete Leute, ja nicht selten Schriftgelehrte, die den ganzen Koran auswendig wissen, die aber, da es im Orient Ueberfluss an Schriftgelehrten giebt und nur die wenigsten Anstellungen bei Moscheeen, Schulen, Universitäten finden können, genöthigt sind, ihr Brod auf eine für einen Gelehrten nach europäischen Begriffen sehr unwürdige Weise zu verdienen. Bei den Türken steht der Handwerkstand bekanntlich noch höher, ja so hoch, dass es früher Vorschrift war und glaube ich noch ist, dass jeder, selbst der vornehmste Türke, den Sultan nicht ausgenommen, ein Handwerk erlerne: so war z. B. Sultan Mahmud

Schreiner, Sultan Abdul Medschid Koch und der jetzige Sultan ist, glaube ich, Korbmacher, was an den Pastetenbäcker Ludwig den Fünfzehnten, und den Schlosser Ludwig den Sechzehnten von Frankreich erinnert; ich selbst kannte in Constantinopel einen Pascha, der das Schuhmacherhandwerk gelernt hatte und der sich noch in seinen Mussestunden damit beschäftigte, Stiefel zu verfertigen, die er dann seinen Freunden als Zeichen grosser Gunst zu schenken pflegte. In Dschedda ist das Schuhmacherhandwerk jedoch nicht sehr angesehen, ja es würde seinen Mann hier wohl kaum ernähren, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die meisten Leute barfuss gehen, die einen wie die Pilger aus religiöser Pflicht, die andern wie die Neger, Beduinen und gemeineren Hadarema aus Armuth; selbst die reicheren Kaufleute tragen oft nur Sandalen und, wenn ja einmal einer ein Paar Schuhe bedarf, so kauft er sich ein solches, das schon fertig aus Aegypten, woher man alle Lederartikel bezieht, geschickt wurde.

Die Schneider stammen zum grösseren Theile aus Kairo und Syrien; sie verfertigen jedoch nur arabische Kleidungsstücke, da alle hier angesiedelten Aegypter und Türken die Landestracht anzunehmen pflegen. An den Pilgern haben sie begreiflicherweise keine guten Kunden, da dieselben ja keine Kleider, sondern nur die zwei Moharem (Umschlagtücher) tragen, welche den Ihram (das Pilgergewand) bilden. Die städtische Landestracht Mittelarabiens, des Hedschas und Tehama, ist sehr kleidsam und verdient wohl eine nähere Beschreibung. Sie besteht erstens aus einem anschliessenden langen Kaftan von Baum-

wollstoff oder syrischer Halbseide, worunter Aladscha (gestreifte Halbseide) und Garmasud (einfach-gefärbte Halbseide) die beliebtesten Arten sind, zuweilen wird auch Homsi (ein Leinwandstoff, der aus der syrischen Stadt Homs kommt) hierzu genommen; ferner aus einer langen, bauschigen Hose (arabisch Sarual, das Sarabella der Römer), welche bis an die Knöchel geht und mit ihren Falten sogar auf die Füsse hinabhängt, so dass sie unter dem ebenfalls sehr langen Kaftan zum Vorschein kommt; über den Kaftan wird um den Leib eine Schärpe aus Seide oder Kaschmir, bei den Aermern aus Baumwollstoff oder Wolle getragen, von welcher Schärpe zwei Zipfel herabhängen, welche eine einem Vorhang ähnliche Drapirung bilden; zuweilen bildet jedoch ein Tuch von hellerer Farbe als die Schärpe diese Drapirung, welches dann unter der Schärpe befestigt wird, und von dieser in der Form eines in der Mitte aufgehobenen Vorhangs niedergleitet; über den Kaftan ziehen dann die Aemeren den Badan, einen langen, sehr weiten, vorn offenstehenden Rock, der ärmellos ist, an, während die Reicheren sich der Dschebba oder des Benisch bedienen, eines Rockes, welcher dem Badan in den meisten Stücken gleicht, nur darin nicht, dass er lange, sehr weite Aermel, gewöhnlich von viel kostbarerem Stoffe, von auffallenderer Farbe hat und nicht selten mit kostspieligem Pelzwerk besetzt ist: ein wahrhaft absurder Luxus für das arabische Klima. Das Haupt wird mit den Tarbusch oder Fes bedeckt, um welches der Turbanti von Kaschmir, von Täbäni (indischem gestickten Seidenstoff) oder einfach von Baumwollstoff geschlungen wird. Diess Costüm ist

freilich zu kostspielig, um von Vielen in seiner ganzen, edlen Vollständigkeit getragen werden zu können. Aber in Dschedda sah ich doch vielleicht etliche hundert Menschen, welche dasselbe unzerlumpt trugen, was jeden, der mit orientalischen Städten vertraut ist, in welchen sonst die Lumpen eine so grosse Rolle spielen, in Erstaunen setzen und zu Gunsten der „Stadt der Aeltermutter" stimmen wird. In Mekka war es mir gegönnt, noch mehr anständig gekleidete Leute zu sehen, die meisten soll es jedoch in Medina geben, wohin zu gelangen natürlich mit mein Hauptstreben war, welches mir aber, wie der Leser unten sehen wird, leider vereitelt wurde. Was das Costüm der Beduinen betrifft, so ist es, bei den Schiach (Chefs) und den Wohlhabenderen ganz mit der oben bei el Imbu geschilderten Tracht der Limbauwia identisch: es giebt den Schneidern hier keine Beschäftigung, denn es besteht aus lauter Stücken, welche fertig vom Auslande kommen: die Kufia (das rothe seidene Kopftuch) aus Syrien; die Oeba (der Mantel) ebendaher; die Kamidscha (das baumwollene Hemd) aus Aegypten. Auch die Frauen geben den arabischen Schneidern hier nicht viel Beschäftigung, was sie doch in andern Ländern des Islam, z. B. in Algier und Tunis thun, wo sie oft kostbare, goldgestickte Jacken und Westen tragen, die von Männern verfertigt werden. Hier ist das einzige weibliche Kleidungsstück, welches eines Schneiders bedarf, die Sederija (wörtlich das Brüstchen) ein anliegendes Jäckchen oder Westchen, welches oben offen steht und der Brust freien Spielraum lässt, während es um den Leib fest zugeknöpft wird und so dem Busen

einen Halt gewährt; in dieser Beziehung leistet es denselben Dienst, wie ein europäisches Schnürleibchen und trägt so nicht wenig zur Conservirung eines der hervorragendsten weiblichen Reize bei, was jeder zu schätzen wissen wird, der den hässlichen Ziegenbusen einer Beduinin gesehen hat, denn die Beduininnen verschmähen die zweckmässige Sederija und ihre Brust bekommt desshalb sehr bald das Aussehen, als sei sie „aus dem Leim“ gegangen. Die Sederija ist bei den Aermeren von ägyptischem Cattun, bei den Reicheren jedoch von Seide, zuweilen sogar von Goldstoff gemacht. Die übrigen Stücke des weiblichen Costüms sind: das Ssaub, ein weites, weisses Faltenhemd mit sehr langen Aermeln, welches lose über die Sederija umgehängt wird; der Sarual, (Beinkleid) ähnlich dem, welches die Männer tragen; die Milaja, ein langes blau und weissgestreiftes Umschlagtuch aus Cattun, welches nur auf der Strasse getragen wird, wo dann die Frauen ganz in diese Milaja eingewickelt erscheinen und eben keinen schönen Anblick gewähren; das einzige, was von ihrer Tracht dann ausser der Milaja sichtbar bleibt, ist der Gesichtslappen, Barka oder Oedschar genannt, welcher von dickem, weissen Baumwollstoff ist und nichts von den Zügen der Schönen gewahren lässt.

Was die Schönheit der Frauen von Dschedda betrifft, so gestehe ich offen, darüber nicht urtheilen zu können, da ich keine einzige anständige Frau zu Gesicht bekommen konnte, und da diejenigen, welche das Prädicat „anständig“ nicht verdienen und deren man allerdings bei den hier herrschenden lockeren Sitten so viel sehen kann, als man nur immer Lust

hat, eben nicht aus Dschedda, sondern alle Fremde, meist Beduininnen, Negerinnen, Aegypterinnen sind. Unter diesen konnte ich wenig Schönheiten entdecken; die Beduininnen sind meist sehr mager und haben nur in der frühesten Jugend, im Alter von zwölf bis vierzehn Jahren, einen gewissen, jedoch äusserst flüchtigen Reiz, der schon oft nach dem dritten Lustrum ihres Lebens einer frühzeitigen Verwelktheit Platz macht; die Negerinnen und Abyssinierinnen sind hier dieselben wie überall; die Aegypterinnen werden sehr geschätzt, zwar sind sie selten schön zu nennen, aber sie besitzen fast immer künstlerische Fertigkeiten, wie Singen, Tanzen, Musiciren, welche sie beliebt machen. Die Beduininnen und Aegypterinnen haben eigenthümliche Begriffe über das, was nach ihrer Meinung ihre Schönheit erhöhen kann: sie finden es sehr reizend, schwarze Fusssohlen und Hände zu haben und färben sich dieselben desshalb mit Antimonium, aus dem sie die bekannte schwarze Schminke, welche man auch in Algier gebraucht, und Khal benennt, bereiten; von den Händen färben sie jedoch nur die inneren Seiten schwarz; auf Stirne, Brust und Wangen tättowiren sie sich und zwar hat jeder Stamm seine eigene Art, sich zu tättowiren, so dass man aus der Tättowirung des Gesichts jedesmal auf den Ursprung schliessen kann. Ausserdem gebrauchen sie das rothfärbende Kraut, das Henna (lawsonia inermis), mit welchem sie ihren Armen und Beinen oft einen schönen orangefarbenen Ton verleihen, dessen Farbe etwa vierzehn Tage anhält. Endlich haben sie auch noch eine grosse Vorliebe für eigentliche Schminke, d. h. solche, welche roth

oder weiss färbt und die sie meistens aus Europa beziehen, da die orientalisehe Schminke sehr viel zu wünschen übrig lässt. Natürlich können diess nur die Reicheren unter ihnen, dass heisst solche, welche besonders gute Geschäfte machen und die, da die meisten nur sehr schlecht bezahlt werden, kaum den zwanzigsten Theil des luftigen Weibervölkchens bilden. Die ächten unverfälschten Beduininnen verschmähen Europa's Kunst und kosmetische Mittel. Diejenigen jedoch, welche zwar auch beduinischen Ursprungs, aber doch durch längeren Aufenthalt in der Stadt, ja oft durch ihre Geburt in derselben, Städterinnen geworden sind, wissen sehr die Verschönerungsmittel europäischer Toilettenkunst zu schätzen und könnten einer Pariserinn in diesem Spiel Stiche abgeben. Freilich verstehen sie in den wenigsten Fällen die feineren Nüancirungen und Schattirungen der Gesichtsfärbekunst, und gehen gewöhnlich sehr plump dabei zu Werke. Mit dem Weiss färben sie sich das ganze Gesicht und bekommen so oft ein ganz unnatürliches Aussehen, was mit ihren schwarzen Augen und Haaren lächerlich contrastirt; auf den Wangen tragen sie dann dicke Massen rother Schminke auf, welche wie aufgeklebte Klatschrosen aussehen. Dazu kleben sie oft Goldblättchen auf die Stirne und zwischen die Augenbrauen; zuweilen wird die Linie, welche die Augenbrauen trennt, mit hellblauer Farbe bemalt: einige schmieren über diese ganze Farbekruste noch eine Lage flüssiger Butter, welche dem Teint jenen Glanz und jene Geschmeidigkeit verleihen soll, die die Orientalen so sehr lieben. So sehen diese Mädchen ungefähr aus, wie

jene Griechinnen vom Stande der Hetären zu Lucian's Zeiten, von denen dieser Satyriker sagt, dass ihr Gesicht, wegen der vielen darauf aufgetragenen rothen und weissen Materie, eher einer Eiterbeule, als einem menschlichen Antlitz, gliche. Ich würde jedoch diesen Damen Unrecht thun, wenn ich nicht erwähnen wollte, dass auch einige „rarae aves" unter ihnen sind, welche es in der Kunst, sich das Gesicht zu bemalen, zu einer wahren Virtuosität gebracht haben und die es verstehen, die Natur ebenso täuschend nachzuahmen, wie einige ihrer Schwestern in Eva in grossen europäischen Hauptstädten.

So wurde ich von dem ältesten Neffen Schich Mustapha's, der, ein ganz besonderer Verehrer des schönen Geschlechts, selbst in seinen tiefsten Versteigungen, zu sein schien, auf eine junge Almeh aufmerksam gemacht, welche eine der gepriesensten ihres Standes war. Sie wohnte in einem der lebhaftesten Stadttheile, in einem steinernen Hause, was für eine Person ihres Gelichters ein grosser Luxus war; dort besass sie zwei schöne, kleine Zimmerchen, in welchen sie die Auslese ihrer zahlreichen Verehrer zu empfangen pflegte; ich sage Auslese, denn sie war wählerisch, ja sehr wählerisch und unterschied sich dadurch auffallend von andern ihres Standes, die gewöhnlich diejenigen, welche sich um ihre Gunst bewerben, keiner strengen Kritik unterwerfen, sondern für alle, Arme wie Reiche, ein williges Gehör haben, wenn dieselben nur zahlen, und zwar wird nicht nach einem bestimmten Tarif gezahlt, sondern der eine giebt fünf Kreuzer für das, was der andere mit einem Thaler bezahlen muss, je nach

seinen Mitteln: eine dem Orient ganz eigenthümliche Erscheinung! Die schöne Hanifa, denn so hiess die Almeh, machte jedoch hierin eine grosse Ausnahme. Sie begnügte sich nicht mit dem ersten besten, wie die andern Frauen, wenn derselbe nur zahlen konnte, sei es auch noch so wenig. Nein! sie hatte, was sonst im Orient beispiellos ist, eine gewisse Summe als den Preis für Erlangung ihrer Gunst festgesetzt und diese Summe war nicht gering. So allein vermochte sie sich in einem Wohlstand und auf einer Höhe zu erhalten, welche von den andern Frauen ihres Standes vielfach angeneidet wurde. Man sieht, diese Dame sah, umgekehrt wie die Anzeigen in den Zeitungen, mehr auf Geld, als auf gute Behandlung, was ihr übrigens glückte, denn sie war jung und schön und gutgeschminkt, und die Zahl ihrer Verehrer war Legion.

Zu Hanifa also führte mich mein cynischer, junger Reisegefährte und ich liess mich geduldig führen. Was thut man nicht alles auf Reisen, um Sittenstudien zu machen? Hanifa mochte vielleicht fünfzehn Jahre zählen, sie war gut gewachsen, klein und fett, und hatte ein überaus liebliches, rundes Kindergesichtchen. Ihre Füsschen waren voll und dick, ihre Händchen mit kleinen Fettmassen förmlich gepolstert. Ihre Körperfülle, die übrigens keineswegs schwerfällig war, sondern mehr der Kugelrundheit eines sehr wohlgenährten, gesunden Säuglinges glich, bildete so einen auffallenden Gegensatz gegen die Eckigkeit und Magerkeit anderer Beduininnen, und doch war Hanifa eine Beduinin, obgleich in Dschedda geboren und erzogen. Woher kam diese auffallende

Verschiedenheit? Das Räthsel sollte mir noch vor meinem Weggehen aus ihrem Hause erklärt werden. Die Mutter der Schönen, selbst eine ausgediente Almeh, kannte den Geschmack der Türken und Orientalen überhaupt, welche nur fette und runde Formen reizend finden, und hatte desshalb ihre Tochter vom zehnten Jahre an förmlich gemästet. Dieses Mästen von jungen Mädchen ist überhaupt im Orient nichts ungewöhnliches. Am liebsten bedient man sich dazu der Milch und des Rahmes, welche von den zu Mästenden in ungeheuren Quantitäten getrunken werden müssen. Da die meisten Mädchen schon nach einigen Monaten einen Widerwillen gegen diess im Uebermaass genossene Getränk bekommen, so müssen sie gewöhnlich dazu gezwungen werden, jeden Tag ihr bestimmtes Quantum Milch zu sich zu nehmen und zwar spielt der Stock, von einer kräftigen Negerin geführt, eine grosse Rolle dabei. Gehorchen sie selbst dem Stocke nicht, so werden sie festgebunden und die Milch (alle Tage einige zehn Maass), wird ihnen mit Gewalt eingegossen. So werden sie förmlich wie Gänse gestopft. Aber das alles geschieht, wie die Orientalen sagen, zu ihrem Besten. In der That verdanken sie einem oder zwei Jahre fortgesetzter, gründlicher Mästung jene schöne Körperfülle, welche sie in den Augen der Kenner unter den Orientalen so überaus beliebt macht. Freilich findet eine solche Mästung gewöhnlich für den Markt statt, das heisst, die Mutter hofft, ihr kleines Fettbündel von Töchterchen irgend einem reichen Moslem als seine legitime Ehegattin anzuhängen, was auch in den meisten Fällen gelingt, wo dann die Erzeugerin eine sehr

hübsche Summe als Preis einsteckt. Die meisten Moslems sind nämlich, was den Ursprung ihrer Gattin betrifft, nicht gerade sehr wählerisch; sie nehmen selbst ein Mädchen niederen Standes gerne, wenn dasselbe nur jung, schön, fett und Bokra (Jungfrau) ist. Warum war diess mit Hanifa nicht gelungen? Das hütete sich ihre Mutter, die ich auch kennen lernte, wohl zu erklären. Kurz, es war nicht gelungen und Hanifa, um doch aus ihrer guten Erziehung, das heisst ihrer Mästung, einen Vortheil zu ziehen, ergab sich dem Gewerbe einer Almeh. Bald erlangte sie darin eine so grosse Fertigkeit und einen solchen Ruf, dass sie als Stern erster Grösse unter allen Almeh's von Dschedda gepriesen und verehrt wurde. Sie zeichnete sich auch wirklich vor allen andern vortheilhaft aus. Die meisten Almeh's sind nämlich von Jugend auf verwahrlost, wahre Vagabundenkinder, die wie das Unkraut aufwuchsen. Nicht so Hanifa. Sie hatte eine Erziehung genossen, d. h. sie war gemästet worden, wie die Tochter eines vornehmen Mannes, wie eine für den Harem des Sultans bestimmte Oeldscha. Aber ausser dieser etwas allzu materiellen Erziehung hatte sie noch eine andere erhalten. Sie konnte singen, tanzen, Poesieen hersagen; kurz, sie besass eine gewisse Bildung. Auch waren ihre Manieren nicht die eines ungeschlachten Vagabundenkindes. Sie öffnete den Mund mit Feinheit, sie grüsste mit vielem Anstand, sie setzte sich in künstlerisch gewählten Positionen, sie trug ihr kleines Köpfchen mit grosser Grazie. Wenn sie Kaffee trank, so nahm sie das Tässchen mit den Fingerspitzen und hielt es in einer

vielleicht studierten, jedoch sehr natürlich scheinenden Art und Weise; sie nippte nur an dem Rand des feinen chinesischen Porcellans und schlürfte die Tasse in langsamen, gemessenen Zügen immer nur zur Hälfte aus, was bei Orientalen für sehr vornehm gilt. Wenn sie rauchte, was sie auch in meiner Gegenwart that, so bediente sie sich dazu einer langen, feinen Pfeife von Jasminholz mit einem perlbesetzten Mundstücke von Bernstein, das wie Gold funkelte, und das sie ihrem kleinen Munde kaum merklich näherte, um aus ihm in spärlichen Dosen den wohlduftenden Rauch des Latakiatabaks einzuziehen, welchen sie manchmal gar nicht in den Mund nahm, sondern nur mit den Lippen ein wenig anzog und dann abgleiten liess, den sie jedoch zuweilen auch, je nach ihrer Laune, einschlürfte und durch das kleine, niedliche Stumpfnäschen wiedergab. Wie sie die Kaffeetasse nie austrank, so rauchte sie die Pfeife auch immer nur zur Hälfte: ein bei vornehmen Orientalen allgemein herrschender Gebrauch, der daher kommen soll, weil die untere Lage des Tabaks in der Pfeife, wie es heisst, schlecht schmeckt, der aber meiner Ansicht nach hauptsächlich ein Prahlen mit der Verschwendung ist, welche die Orientalen, wenn ihre Mittel ihnen dieselbe gestatten, stets gerne öffentlich zur Schau tragen. Hanifa's Rauchen schien mehr ein Spielen mit der Pfeife, welches sie nur desshalb trieb, um dabei graziöse Bewegungen zu entwickeln.

Hanifa hatte trotz der Rundheit ihrer Körperformen, welche man fett, nicht aber dick nennen konnte, dennoch ein sehr feines Gesicht. Ihre Nase

war leichthin abgestumpft, wie die des jungen capitolinischen Fauns; ihre Stirn war kurz, wie die der griechischen Aphrodite; ihr Kinn war klein, rund und feingeschnitten; ihr Mund war ein Meisterstück der Natur, zart und winzig wie der eines Kindes und doch mit ausdrucksvoller Linienzeichnung der Mundwinkel; ihr Kopf war nicht breit, ohne jedoch so schmal zu sein, wie der der übrigen Beduininnen, denen, wenn man der Phrenologie Glauben beimessen wollte, der Zerstörungstrieb gänzlich abgehen müsste, was doch gewiss nicht der Fall ist. Kurz, Hanifa's Gesicht bot alle Reize der Kindlichkeit, mit denen edler Weiblichkeit vereinigt. Es war schade, dass sie es nöthig gefunden hatte, auf diesem hübschen Gesichtchen einen ganzen Cursus von Schminkstudien anzustellen. Die natürliche Farbe desselben war nur nach genauer Beobachtung zu entdecken. Dieselbe war gelblichbraun, zwar heller als die Gesichtsfarbe anderer Beduininnen und der Aegypterinnen, indess doch dunkler, als die irgend einer Südeuropäerin. Aber dem vielen „blanc de Perles“ (weisses pariser Schminkmittel, welches ich zu meinem grossen Erstaunen selbst bis in diesen halbbarbarischen Ort eingedrungen fand) verdankte sie eine Weisse, welche man sonst in ganz Dschedda bei keinem weiblichen Wesen mehr sehen konnte. Jedoch zu ihrem Lob muss ich sagen, dass sie von dieser Schminke keinen unkünstlerischen Gebrauch machte; nein, sie verstand es, die Natur täuschend nachzuahmen und jeder, der in solchen Dingen nicht erfahren war, hätte sich gewiss durch die vermeintliche Helle ihres Teints täuschen lassen. Auch diesen

weissen Grundton waren zarte rosige Schattirungen aufgetragen; die Wangen glichen denen einer jungen, zarten, städtischen Nordländerin, nicht denen einer ländlichen, kräftigen Tochter des Nordens, welche oft wahreKlatschrosen auf denBacken zu tragen scheinen. Auch die Augenbrauen und die Augenwimpern waren nur leichthin gefärbt. Der innere Rand der Augenlider verdankte dem Antimonium jene tiefe Schwärze, welche das Weisse des Auges so glänzend hervorhebt. Das ganze Gesichtsorgan besass jenen mandelförmigen Umriss, welcher als ein Hauptreiz des orientalischen Auges gepriesen wird, obgleich er eigentlich doch wohl nie Natur, sondern stets ein Kunstproduct ist. Hanifa musste einen ganz besondern Schönheitssinn, ein wahrhaft künstlerisches Talent besitzen, um sich, was ihre Gesichtsmalerei betraf, so ganz von dem Beispiel der andern Ualem (Almeh's) zu entfernen, denen es sonst immer als das höchste der Schönheit erscheint, so dick und grob wie möglich geschminkt zu sein. Wenn eine Pariserin sich schön und künstlerisch und mit täuschend nachgeahmter Natürlichkeit zu schminken versteht, so hat sie kein Verdienst dabei (wenn man überhaupt auf solche Studien das Wort „Verdienst“ anwenden darf), denn sie hat förmlich im Schminken Unterricht genommen, da es bekanntlich in Paris weibliche Professoren dieser Kunst giebt. Wenn aber eine Beduinin dem hier allgemein herrschenden Brauch der Frauen, aus sich selbst durch allzu vieles Schminken Caricaturen zu machen, trotzt, und es sich zur Aufgabe setzt, die Natur mit all' ihren zarten Schattirungen und Nüancirungen nachzuahmen, so kann sie

nur durch Intuition, durch angeborenen guten Geschmack zu einer solchen Erkenntniss der Schönheit gekommen sein. Eine grössere Erkenntniss der Schönheit würde es freilich sein, sich gar nicht zu schminken, aber das muss man von keiner Orientalin verlangen. Die Männer sind nämlich im Orient einmal so sehr an geschminkte Frauen gewöhnt, dass sie eine ungeschminkte gar nicht anschauen würden, ebenso wie ein Engländer keinen unverfälschten Wein trinken mag. Gewöhnlich lieben die Männer auch nur das plumpe Geschminktsein, wie es im ganzen Morgenlande Gang und Gebe ist und die feingeschminkte Hanifa gefiel desshalb auch im Anfang gar nicht so sehr. Mit der Zeit jedoch, wie alles wahrhaft schöne, besonders wenn es an den mächtigsten aller Sinnentriebe appellirt, am Ende zur Geltung kommen muss, so hatte auch Hanifa ihre Siege gefeiert, ja sie war bald von allen Verehrern des schönen Geschlechts, welche nach Dschedda kamen, wie eine Offenbarung einer neuen dem Orientalen bisher unbekannten weiblichen Schönheitsform angesehen worden. Jetzt nahm sie unter den Ualem der Stadt der Aeltermutter bei weitem den ersten Rang ein. Der grosse Beifall und die allgemeine Verehrung, deren sie sich von Seiten des Publicums erfreute, gaben sogar zu einer abergläubischen Erklärung derselben Anlass, indem einige behaupteten, Hanifa verdanke ihre Schönheit und Beliebtheit niemand anders, als der wunderbaren Einwirkung unsrer Ur- und Stammmutter Eva, zu deren Grabe sie häufige Wallfahrten machte.

So wird also die ehrwürdige Mutter des

Menschengeschlechts, an deren Heiligkeit gewiss kein Moslem zweifelt, zur Schutzpatronin des leichtfertigen, jungen Weibervölkchens gemacht. Wer erkennt nicht in solchem Aberglauben den alten Ritus der phönicischen Thanit, welche die Araber unter dem Namen Khabar verehrt haben sollen, der griechischen Aphrodite und der römischen Venus wieder?

Hanifa benahm sich uns gegenüber mit dem grössten Anstand, mit zarter Zuvorkommenheit, die doch zugleich auch durch eine gewisse würdevolle Reservirtheit gemildert wurde; kurz, ihre Manieren konnten nicht besser sein. Dennoch wusste sie, dass wir für sie keine Kunden werden konnten, denn wir waren im Ihram (Pilgergewand), und der Koran verbietet denen, welche das heilige Gewand tragen, streng den Genuss des Apfels des Paradieses. Es war schon eine grosse Verwegenheit, dass wir es überhaupt gewagt hatten, mit den Mohrarem (Umschlagetüchern, welche das Pilgergewand bilden) bekleidet, uns zu ihr zu schleichen. Aber wir hatten beim Eintritt in ihr Haus unsre Vorsichtsmassregeln gebraucht und nun, als wir der Schönen Lebewohl sagten, wandten wir sie wieder an, indem wir zuerst einen Diener auf die Strasse schickten, um uns durch ein Zeichen zu melden, wann gerade dieselbe einen Augenblick leer sein würde. Ein solcher Augenblick fand sich und wir konnten ungesehen das allzu bekannte Haus wieder verlassen. Als wir aus der Strasse, in welcher die Almeh wohnte, heraus waren, nahm mich mein junger Begleiter bei Seite und beschwor mich bei allem, was heilig war, beim Grabe

der Mutter Eva, beim Berge Arafa, beim Haus der Kaaba und beim heiligsten von allem, beim Kinnbarte Sidna Mohameds, doch ja niemand etwas von unsrer Escapade zu erzählen, namentlich seinem Oheim nicht, der über solche Dinge besonders streng urtheile. Ich versprach es: aber der Schelm vertraute mir nicht; denn Moslems, namentlich Aegypter, haben an Versprechungen und Betheuerungen nur einen sehr beschränkten Glauben. Da er ohne Zweifel als bestimmt annahm, dass ich, trotz meines gegebenen Wortes, dennoch mich nicht würde enthalten können, die Sache zu Tage zu bringen, so beschloss er, aus der Noth eine Tugend zu machen und die ganze Geschichte seinem Oheim gleich selbst zu erzählen, natürlich in einem für ihn günstigeren Lichte, als für mich, um sich so durch an den Tag gelegte Aufrichtigkeit und geheuchelte Reue schnelle Vergebung zu sichern. So machte er also, kaum dass wir zu Hause waren, mit aller Demuth pater peccavi, und schwärzte mich bei dieser Gelegenheit ganz besonders an.

Jetzt ergoss sich der Zorn Schich Mustapha's über mein schuldloses Haupt. Ich war ein Ketzer, ein Ungläubiger, ein Ausbund aller Schlechtigkeit, reif für die Dschehenen (Hölle), ein Verführer der Jugend, denn ich hatte seinen unschuldigen Neffen in jenes entsetzliche Haus gelockt. Das alles musste ich nun aus dem Munde des sonst gegen mich so freundlichen Mannes zu hören bekommen. Ich hätte freilich, wie ein ächter Araber, mit Schimpfworten auf diese Ausbrüche des Zornes antworten können Aber was würde ich dadurch erreicht haben? Nichts

als dass ich die Gesellschaft der Aegypter, die mir doch so nützlich war, hätte verlassen und allein und unstät in Dschedda umherirren müssen. Diess wollte, konnte und durfte ich nicht. Ich hätte auch der Wahrheit gemäss alle Schuld auf die Schultern meines Anklägers zu werfen versuchen können. Aber darin würde mir niemand Glauben geschenkt haben und selbst hätte es der Schich geglaubt, so gebot ihm doch sein Interesse im Augenblick, sich ungläubig zu stellen. Denn, wie ich bald sah, war das Interesse dabei im Spiel und zwar hofften sämmtliche Aegypter, meine Reisegefährten, durch meinen vermeintlichen Fehltritt und die darauf folgende Busse zu einer unentgeldlichen, wohlschmeckenden und reichlichen Mahlzeit zu kommen. Ich konnte nämlich meinen Fehltritt nicht anders sühnen, als durch das Opfer eines Hammels. Etbah Kebsch! (Opfere einen Hammel) das ist der ewige Refrain auf der Pilgerfahrt, welchen jeder zu hören bekommt, der den geringsten Verstoss gegen ihre Satzungen, wirklich oder vermeintlich, begangen hat, der im Verdacht steht, eine Laus unsanft berührt oder ein ähnlich grosses Verbrechen begangen zu haben. Etbah Kebsch! das wird jedem zugerufen, der, wenn er den Ihram trägt, sein Haupt mit einem Turban, sei es auch nur eine Stunde lang, bedeckt hat; jedem, der so gottlos war, seine Nase mit einem Schnupftuch, statt mit den Fingern, welche allein zu diesem Gebrauche geheiligt sind, zu schneuzen.

Etbah Kebsch! so riefen nun auch um mich herum sämmtliche Aegypter, nachdem ich vorher

meine vermeintliche Reue durch Hersagen folgender Formel an den Tag hatte legen müssen:

„O Allah, ich habe gesündigt, ich fühle Reue, Gott ist barmherzig und gnädig."

Kaum hatte ich dieses Geständniss abgelegt, so nahm Schich Mustapha's Gesicht wieder einen freundlichen Ausdruck an und mit schmunzelnd verzogenen Mundwinkeln sprach er zu mir:

„O Maghrebi, Du hast zwar eine grosse Sünde begangen, aber Gott ist barmherzig und gnädig. Gott wird Dir verzeihen, wenn Du nur einen Hammel opferst. Etbah Kebsch! Etbah Kebsch!"

„Etbah Kebsch!" so schrieen jetzt alle Aegypter im Chorus. „O Maghrebi, bringe das Opfer und einen recht grossen und fetten Hammel! Dadurch wirst du Dir Gottes Wohlgefallen erringen."

Etbah Kebsch? so dachte ich bei mir selbst, das ist ja eine ganz treffliche und bequeme, ja wohlfeile Art, seine Sünden, seien sie nun wirklich oder vermeintlich, zu sühnen. Ich gab also Befehl, den Hammel zu kaufen. Ali fand einen sehr schönen und fetten, der etwa 10 Franken kostete, und welcher auf der Stelle „im Namen Allah's des Raham und des Rahim" (des barmherzigen und gnädigen) geschlachtet und schon nach einer Stunde in noch halbrohem Zustande von meinen sämmtlichen heisshungrigen Reisegefährten bis auf die Knochen aufgegessen wurde. Alle dankten mir für die Mahlzeit und ihrem Genius dafür, dass ich das vermeintliche Verbrechen begangen hatte.

So war ich nun mit allen meinen Reisegefährten ausgesöhnt, mein grosses vermeintliches Unrecht war vergeben und vergessen, ja ich glaube, das Begehen desselben hatte noch die Folge, mich populär zu machen, da ja eine Hammelsmahlzeit das Resultat davon gewesen war.

Achtes Capitel.

Dschedda.

Wallfahrt nach dem Grabe der Mutter Eva. — Das Thor von Medina. — Die Vorstadt der Suakim. — Ihre Ausschweifungen. — Berauschende Getränke. — Strafpredigt Schich Mustapha's. — Ein agent provocateur. — Wüste um Dschedda. — Spärliche Vegetation. — Eine Ortschaft von Bretterhütten. — Die anwesenden Maghrebiner. — Ich entgehe durch List der Gefahr, erkannt zu werden. — Der Wächter des Grabes der Eva. — Die Trinkgelder. — Die ausdrucksvolle Nase des Ukil. — Der Knecht des Ukil. — Ein sehr schöner Junge. — Gelderpressungen der Moslems. — Eintritt in das Grab. — Die riesenmässigen Proportionen der Mutter Eva. — Ihr Nabel und ihre Nabelgrube. — Ihr Haupt, Brüste und Füsse. — Grab des Chalifen Otsman. — Eva wurde von Adam geprügelt. — Geschichte des Grabes. Rückkehr nach Dschedda. — Fischmarkt.

Am zweiten Tage nach meiner Uebersiedelung aus dem Okal in die Kaffeebude unternahm ich mit sämmtlichen mir bekannten Aegyptern die Wallfahrt nach dem Grabe der Aeltermutter. Das Grab der Ur- und Stammmutter des Menschengeschlechts, der nicht genug zu preisenden Umna Hauwa (Eva), liegt etwa ein Dritttheil einer deutschen Meile in nordöstlicher, beinahe nördlicher Richtung von Dschedda, der Stadt,

deren Name „die Aeltermutter“ bedeutet. Der Weg dahin führt durch das Bab el Dschedid (das neue Thor), welches auch Bab el Medina (von der heiligen Stadt Medina, welche in dieser Richtung liegt) genannt wird. Ein frommer Pilger, der sich zur Wanderung nach dem Grab der Hauwa mit der gehörigen Portion Andacht ausgerüstet hat und der ganz in mystische Träumereien versunken ist, wird gleich vor diesem Thore plötzlich aus seiner religiösen Stimmung herausgerüttelt und zwar durch etwas, was er in der Nähe eines solchen Heiligthumes gewiss nicht suchen würde. Dort, gerade vor dem Bab el Dschedid, sind nämlich einige fünfzig elende Schilf-, Reiser- und Bretterhütten aufgeschlagen, von denen einige Kaffeehäuser und noch schlimmeres vorstellen. Hier tönt Tag und Nacht der ohrenzerreissendste Lärm, Trommeln werden geschlagen, Flöten geblasen, Bassstimmen brüllen und schrillende Weiberorgane jauchzen dazwischen. Auch uns empfing, kaum dass wir das Thor verlassen hatten, diese ganze lärmende Atmosphäre, dieses Tohu wa Bohu, und trug nicht wenig zur gänzlichen Vernichtung aller frommen Gedanken bei, welche wir etwa hätten haben können. Die Neffen des Schich Mustapha liessen es sich nicht nehmen, in einer dieser Buden den obligaten Kaffee einzuschlürfen und zu meinem Erstaunen liess auch der fromme Schich selbst sich ohne grosse Schwierigkeit dazu bewegen, ihrem Beispiel zu folgen. Dort sassen wir nun, hörten den Lärm an, welchem die Araber den euphemistischen Namen „Musik“ beilegten, sowie das Geschrei, welches sie „Gesang“ zu nennen für gut fanden. Die meisten der Menschen,

welche in den elenden Schilf- und Reiserhütten, sowie Bretterbuden vor dem „neuen Thore“ wohnten, gehörten zum Stamme der Suakim, welche die grössten Vagabunden Arabiens und wohl würdig sind, mit den Zigeunern in Europa verglichen zu werden. Sie stammen von der afrikanischen Küste bei Habesch her, und gleichen im ganzen den Negern des Sudan, nur dass ihre Haut nicht ganz so schwarz und ihre Züge doch etwas weniger bulldoggenartig sind. Fast in allen grösseren Städten der arabischen Halbinsel giebt es solche Suakim, welche fast immer, wie hier, in elenden Geraba (Hütten) vor den Stadtthoren wohnen. Sie stehen im schlechtesten Ruf und verdienen ihn, glaube ich, auch so ziemlich, denn sie ergeben sich dem liederlichsten Leben und treiben die schändlichsten Gewerbe. Was sie jedoch in den Augen aller frommen Moslems besonders gottlos erscheinen lässt, ist nicht die Prostitution ihrer Kinder, woraus sie ihren schändlichen Erwerb ziehen, sondern ihre Vorliebe für berauschende Getränke, welche sie ganz offen und ohne Scheu an den Tag legen. Namentlich die Busa, ein sehr berauschendes Getränk, welches eine Art von Traubenbranntwein ist, erfreut sich grosser Beliebtheit. Diess mag freilich nur von der wirklich beispiellosen Wohlfeilheit der Busa (eine Flasche der besten Busa kostet nur etwa 5 Kreuzer) herrühren, indem man sich für einen Piaster schon einen sehr anständigen Rausch holen kann, was vielleicht bei keinem andern Getränk in dem Maasse der Fall sein möchte. Der türkische Raki (Arak) wird zwar auch von den barbarischen Dienern des Bacchus hier gerne getrunken, aber da er

in Dschedda verhältnissmässig theuer ist, so pflegen sich nur der Pascha und seine Beamten, sowie die türkischen Militärs und einige fromme Pilger in ihm Räusche zu holen. Denn die armen Suakim, so schlecht sie auch sein mögen, sind keineswegs die einzigen, welche in der Stadt der Aeltermutter das Gebot des Propheten übertreten. Ich sah daselbst beinahe so viel Betrunkenheit, als man nur in England und Amerika, diesen Ländern der Säufer katexochen, an dem beliebten Säufertage, dem mit Sabbathstrenge gefeierten Sonntage, erblicken kann. Beinahe alle Türken, einige fromme Mollah's und Ulema oder sonst Leute vom alten Schlag ausgenommen, sind dem Trunk ergeben. Einige ergeben sich dem sogenannten „stillen Suff", andere jedoch machen gar kein Geheimniss aus ihrer Vorliebe für den Trunk und saufen in Gesellschaft und öffentlich. Selbst der Pascha ist zuweilen so leutselig, sich coram populo einen tüchtigen Rausch zu holen. Ich sah in Dschedda die Diener reicher Türken ganz offen Gefässe mit Raki über die Strasse tragen. Auch einige fromme Pilger liessen sich öffentlich das berauschende Getränk in ihre Okala bringen und genirten sich gar nicht, ihre sündhafte Vorliebe für die verbotene Flüssigkeit so zur Schau zu tragen. Letztere konnten also den armen Suakim, welche die Busa vielleicht nur darum trinken, um ihr gränzenloses Elend einen Augenblick zu vergessen, keinen Stein nachwerfen.

Aber meine Reisegefährten, diese ganz besonders frommen Pilger, waren oder gaben vor, abgesagte Feinde des gottlosen Getränks zu sein und sie genirten sich nicht, mit aller Kraft ihrer Stimmen und mit

ihren energischsten Schimpfworten über jene armen Teufel loszuziehen. Besonders Schich Mustapha zeichnete sich durch seine strenge Kritik aus und fand es für nöthig, den Suakim, deren sich einige vierzig Männer und Jünglinge und einige zehn Weiber vom Stande der Ualem (Tänzerinnen) um uns gesammelt hatten, folgende Strafpredigt zu halten:

„O ihr Ausbund aller schändlichen Laster! O ihr gottlosen Vagabunden! O ihr Reisigbündel der Hölle! Schämt ihr euch, eure gottlosen Angesichter vor der Sonne zu zeigen? Ihr wohnt an der Schwelle eines der grössten Heiligthümer und ihr wagt es einen so strafbaren Lebenswandel zu führen. O ihr Hunde! O ihr Schweine! Ihr seid so gut wie Ungläubige, ihr seid würdig, Christen, ja Juden genannt zu werden“, und so weiter . . . . .

Das merkwürdigste bei dieser Strafpredigt war, dass sie von den Suakim ganz ruhig, ja ich möchte sagen, sogar mit einer gewissen Andacht angehört wurde. Denn das ist den Moslems eigenthümlich, dass es bei ihnen keine Freigeister giebt, die ihre Sünden und Laster durch selbstgeschmiedete Grundsätze beschönigen wollen, wie in Europa, wo lasterhafte Menschen es zuweilen gar nicht für nöthig halten ihre Fehltritte zu entschuldigen, sondern gradezu läugnen, dass das was sie thun sündhaft sei, oder die Existenz der Sünde überhaupt in Abrede stellen. Hätte Schich Mustapha einem europäischen Publicum von Säufern eine solche Strafpredigt gehalten, er wäre höchst wahrscheinlich zu Tode geprügelt worden. Jeder Säufer würde sich wenigstens gegen ihn erhoben und gesagt haben: „Was nimmt dieser alte

Dummkopf sich heraus? Als ob wir Säufer wären und als ob ein Glas Wein über den Durst zu trinken, gleich Sünde wäre!"

Nicht so war es hier. Die Suakim wussten recht gut und läugneten gar nicht, dass sie Sünder waren. Sie hörten also den Schich, trotz seiner etwas allzuderben Schimpfworte, ruhig an, und als er endlich seine langen Phrasen beendet hatte, da hörte man hie und da den Ausruf:

„Maschallah, dieser Mann ist ein Heiliger!"

Ich glaube zwar nicht, dass diese Predigt viel Früchte getragen hat; aber ich freute mich doch in ihr ein Zeugniss gehört zu haben: davon, dass im Islam doch noch nicht alles Gute erstorben ist. Die meisten Kenner des Orients sagen: Im Islam ist alles Heuchelei; und sie haben zum Theil Recht; aber gerade diese Heuchelei ist ein Beweis, dass die Idee einer Moral doch noch existirt; wo gar keine Moral ist, da nimmt man sich selbst nicht die Mühe zu heucheln.

Die Folge von Schich Mustapha's Predigt war übrigens, dass in unsrer Gegenwart nun gar nichts mehr vorfiel, was für die Sitten der Suakim bezeichnend sein konnte. Die Musik in unserm Kaffeezelte verstummte, die Sängerinnen schwiegen, die Tänzerinnen rührten sich nicht. Der Neffe des Schich, derselbe der mich zu Hanifa geführt und nachher verrathen hatte, schlug mir zwar vor ein andres, belebteres Kaffeezelt, in dem noch kein Schich Mustapha Strafpredigt gehalten hatte, hinter dem Rücken seines Oheims zu besuchen, welches Ansinnen ich jedoch ausschlug, denn jetzt wollte es mir fast scheinen, als

handele dieser Jüngling nur als „agent provocateur“, um mich zu einer für einen Pilger im Ihram strafbaren Handlung zu verführen, natürlich damit wieder eine Hammelsmahlzeit die Folge davon sein sollte.

Endlich verliessen wir die Hütten der Suakim und betraten nun, auf unserm Wege nach dem Grabe Eva's, das völlig öde, einsame Wüstenfeld, welches Dschedda auf allen Seiten umringt. Hier sucht man umsonst nach Gärten, nach Bäumen, nach grünen Plätzen; nur hie und da stösst man auf einige verkrüppelte Acacien, deren Gegenwart vermuthen lässt, dass hier einst vielleicht Brunnen vorhanden waren. Nur hie und da wächst auf diesem undankbaren Boden eine Euphorbie oder eine Kosaria. So sah ich hier die Euphorbia retusa, deren winzige Blüthe aus dem tiefsten Grunde ihres weitgespaltenen Kelches hervorblickte, von kleinen, gezackten, länglichen, agavenartigen Blättern umgeben. Die kleinen grünlichweissen Blüthen der Kosaria communis zeigten sich daneben, auf einem Kelche traubenartig beisammen sitzend, dessen Kelchblätter sich in unregelmässigen Zacken ausbreiteten.

Wir mochten in dieser Einöde etwa eine halbe Stunde gegangen sein, als wir ein Gewirre von armseligen Hütten und Kaffeezelten gewahr wurden, aus deren Mitte sich eine Kuppel erhob. Wir näherten uns diesen Hütten und immer noch hoffte ich, jetzt den Dom und die Moschee zu erblicken, welche nach meiner Meinung das Grab der Mutter des Menschengeschlechts überwölben musste. Aber da war nichts von stattlichen architektonischen Formen zu sehen. Je näher wir kamen, desto deutlicher wurden nur die

ärmlichen Baraken und die unbedeutende Kuppel und es blieb mir nichts übrig, als mich zuletzt darein zu finden, dass diese elenden Baulichkeiten den heiligen Ort bezeichneten, der heute das Ziel unsrer Wallfahrt bildete.

Wir würden ohne Zweifel den Ort, wo sich das heilige Grab befindet, nicht entdeckt haben, denn so wenig charakterisirt war er, wenn nicht eine Menge von Pilgern, welche alle in derselben Absicht wie wir hierher gekommen waren, uns den Weg gezeigt hätten. Einige hundert fromme Hadschadsch standen nämlich vor der Thür einer Ummauerung, die mit Reisern, wie ein Gurbi, ausgebessert worden war, und warteten bis diese Thür sich ihnen öffnen würde. Es waren, wie ich aus ihrer Sprache erkannte, auch einige Maghrebia darunter, welcher Umstand mir in andern Fällen den grössten Schrecken eingeflösst haben würde, denn, da ich selbst mich für einen Maghrebi ausgab, so wäre ich, wenn ich das maghrebinische Costüm angehabt hätte, ohne Zweifel genöthigt gewesen, mit diesen meinen vermeintlichen Landsleuten zu sprechen und wäre dann gewiss von ihnen für das, was ich wirklich war, d. h. für einen falschen Maghrebi, erkannt worden. Aber zum Glück war ich ja im Ihram (Pilgertracht), welchen auch die andern Maghrebia trugen und im Ihram sieht ein Mensch aus wie der andere. Beinahe hätte, trotz des Ihrams, dem ich meine Rettung verdankte, dennoch die Anwesenheit dieser Maghrebia für mich verhängnissvoll werden können, denn kaum hatte Schich Mustapha den Dialect, welchen sie sprachen, vernommen und erkannt, als er ausrief:

„O Maghrebi, hier sind deine Brüder!"

Schnell erwiderte ich jedoch auf diese Worte, welche eine Aufforderung, mich meinen vermeintlichen Landsleuten zu nähern, enthielten:

„O Schich, ich bin kein Tunisi (Tuniser) und diese Maghrebia sind nicht aus dem Hakum enta Dsaïr (Algerien), das doch meine Heimath bildet, sondern aus Tunis. Auch habe ich sie sehr im Verdacht, schlechte Muselmanen zu sein. Siehst du nicht, was der eine für ein Kifgesicht hat? Ich bin überzeugt, dass es Kifraucher oder Haschischia sind."

Diese Anspielung auf das Rauchen des Kif oder Haschisch, des afrikanischen Hanfes, welcher opiumartig betäubt, verfehlte ihre Wirkung nicht. Denn glücklicherweise hatte Schich Mustapha einen grossen Abscheu vor dem Kif, Haschisch und Opium und vor allen, die den schändlichen Kräutern ergeben waren. Er ermunterte mich desshalb nicht mehr dazu, mich mit den vermeintlichen Tunisern einzulassen, sondern gab mir Recht, dass ich dieselben vermied und erwiderte:

„O Maghrebi, wenn es so ist, dann würden diese Leute nur deine Heiligkeit in Gefahr bringen. Du hast Recht, dass du sie vermeidest, o mein Bruder!"

Die vermeintlichen Tuniser waren übrigens aus Algier, wie ich aus ihrer Sprache deutlich erkannt hatte; aber die Aegypter wissen zwischen einem und einem andern Dialect des Maghreb (Nordwesten von Afrika) nicht gut zu unterscheiden und so konnte ich den Schich recht gut in dem Wahne lassen, dass jene aus Tunis seien und da es in letzterer Stadt besonders viele Kifraucher

giebt, so hatte meine Anschuldigung derselben die grösste Wahrscheinlichkeit.

Endlich, nachdem wir etwa eine halbe Stunde vor dem Thor des Grabes der Mutter Eva gestanden und an seine Wände geklopft hatten, um den Wächter der uns öffnen sollte, durch dieses Getöse herbeizulocken, was übrigens der einzige klopfende Lärm war, den wir machen konnten, denn wir waren unbeschuht und konnten folglich nicht mit den Füssen viel Geräusch hervorbringen; nachdem wir von den brennenden Sonnenstrahlen beinahe einen Sonnenstich davongetragen, fiel es dem Schich ein, ein wirksameres Mittel, den schwerhörigen Wächter herbeizuführen, zu versuchen, was denn auch gelingen sollte. Er stimmte nämlich mit lauten schrillenden Fisteltönen den berühmten Pilgerruf „Labik" an und bald tönte dieser Ruf, von zweihundert Hadschadsch wiederholt, so laut und so einstimmig, dass selbst der harthörige Ukil (Wächter) des Grabes sich ihm nicht mehr entziehen konnte.

Die Harthörigkeit dieses Biedermannes war jedoch, wie ich es mir gleich gedacht hatte, nur eine gespielte, und nur darauf berechnet, die Hadschadsch zur Herausgabe von Trinkgeldern zu nöthigen.

Endlich also erschien der Ukil und jetzt zeigte sich seine vermeintliche Harthörigkeit in dem komischsten Lichte. Er öffnete nämlich die Thür nicht eher, als bis jeder der anwesenden Pilger, deren Zahl über zweihundert war, ihm ein Trinkgeld, das zwischen fünf und fünfundzwanzig Piaster variirte, eingehändigt hatte. So lange ein Hadsch das Trinkgeld nur versprach, gab er sich die Miene, als hörte er nicht,

denn er schenkte den frommen Hadschadsch sehr wenig Vertrauen und gar keinen Credit. Als sie aber gezahlt hatten, dann verstand er auf einmal alles, was man ihn nur fragte. Um keinen Preis hätte er jedoch die Thür geöffnet, ehe alle gezahlt hatten, denn er fürchtete, dass gleich nach der Oeffnung des Thores sich sämmtliche Pilger, die bezahlt hatten sowohl, als die, welche noch im Rückstand waren, durch die offene Pforte hineindrängen würden, wo er dann seine Schuldner nicht mehr von denen, die gezahlt hatten, hätte unterscheiden können. Diese seine Furcht war nicht ungegründet, denn schon manchmal hatte er durch zu frühes Oeffnen des Thores die Hälfte der Trinkgelder verloren. Jetzt war er aber gewitzigt und blieb innerhalb der geschlossenen Pforte stehen, indem er nur durch ein Loch in derselben mit den Pilgern conferirte und ihre Trinkgelder in Empfang nahm. Sie schritten einer nach dem andern an dem Fensterchen vorbei, gaben ihr Trinkgeld und stellten sich dann zur Rechten auf, während diejenigen, welche noch nicht gezahlt hatten, links blieben. Ein Diener des Ukil, welcher zu uns herausgekommen war, sorgte dafür, dass kein Hadsch sich, ohne zu zahlen, auf die rechte Seite schlich.

Da die Ceremonie des Defilirens vor dem Fensterchen des Wächters und des Zahlens der Trinkgelder eine gute halbe Stunde dauerte, so hatte ich inzwischen hinlänglich Muse, die Persönlichkeit des Ukils zu beobachten, welche, wenn auch keineswegs schön, dennoch interessant war.

Der Wächter des Grabes der Ur- und Stammmutter des Menschengeschlechts war ein altes Männ-

chen von etwa siebenzig Jahren. Sein Gesicht war ganz Nase; dieses Organ dominirte so sehr alle andern, dass die übrigen zur blosen Rolle von Statisten herabsanken. Die Nase dagegen war Hauptperson in dem Drama dieses Gesichtspieles. Seltsamerweise war diese Nase ausdrucksvoll, was mir bisher noch nie vorgekommen war. Sie war gross, lang, hatte zwei Höcker, statt eines einzigen, und ein Paar Nasenflügel, welche würdig gewesen wären, einen Blasbalg vorzustellen. In diesen Nasenflügeln lag der Ausdruck. Sie waren der Spiegel der Seele des Ukil, und nicht die Augen, welche zwar bei gewöhnlichen Sterblichen oft Seelenspiegel genannt werden, die aber hier im tiefsten Grunde zweier schwarzer Höhlen kaum sichtbar lauerten. Die Nasenflügel dagegen waren voller Beredsamkeit. Bald zogen sie sich zusammen und dann glich die Nase der einsam dastehenden Wand einer Ruine; diess wollte bedeuten, dass der Ukil mit Spannung der Dinge die da kommen sollten, d. h. der Trinkgelder harre. Bald hoben sie sich ein wenig, zwar kaum merklich, aber dennoch dem genauen Beobachter erkennbar, der aus dieser Bewegung den Schluss zog, dass der Ukil eine Befriedigung, wenn auch nur eine unvollkommne Befriedigung erhalten, d. h. ein nur schwaches Trinkgeld in Empfang genommen habe. Bald jedoch blähten sie sich auf, ein frischer Zephyr belebte ihre elastischen Wände und dehnte sie aus; nun glich die Nase einem kleinen Luftballon, der stolz und siegreich gen Himmel fliegt; diess wollte bedeuten, dass dem Geist des Ukil eine grosse Seligkeit, d. h. ein recht ansehnliches Trinkgeld zu Theil geworden war. Zuweilen

auch schwankte die Wand der Nasenflügel auf und ab, wie ein Kahn auf stürmischen Wellen, sich bald blähend, bald zusammenziehend, in einer Minute hundertmal sich öffnend und schliessend; diese Bewegung bedeutete Ungewitter, d. h. Zorn in Folge eines schlechten Trinkgeldes. Doch wer vermag es, alle die ausdrucksvollen Phasen dieses interessanten Organs zu schildern? Mir ist es nicht gegeben. Nur eins will ich noch erwähnen, dass der eine Höcker dieser zweihöckrigen Nase roth und behaart, der andere dagegen weiss und kahl war.

Das übrige Gesicht war verhältnissmässig unbedeutend. Der Mund war zwar gross, aber doch im Vergleich zu dem Organ, welches ihn dominirte, ein wahrer Zwerg. Zähne waren nicht in ihm vorhanden, einen einzigen abgerechnet, der stolz und kühn auf das Bild der Verheerung um ihn herum zu blicken schien. Der Bart des Ukils war auch eigenthümlich. Er wuchs nämlich an solchen Stellen, wo bei andern Menschen keiner zu wachsen pflegt, während er an andern, wo gewöhnliche Sterbliche Haare im Gesicht zu haben pflegen, durch seine Abwesenheit glänzte. Im ganzen war dieser Ukil eine der interessantesten Erscheinungen, die mir auf meiner Reise noch vorgekommen waren und ich bedauerte, meinen photographischen Apparat nicht bei mir zu haben, um sein Conterfei dem bewundernden Europa zu überliefern.

Der Knecht des Ukil, welchen dieser zu uns herausgeschickt hatte, um uns in Ordnung zu halten, d. h. um zu verhindern, dass keiner sich der Zahlung des Trinkgeldes entziehe, verdient ebenfalls eine Beschreibung. Er war nach orientalischen Begriffen

eine grosse Schönheit, obgleich keine männliche Schönheit, denn seinen Zügen fehlte jeder Charakter und seiner Gestalt die Muskelkraft. Doch will ich dem schönen Geschlecht nicht die Beleidigung zufügen, zu sagen, dass der Bursche einem Weibe glich. Nein! eher glich er einem ausgewachsenen, gutgemästeten Spanferkel, einem jugendlichen Mastschwein, welches mit allen Reizen des Lebensmorgens, wie er in der porcinen Race auftritt, ausgestattet war. Dieser nach orientalischen Ideen so überaus schöne Junge war eine Zusammensetzung von Fettsäcken und Fettsäckchen, die nur oberflächlich aneinandergehaftet schienen, denn die Gelenke, welche die Fettbündel von Gliedern miteinander verbanden, waren so schwach und erbärmlich, dass man gewiss mit Leichtigkeit eine Fettmasse nach der andern davon hätte abreissen können. Dieser blühende Jüngling, würdig einen Ter er Rasul d. h. einen männlichen, jugendlichen Gefährten der Huri im Paradiese des Mohamed abzugeben, war ganz rund; umsonst hätte man an seinem Körper eine grade Linie entdecken können. Selbst die Nase, die doch manchmal bei Sterblichen grade zu sein pflegt, war hier nur ein kleiner runder Fettklumpen und hätte wohl den Namen einer Kartoffelnase verdient, wenn dieser Name bei Moslems vorkäme. Der Mund glich einer Granate, aber nicht einer jungen, frischen Granate, sondern einer überreifen, welche vor lauter Fülle geplatzt war. Die Wangen waren carminrothe Polster, auf denen man gewiss sehr weich und elastisch gesessen haben würde, wenn ihr Besitzer sie zu diesem einzig nützlichen Gebrauch, den man mit ihnen

machen konnte, hätte hergeben wollen. Augen waren auch vorhanden. Zwar sah man sie nicht, aber man errieth an zwei mit Fett ausgepolsterten Vertiefungen unterhalb der Stirn und an etwas fettiger Feuchtigkeit, welche daraus hervor triefte, dass im Hintergrunde derselben zwei Augen und zwar Triefaugen, die der Orientale besonders schön findet, vorhanden sein mochten. Der Mittelkörper dieses orientalischen Apollo war von einer solchen Rundheit, dass man von ihm, wie von dem Abt von St. Gallen, sagen konnte:

„Drei Männer umspannten den Schmerbauch
ihm kaum.“

Dieser monströse Junge war, wie ich zu meinem Erstaunen später hörte, zwar der Knecht, aber zugleich auch der Sohn des mageren. ganz in seiner Nase aufgehenden alten Ukil: eine Extravaganz der Natur, wie sie mir noch selten vorgekommen war.

Während ich so meine Beobachtungen über den Ukil und seinen „schönen“ Sohn anstellte, nahm das Defiliren vor dem Fensterchen an der Thüre der Moschee seinen Verlauf weiter. Endlich kam auch an mich die Reihe. Hätte ich meine Kleider angehabt, die etwas reinlicher und besser aussahen, als die meiner Reisegefährten, so würde der Ukil ohne Zweifel ein vierfaches Trinkgeld von mir gefordert und sich nicht unter hundert Piaster zufrieden gestellt haben. Aber ich war ja im Ihram und mit der einzigen Ausnahme, dass meine Moharem (Tücher) neu und dass meine Hautfarbe etwas heller war, sah ich ganz aus wie meine Reisegefährten. So konnte der Ukil von mir nicht mehr erpressen, als die fünf-

undzwanzig Piaster, welche den höchsten Satz bildeten, zu dem einer von unsrer Reisegesellschaft angeschlagen wurde. Der Schich und seine Neffen zahlten jeder nur zehn. Aber mich wollte der Ukil nicht unter dem Maximum davonkommen lassen. Der schlaue Fuchs merkte nur zu gut, dass ich kein gewöhnlicher Pilger sei. Anfangs hielt er mich für einen Perser, wahrscheinlich wegen des gefärbten Bartes, und da die Perser Ketzer sind und in dieser ihrer unheiligen Eigenschaft überall doppelt zahlen müssen, so wollte er auch mich ganz besonders betrügen. Unangenehm enttäuschte ihn die Nachricht, dass ich ein Maghrebi sei. Jetzt konnte er nur fünfundzwanzig Piaster fordern, die er denn auch erhielt.

Der Ukil soll, beiläufig gesagt, es übrigens gar nicht gerne sehen, wenn die Leute im Ihram zu ihm kommen, denn in diesem Costüm wird es schwer, den Reichen vom Armen zu unterscheiden, und da im Orient man von jedem, je nach seinem wirklichen oder vermeintlichen Stande, kleinere oder grössere, oft sehr grosse Trinkgelder erpresst, so liegt natürlich dem Erpresser derselben viel daran, dass er die fetten Milchkühe von den mageren zu unterscheiden im Stande sei. Viele Pilger besuchen das Grab Eva's erst dann, wann sie von Mekka znrückgekehrt sind und bereits den Ihram abgelegt haben. Diese sind dem Ukil die liebsten, denn sie sind durch ihr Costüm deutlich zu erkennen. Ihr Stand wird jedoch gewöhnlich falsch, d. h. zu hoch angeschlagen und zwar natürlich des Trinkgeldes wegen. Wer nur irgendwie schön oder reich gekleidet ist, wird für einen türkischen Pascha, einen indischen Nabob, einen per-

sischen Mirsa oder wenigstens für einen Crösus vom Kaufmannsstande erklärt und muss nach seinem vermeintlichen Stande bluten.

Endlich war die Ceremonie der Trinkgelder beendet und nun wurde die Thüre geöffnet und wir drangen in das Heiligthum ein.

Das Grab der Mutter Eva liegt in einer Umfriedigung, von Mauern umgeben, jedoch ohne Dach. Da nur eine sehr grosse Moschee im Stande wäre, die gigantische Todte zu überwölben, deren Oberkörper nach der Tradition des Islam ungefähr dreihundert und deren Unterkörper zweihundert Fuss lang war. Bis jetzt hat noch niemand an die Errichtung einer solchen Moschee gedacht.

Nur über dem Ssara, dem Umbilicus (Nabel) der Aeltermutter befindet sich eine aus rohen Corallensteinen erbaute und grell weissangestrichene Capelle, etwa fünf Fuss lang und vier Fuss breit, die von einer Kuppel überwölbt wird, deren Höhe etwa zehn Fuss betragen mag. Durch die einzige Thüre, welche diese Capelle besitzt und die nach Westen gerichtet ist, drangen wir, einer nach dem andern, langsam ein. Die Wände des Heiligthums waren durchaus nackt und kahl. Ueberhaupt war nichts in der Capelle zu sehen, als ein viereckiger Stein in ihrer Mitte, etwa anderthalb Fuss hoch und einen halben Fuss breit. Dieser Stein soll genau die Länge der Nabelgrube der Aeltermutter besitzen und grade an der Stelle aufgestellt sein, unter der sich der wirkliche Nabel Eva's befindet.

Die Aeltermutter, die ihre heutigen Nachkommen um eine Kleinigkeit von 495 Fuss an Höhe

überragte, unterschied sich nämlich auch durch eine ganz besonders tiefe Nabelgrube von ihnen. In der That soll dieser Stein grade in die Nabelgrube hineinpassen. Nach einigen hat Eva selbst schon seine Länge gemessen.

Der Ssara oder Nabelstein war, wie mir schien, von Granit, und mit vielen eingemeisselten Verzierungen und Inschriften bedeckt, unter welchen ich auch, obgleich mit grosser Mühe, einige kufische entdecken konnte. Jedoch ist auch dieser Stein, ähnlich wie der heilige Stein der Kaaba in Mekka, durch die vielen Küsse von fettigen Pilgerlippen im Laufe der Jahrhunderte so schmutzig geworden, dass man jetzt die eingegrabenen Verzierungen, ja die Steinart des Ssara selbst nur höchst undeutlich unterscheiden kann.

Es gehört viel fromme Phantasie dazu, um an die viereckige Nabelform und diese grosse Vertiefung der Nabelgrube Eva's zu glauben. Uebrigens mögen die Physiologen entscheiden, ob eine Person, welche fünfhundert Fuss lang war, eine anderthalb Fuss tiefe Nabelgrube besitzen konnte. Diesen heiligen Stein mussten wir, nach der Anweisung des langnäsigen Ukils, mit brünstigen Küssen bedecken und an ihm ein kurzes Gebet verrichten.

Nachdem ich dem Nabel der Mutter Eva den Zoll meiner Andacht gespendet hatte, galt es nun auch, an ihren andern Gliedmaassen meine Gebete zu verrichten. Zuerst ging ich zum Kopf, der vom Nabel etwa 240 Fuss entfernt liegt. Seine Stelle wird durch eine im Boden eingelegte Steinplatte bezeichnet, die jedoch nicht die ganze Grösse des Kopfes misst.

Der Umriss des Hauptes wird vielmehr durch einen von kleinen Steinchen gebildeten Kreis bezeichnet, die in einiger Entfernung von einander angebracht sind. Nach dieser Zeichnung war der Kopf der Mutter Eva beinahe kugelrund und besass einen Durchmesser von 30 Fuss. Nachdem ich auch hier gebetet, ging ich am Körper Eva's hinab, dessen Breite für seine Länge auffallend gering gewesen sein muss, denn die zwei parallel laufenden Mauern, welche die Breite bezeichnen, sind nur etwa zwölf Fuss von einander entfernt. Daraus kann man annehmen, dass die Aeltermutter verhältnissmässig mager und schmal war, da sie bei einer Länge von fünfhundert nur eine Breite von zwölf Fuss besass.

Auf meinem Wege vom Kopf zu den Füssen, kam ich zuerst an die Schultern, auf denen man zwei Grabdenkmäler errichtet hat, welche dem Erbauer der Capelle, die über dem Nabel Eva's liegt, gewidmet sind. Das eine Grab soll das des Chalifen Otsman oder Osman, in literaler Form Othman geschrieben, sein, welcher der dritte Nachfolger des Propheten und einer der vier Sahab en Nebi (Freunde des Propheten) war, die von allen sunnitischen Moslems hochverehrt werden, während die Schiiten nur Ali, den vierten Chalifen, hochschätzen und die drei ersten, Abubekr, Omar und Otsman verwerfen. An diesem Grabe musste ich stillestehen und folgendes Gebet hersagen:

„O Otsman, sei mir gegrüsst! O Otsman, du Getreuer Gottes! Sei mir gegrüsst, du Stellvertreter Gottes, den er über sein Volk gesetzt hat! Sei mir gegrüsst, o Freund des Propheten, der du mit ihm in

der Höhle versteckt warst und mit ihm die Flucht (Hedschra) gemacht hast. Sei mir gegrüsst, o Otsman, o Du der Fromme und Gerechte!“

Nach diesem Gebet legte ich die 450 Fuss zurück, welche die Schultern der Mutter Eva von ihren Füssen trennen. Auf dem Wege dahin kamen wir an einem Ort vorbei, der die Stelle einer Beule bezeichnen soll, welche Eva der Sage gemäss besass. Ich fragte Schich Mustapha, was das für eine Beule gewesen sein könne und er versicherte mir allen Ernstes, dieselbe rühre von Prügeln her, welche die Aeltermutter von Sidna Adam, ihrem Herrn und Gemahl, bekommen habe. Diese ächt muselmännische Fabel zeigt, wie geheiligt im Islam die Prügel des Ehegatten sind. In der That sagt der Koran (Sure 4. Vers 34) ausdrücklich, dass der Mann seine Frauen schlagen soll.

Auch den heiligen Sueis (Brüsten) der Mutter Eva statteten wir im Vorbeigehen einen Besuch ab. Die heiligen Brustwarzen waren ungefähr einen Fuss lang, was im Vergleich mit der Tiefe der Nabelgrube immer noch mässig ist. Die Sueis waren durch aufgestellte Steine bezeichnet. Jetzt kamen wir an einen Ort, von dem Schich Mustapha folgendes sagte:

„Hier ist die Wiege des Menschengeschlechts; die Stelle, von der alle Menschen ausgegangen sind. Bete, o Maghrebi, bete, aber blicke nicht hin; die Scham verbietet es.“

Endlich langten wir an den heiligen Füssen an, aus deren Umrissen ich schloss, dass die Mutter auf einem ganz besonders grossen Fusse gelebt haben

muss. Es war ein Glück, dass es zu ihrer Zeit noch keine Schuster gab, sonst würde sie sich im Schuhwerk höchst wahrscheinlich ruinirt und Sidna Adam an den Bettelstab gebracht haben. Wir küssten die heiligen Füsse, beteten an ihnen, und endlich hatten wir die ganze, fromme Ceremonie abgethan.

Das Grabmonument der Ur- und Stammmutter des Menschengeschlechts soll von dem hier begrabenen Chalifen Otsman ungefähr im Jahre 660 unsrer Zeitrechnung restaurirt worden sein. Einige skeptische Moslems wollen sogar behaupten, besagter Otsman habe es erst erbaut. Jeder fromme Muselmann nimmt jedoch an, dass die Kubba (Capelle) Eva's schon vor 6000 Jahren von ihren eignen Kindern auferbaut und nur von Noah nach der Sündfluth, welche ihr einigen Schaden zugefügt hatte, etwas ausgebessert worden sei. Da ich bei jeder religiösen Meinung zwei Seiten unterscheide, nämlich die eine fromme und strenggläubige Meinung, welche alles, selbst die unverdaulichsten Wunder als geschehen annimmt und die gewiss auch ihre Berechtigung hat, und die andere, historische, eine gewisse Kritik übende, welche, ohne in die gottlose Freigeisterei auszuarten, es doch wagt, zu untersuchen, wann diess oder jenes Dogma, diese oder jene Tradition ihren geschichtlichen Ursprung genommen habe, so sei es mir auch gestattet, mich von der frommen Tradition, welche das Grab Eva's vor 6000 Jahren von ihrem Sohne Seth erbaut sein lässt, einen Augenblick zu entfernen, und zu untersuchen, wie und wann denn eigentlich sich der Mythus vom Grabe Eva's festgestellt haben mag. Bei dieser Un-

tersuchung entbehren wir leider aller Hilfsmittel. Pocock, der in seinen „Specimina historiae Arabum“ (Oxford 1716) sonst alles bespricht, was die Mythologie des Hedschas betrifft, erwähnt dieser Tradition ebensowenig, wie Assemanus in seiner „dissertatio de Syris Nestorianis“ (Rom 1728), welcher sonst doch fast alle Paragraphen zusammenstellt, in denen die byzantinisch-saracenischen Schriftsteller den Aberglauben Arabiens besprechen. Im ganzen Koran ist keine Rede von dem Grabe Eva's und die Traditionen, dasselbe betreffend, sind alle viel späteren Ursprungs, als der Islam. Wir können desshalb im speciellen über das Alterthum der Sage des Evagrabes nichts glaubwürdiges entdecken, denn die Traditionen der Sunna darüber sind selbst nur verwirrende Fabeln, die nicht dazu dienen können, eine andere Fabel zu erklären. Aber im allgemeinen können wir den Zeitpunkt ungefähr feststellen, wann die biblischen Erzählungen nach Arabien gedrungen sind, und dort, nach mancherlei Verdrehungen im Volksmunde, sich zuletzt zu der arabisch-mohamedanischen Version der heiligen Geschichte umgestaltet haben. Diese Epoche wird ungefähr in das dritte oder vierte Jahrhundert unsrer Zeitrechnung zu verlegen sein, und zwar waren es wohl zum Theil die Juden, welche, aus Palästina vertrieben, in Arabien ein Reich gründeten, zum Theil auch die Christen, deren Religion in einzelnen arabischen Küstenstädten (das ganz christliche steinige Arabien nicht zu rechnen) Anhang fand, welche die Araber mit der mosaischen Geschichte der Schöpfung und Patriarchen bekannt machten. Das fabelhafte von einem früheren Ein-

dringen biblischer Einflüsse in Arabien, die Absurdität von der Abstammung der Araber von Ismaël, vom Aufenthalte Abrahams in Mekka und dergleichen, das werde ich später bei Besprechung der heiligen Stadt deutlicher erörtern. Hier will ich blos die Ansicht aufstellen, die freilich nur negativ zu beweisen ist, dass die Araber wahrscheinlich erst einige Jahrhunderte vor Mohamed von der Mutter Eva etwas gehört haben, dass sie aber erst durch den Islam zu einer allgemeinen Kenntniss von ihr gelangten und dass das vermeintliche Grab der Mutter wohl nicht älter ist, als das achte oder neunte Jahrhundert unsrer Zeitrechnung. Denn die Erbauung oder Restaurirung desselben durch den Chalifen Otsman ist eben so problematisch, wie das auf dieser Stelle gelegene vermeintliche Grab des Chalifen Otsman selbst.

Im ersten oder zweiten Jahrhundert des Islam waren die frommen Gemüther wohl zu sehr mit dem Stifter und dem, was diesen unmittelbar anging, beschäftigt, um andern Heiligen grosse Aufmerksamkeit zu widmen. So kommt es, dass wir aus jener Zeit keine Zeugnisse über das vermeintliche Grab Eva's haben und dass erst Isstachri ums Jahr acht- oder neunhundert unsrer Zeitrechnung dieses Grabmals Erwähnung thut und selbst Isstachri erwähnt das Grab nicht ausdrücklich; da er aber den Namen „Dschedda“ anführt, so kann man aus diesem Namen, der in seiner Bedeutung „die Aeltermutter“ eine Anspielung auf Eva enthält, schliessen, dass jener Geograph das Grab gekannt habe. Bekanntlich erwähnt auch der Patriarch Euthychius den Na-

men „Dschedda“ noch etwas früher. Ein vernünftiger Mensch, der ein wenig Kritik gebraucht, hat also keinen Grund, anzunehmen, dass das Grab älter als jene Epoche sei, da keine uns bekannte Quelle dessen früher gedenkt.

Was die Umgebung des Grabes der Eva betrifft, so liegt dasselbe in öder und im ganzen flacher Gegend, aus welcher nur im Nordwesten einige Hügel, von Korallenstein gebildet, aufragen. Schon Niebuhr bemerkt, dass diese Hügel, welche voller versteinerter Muscheln und Korallen sind, ganz dasselbe Aussehen tragen, wie die an dieser Küste so häufigen Korallenriffe und Klippen. Nach seiner Ansicht hatten diese Hügel früher im Meere gestanden und das Meer sich an der Küste von Dschedda im Laufe der Jahrhunderte bedeutend zurückgezogen, was es jetzt auch allerdings noch thut, wenn auch in kaum merklichem Maasse. Falsch wäre es jedoch, anzunehmen, dass diese Korallenhügel im Laufe der Zeiten an Höhe zugenommen hätten, da ein Korallenhügel oder eine Korallenklippe nur durch vulkanische Kraft gehoben werden kann, denn das gewöhnliche, organische Wachsthum der Korallenbänke hört auf, wenn sie sich dem Niveau der Meeresfläche bis zu acht Fuss unter dem Ebbestand genähert haben, da die Korallen nicht höher bauen. Diese Korallenhügel müssen, als sie noch Klippen waren, genau dieselbe Höhe, wie heute, wo sie mitten im Lande liegen, gehabt haben. Da nun das Meer hier wohl viele Jahrtausende gebraucht hat, um sich von der Stelle dieser einstigen Klippen zurückzuziehen, so ist die vulkanische Erhebung, welche diese Korallenbänke zu

Korallenklippen gemacht hat, in die graue Vorzeit zu verlegen, wahrscheinlich in jene Zeit, als die vielen jetzt ausgebrannten Vulkane im Innern Arabiens noch thätig waren. Die Geschichte spricht nicht mehr von vulkanischen Erhebungen in Arabien. Wenn Niebuhr aus dem Zurückziehen des Meeres an dieser Küste den Schluss zieht, dass die antike Vorgängerin von Dschedda, sei sie nun Badeo Regia, Centus vicus oder Makoraba gewesen, nicht hier, sondern viel weiter im Innern gelegen haben müsse, so scheint er mir zu übertreiben; denn, wie gesagt, das Zurückziehen des Meeres geschieht langsam, ja sehr langsam, und die Bildung der Korallenhügel ist in vorhistorische Zeit zu verlegen, während Badeo regia schon in historischer existirte und selbst jene Hügel sind jetzt nicht weit vom Meere entfernt.

Was auch immer meine Ansicht über die Aechtheit oder Unächtheit des Grabes der Mutter Eva sein mochte, wie sehr ich auch innerlich über die hyperriesigen Proportionen ihres Leibes und über den rührenden Anachronismus lachen musste, dass sie, wie eine ächte Mohamedanerin, nach Mekka zu gerichtet liegt, so durfte ich doch äusserlich nur die grösste Andacht und Ehrfurcht an den Tag legen. Ich enthielt mich auch streng einer höhnischen Kritik, wie z. B. Burton sie angewandt haben will, als er zu dem ihn begleitenden jungen Mekkaner sagt: „Wenn unsre Urmutter, wie wir hier sehen, vom Kopf bis zum Unterleib dreihundert und von da bis zur Fusssohle zweihundert Fuss gemessen hat, dann muss sie wirklich wie eine Ente ausgesehen haben". Beiläufig gesagt, finde ich diesen Vergleich mit einer Ente zwar ori-

ginell, wenn auch respectlos, aber doch gar nicht richtig. Denn eine Ente (verzeihe mir diesen Vergleich, o Mutter Eva!) ist gewöhnlich eben so breit, als lang, und Mutter Eva war ja so elendiglich schmal, nämlich bei 500 Fuss Höhe nur 12 Fuss breit, so dass man sie eher mit einem Obelisken vergleichen könnte, wenn es einen Obelisken gäbe, der diese Höhe erreicht. Eva war hundert Fuss höher als die höchste Pyramide. Man setze vier Obelisken von Luksor aufeinander und man wird ungefähr einen Begriff von ihrer Höhe bekommen. Schön kann sie nicht gewesen sein und selbst die schlankeste ihrer schlanken Töchter wird sich keiner solchen Magerkeit erfreut haben, wie die Urmutter.

Endlich hatten wir uns mit dem Grabe der Aeltermutter hinlänglich beschäftigt und traten nun unsern Rückweg nach Dschedda an, wo wir nach fünfstündiger Abwesenheit wieder eintrafen, um alle unsre Vorbereitungen zu der uns morgen bevorstehenden Abreise nach Mekka zu treffen. Ich hatte zu diesem Zwecke drei Kameele gemiethet, deren eines mich, das zweite Ali und das dritte mein Gepäck tragen sollte. Die Aegypter wollten fast alle die Wallfahrt zu Fusse machen. Nur einige wenige von ihnen mietheten kleine Eselchen. Am Abend ging ich noch mit Ali auf den Markt, um Provisionen einzukaufen, die ich in recht reichlicher Menge mitnehmen wollte, um bei Gelegenheit meinen Reisegefährten davon mittheilen und mir durch diese Spende Freunde machen zu können.

Wir gingen zuerst auf den Fischmarkt, der hier, wie in allen Hafenstädten des ganzen, fischreichen

rothen Meeres sehr interessant war. Ausser den schon oben bei el Imbu beschriebenen Fischarten, welche sich fast alle auch hier wieder vorfanden, sah ich noch einige andere, die mir bisher nicht vorgekommen waren: zum Beispiel zwei Macrelenarten, den Scomber Samsun, arabiseh Abu Samsun genannt, einen silberfarbenen, fleckenlosen Fisch, und den seltsam gestalteten Scomber falcatus, auf arabisch Höckel genannt, welcher eine beinahe viereckige Gestalt hatte, so breit war er und so spitzig seine Seiten- und Schwanzflossen; er stellte ungefähr die Figur eines Parallelopipedon dar. Auch mehrere Arten von Mullus bemerkte ich auf diesem Fischmarkte, unter andern den Mullus auriflamma, auf arabisch Anbir genannt, welcher einen goldfarbenen Abglanz hat, und den sogenannten bärtigen Fisch, Mullus abudakn, dessen arabischer Name, Abu Dakn, der „Vater des Kinnbartes“ bedeutet, und wohl desshalb gewählt wurde, weil dieser Fisch unterhalb des Kopfes einige längliche, hervorspringende Schuppen hat, die der Araber mit einem Barte zu vergleichen liebt. Auch der sonst nur im Nil vorkommende Silurus bajad, arabisch Abiad, d. h. der weisse Fisch, wurde mir hier genannt. Dieser Fisch, der zwar nicht weiss, sondern graulich gefärbt war, glich auffallend dem bei Marseille so häufigen Charderonnet wie ihn die Franzosen nennen, oder Distelfink, und ich glaube fest, dass es der letztere Fisch war, denn der eigentliche Abiad kommt, wie gesagt, nur im süssen Wasser vor, während der Distelfink, Silurus cornutus, ein Seefisch ist. Da aber die Araber des rothen Meeres letzteren nicht gut kennen, so nennen sie

ihn fälschlich Abiad. Nachdem ich von den Macrelen und Carangen, welche hier die beliebtesten und zugleich theuersten Fischgattungen waren, ein Paar Dutzend angekauft hatte, zog ich mich zurück. Mit den andern für einen europäischen Magen mitunter ganz unverdaulichen Fischarten, den Chaetodon, den Scabrus, den Perea, den Sciaena u. s. w., welche die Araber zuweilen auch essen, wollte ich keine Experimente machen. Nun besuchten wir noch den Buttermarkt, wo ich sowohl Sebda (süsse Butter), als Ssemen (gesalzene Butter) zu dem beispiellos wohlfeilen Preis von 5 Kreuzer das Pfund der ersteren und 8 Kreuzer der andern einkaufen liess. Dann vollendeten wir unsre Provisionen beim Metzger und Bäcker und endlich waren wir reisefertig.

Ich wusste freilich nicht, dass in diesem Lande alle Reisen nur in der Nacht gemacht werden, sonst hätte ich den Ankauf von Fischen auf den andern Tag verschoben. Da keiner meiner Reisegefährten mir darüber Aufschluss zu geben der Mühe werth gefunden hatte, so fand ich mich nun im Besitz einer Menge frischer Substanzen, die bei der Hitze leicht verdarben. Einige Fische gelang es mir freilich durch Einsalzen zu bewahren, die andern musste ich verschenken.

Neuntes Capitel.

Wallfahrt von Dschedda nach Mekka.

Das Lager der Pilger in Dschedda. — Karawanen. — Buntes Durcheinander der Hadschadsch. — Aufbruch — Die nächtliche Wallfahrt. — Die Kameele. — Meine Reisegesellschaft. — Die Eselreiter. — Hassan ben Ssadak der Mekkaner. — Oede Ebene. — Aïn Rarhama. — Das Kaffeehaus des Türken. — Rohe Gesellschaft. — Unanständige Manieren. — Vegetation des Innern. — Bahra. — El Hadda — Sonderbare Hütten. — Tagsquartier. — Ich mache Bekanntschaft mit einem Beduinen von Hadda. — Seine Gattinnen und ihre Behandlung. — Lächerlicher Aberglaube. — Empfehlung eines Absteigequartiers in Mekka. — Aufbruch von El Hadda. — Das Hedud el Haram. — Nächtliche Wanderung. — Anblick von Mekka. — Gruss der Pilger. — Ankunft in der heiligen Stadt.

Als ich am Abend des 25. Du el Kada 1276 (15. Juni 1860) vor die Thüre meiner Wohnung, der Kaffeebude trat, in welcher ich eben die so nöthige Siesta, als Stärkung für die bevorstehende nächtliche Wallfahrt gemacht hatte, bot sich meinen Blicken ein lebhaftes, buntes Bild voll der abwechselndsten Mannigfaltigkeit dar. Da lagerten auf den öffentlichen Plätzen der Stadt, zwischen den zahlreichen

Schilfhütten und Reiserbuden und dem Labyrinth von Zelten einige tausend Hadschadsch (Pilger), Menschen von den verschiedensten Physiognomien, Hautfarben und Sprachen, von denen jeder, trotz der Abwesenheit seiner unterscheidenden Nationaltracht, denn fast alle trugen den gleichförmigen Ihram, dennoch seine Abstammung deutlich verrieth. Um sie herum standen, lagen oder knieten die Kameele, von malerisch zerlumpten, sonnverbrannten Beduinen begleitet, dazwischen kleine, flinke Eselchen, die den Augenblick der Abreise ungeduldig zu erwarten schienen, hie und da ein reichbeladenes Maulthier und zuweilen, wenn auch selten, irgend ein edles, arabisches Ross, vom reinsten Blute des Nedsched, dem Vaterlande der schönsten Pferde, mit dem feinen, zartgebauten Kopfe, mit dem schlanken, gelenkigen Körper, mit hoher, wallender Mähne, mit den dünnen, sehnigen Beinen und dem langen, dichtbehaarten Schweife. Einige dieser Pferde trugen die schönsten, goldgestickten, arabischen Sättel mit buntverzierten Zäumen und Steigbügeln und schienen nur den Beduinenchef, ihren Reiter zu erwarten, um im wahnsinnigen Galopp mit ihm davon zu fliegen.

Alle diese Hadschadsch sollten jedoch nicht heute die Reise mit uns antreten, denn viele zogen es vor noch einige Tage in Dschedda zu verweilen, wo sie bequemer, als in dem überfüllten Mekka, leben konnten. Es war nämlich noch frühe in der Pilgerjahreszeit; der neunte Tag des Monats Du el Hödscha, an welchem jeder Hadsch in Mekka und Arafa sein muss, ag noch vierzehn Tage fern und auch ich hätte in

aller Musse noch eine Woche in der Stadt der Aeltermutter weilen können, wenn ich nicht vorgezogen hätte, dem Rathe und der Gesellschaft Schich Mustapha's zu folgen, der mir mit Recht vorgestellt hatte, dass es wünschenswerth sei, in Mekka früher, als die Mehrzahl der Pilger, namentlich vor Ankunft der beiden grossen Pilgerkarawanen aus Damaskus und Bagdad anzukommen, natürlich desshalb, um desto leichter in der heiligen Stadt ein Unterkommen zu finden, was immer zur Pilgerzeit seine Schwierigkeiten hat.

Die Karawane, welche am 25. Du el Hödscha (gewöhnlich Dulhidscha geschrieben) Dschedda verlassen und auch uns, nämlich meine Reisegefährten, die Aegypter und mich, mitnehmen sollte, bestand aus einigen fünfhundert Hadschadsch, von denen ungefähr hundert Kameele, einige hundertundfünfzig kleine Eselchen ritten und die übrigen per pedes apostolorum gingen: jedenfalls die frömmste, wenn auch in diesem heissen Klima eine beinahe aufreibende Art, die Pilgerfahrt zu machen. Diese Karawane war jedoch weit entfernt davon, eine regelmässig gebildete und geordnete zu sein. Sie hatte keinen Häuptling, ja sie besass eigentlich gar keinen Zusammenhang. Sie war, wenn man will, eigentlich gar keine rechte Karawane, wie solche sich im Orient oft für mehrmonatliche Reisen regelmässig zu organisiren pflegen, und deren Hauptzweck ist, durch Zusammenhalten der Reisenden sich gegenseitig Schutz zu gewähren, was besonders dann sehr nöthig wird, wenn man durch die Gebiete räuberischer Beduinenstämme kommt. Aber auf dem vielbesuchten Wege von

Dschedda nach der heiligen Stadt war in diesem Jahre alles sicher und die Abwesenheit der Gefahr machte auch die regelmässige Organisation einer Karawane unnöthig. So war unsre Karawane denn auch nichts, als ein unregelmässiger Zug von Reisenden, die in der grössten Unordnung marschirten oder ritten, die, da jeder nach seinem Belieben aufbrach und ausruhte, nur in grossen Zwischenräumen aufeinander folgten und sich oft auf den Längenraum einer deutschen Meile vertheilten, Hier kam eine Gruppe von Reitern auf Kameelen, von einem Pferde, einem halben Dutzend Eseln und etlichen dreissig Hadschadsch zu Fusse begleitet; dort eine andere, in deren Mitte zwei reichverzierte Kameele eine schöne, grosse, viereckige Sänfte mit abgerundetem Dache trugen, durch deren offenes Fenster man die seltsamen, gespensterartig verhüllten Gestalten von Frauen erblicken konnte, welche den Ihram trugen, der beim weiblichen Geschlecht besonders hässlich ist und nur aus einem kolossalen, vom Kopf herabhängenden, den ganzen Körper bauschig umhüllenden weissen Baumwolltuche und einem viereckigen Pflaster von gestärktem, dicken Baumwollstoff fürs Gesicht besteht; da wandelte zu Fuss ein Häuflein halbnackter Fanatiker, Derwische von irgend einem Orden, mit sehr schmutzigen und durchlöcherten Ihrams, welche ihre ungewaschenen Glieder deutlich gewahren liessen; hier folgte eine Anzahl triefäugiger Aegypter, demüthig auf kleinen Eselchen dahinreitend, welche im Orient so flinken Thiere muntern und lebhaften Ganges die schwerfälligen Kameele schnell überholten; dort wackelten langsam und ge-

messen einige zwanzig, von Hadschadsch gerittene Wüstenschiffe einher, nach ihrer beliebten Art mit den zwei Füssen auf einer Seite stets zugleich ansetzend, was ihren Höcker, auf welchem der Pilger sass, bald von vorn nach hinten, bald von hinten nach vorn schleuderte, und so den Reiter zwang, stets im Schweben begriffen zu sein und mit dem Vorderkörper, wie ein umgekehrter Pendel, unaufhörlich auf- und abzuschwingen, ich möchte fast sagen auf- und abzuläuten. Nicht umsonst hat man das Kameel das Schiff der Wüste genannt; denn, ausser so vielen andern Eigenschaften, welche diesen Vergleich rechtfertigen, besitzt es auch die, dass es stets, gleich einem Schiffe auf dem Meere, regelmässig auf- und niederschwebt und schwankt und dass es nebenbei seinem Reiter die allerschönste Seekrankheit bereiten kann. Zwischen dieser Masse von Pilgern ritt auch wohl hie und da irgend ein stolzer arabischer Häuptling einher, der kühn zu Pferde auf einem edlen, sich hochbäumenden Araberhengste des Nedsched sass und der in seinem schönen Costüm, denn er war kein Pilger und trug nicht den entsetzlichen Ihram, in seinem Costüm, bestehend aus der langen weissen Dschebba, der weiten, bunten Oeba, dem rothen, seidenen Kopftuch, von Kameelhaaren umwunden, mit seinen glänzenden, phantastisch geformten Waffen, die er im Ledergürtel um den Leib geschnallt trug, einen lebhaften Contrast gegen die einförmig gekleideten, waffenlosen Hadschadsch darbot.

Die Gruppe von Pilgern, zu welcher ich gehörte, bestand, so wollte es der Zufall, fast ganz aus den-

selben Leuten, welche die Seefahrt auf der „Mutter des Friedens“ von Kosseir bis nach Dschedda mit mir zusammen gemacht hatten. Es mochten unsrer etwa fünfzig sein, fast alle Aegypter, nur mich, den vermeintlichen Maghrebi, die zwei Türken und die beiden Kritzli oder Candianer ausgenommen. Von dieser Schaar sassen etwa zehn hoch zu Kameel, zwanzig auf Eselchen und die übrigen liefen auf ihren nackten Fusssohlen, denn nur wenige hatten in Dschedda, wo überhaupt Schuhwerk als der allergrösste Luxusartikel betrachtet und theuer verkauft wird, den sumptuösen Ankauf von Sandalen gemacht.

Schich Mustapha ritt als ächter Aegypter ein kleines Eselchen; seine drei Neffen gingen zu Fuss; Hassan Effendi hatte ein Kameel bestiegen, und der kugelrunde Haggi Omar, der zum Gehen wie zum Reiten viel zu faul war, sass in einer Sänfte, welche von zwei Kameelen, deren eines vorn, das andere hinten ging, auf einer Art von Doppeldeichsel getragen wurde. Sidi Mansur, Sidi Abd-Allah und Hamed Effendi hatten jeder ebenfalls ein Schiff der Wüste bestiegen. Mustapha Bei jedoch liess es sich nicht nehmen, in seiner vermeintlichen militärischen Eigenschaft ein Pferd zu reiten, welches, obgleich ein kläglich aussehendes, mageres und altes Thier, dennoch für diesen schlechten Reiter viel zu muthig war. Komisch war es anzusehen, wenn dieser elende Klepper, der gewöhnlich im langsamsten Schritte und viel langsamer, als die Kameele ging, plötzlich, von einem der schadenfrohen Neffen des Schich gereizt, ein wenig schneller lief, wie dann der unglückliche Mustapha Bei sich geberdete, als sei er in der

grössten Gefahr, dass sein Pferd mit ihm durchginge. Einmal, als der besonders schelmische älteste Neffe des Schich jener alten Mähre einen Stock in das Hintertheil gesteckt hatte und dieselbe in Folge davon ausstiess und ausschlug, da fing der Bei gar zu schreien und zu wimmern an und bat uns, ihm doch von dem kühnen Renner herunterzuhelfen, was wir auch thaten, worauf er dann den Rest der Reise zu Fusse ging und sich die drei Neffen des Schich im Reiten auf dem gefährlichen Thiere ablösten. Die beiden rohen ungeschlachten Türken waren ebenfalls wieder mit uns. Sie hatten zu zweien nur ein Kameel gemiethet und bildeten sich ein, dasselbe würde sie vereinigt tragen, worin sie sich jedoch irrten, denn sowie sie sich beide auf das knieende Kameel setzten (die Kameele knieen wenn sie beladen werden), war dieses nie zum Aufstehen zu bringen. Stieg der eine vom knieenden Kameel herab, so stand es jedoch gleich auf. Auf diese Weise waren sie genöthigt, sich im Reiten abzulösen. Die beiden Kritzli, die schon im Ihram lange nicht so stattlich, als in ihrem theatralischen Costüm aussahen, verloren noch mehr an Effect durch das Reiten auf zwei Eseln, welche sie zur Reise nach Mekka gemiethet hatten. Eselreiter werden überhaupt von den ächten Arabern sehr verachtet, und die Beduinen, die als Eigenthümer der Thiere, welche wir ritten, uns begleiteten, konnten sich nicht höhnisch genug über diejenigen unter uns aussprechen, welche das langöhrige Thier bestiegen hatten. Esel gab es nämlich früher in Dschedda nur sehr wenige. Erst seit einigen Jahren ist Freund Langohr daselbst heimisch geworden und

erfreut sich jetzt bei vielen Pilgern, namentlich Aegyptern, wie überhaupt allen friedlichen Bürgern, grosser Beliebtheit. Der ächte Araber aber, der Beduine, selbst viele Türken, kurz jeder, der einen Anspruch darauf macht, ein Krieger zu sein, hegt die grösste Verachtung für das friedliche Thier und seine Reiter.

Diess waren ungefähr die Hauptpersonen unter meiner Reisegesellschaft. Einer andern muss ich jedoch noch erwähnen, die für mich nicht ohne Wichtigkeit werden sollte. Es war diess einer der beiden Mekkaner, welche von Kairo aus die Nilfahrt, dann die Wüstenreise und endlich die Seefahrt auf dem rothen Meere mit uns gemacht hatten. Zum Glück waren wir denjenigen der beiden Mekkaner, welcher unsern guten dicken Haggi Omar bestohlen hatte, in Dschédda los geworden. Dieser Biedermann mochte uns wohl nicht mehr für fette Milchkühe ansehen, er hatte genug aus uns herausgeschunden, nämlich seine ganze Reise umsonst und auf unsre Kosten gemacht, und sehnte sich vielleicht jetzt nach andern Reisegefährten, die noch nicht wussten, was es für ein kostspieliges Glück sei, einen Sohn der heiligen Stadt begleiten zu können. Der noch übrig gebliebene Mekkawi war zwar auch spitzbübisch und betrügerisch genug, aber er war doch nicht geradezu ein Dieb, wenigstens nicht im engern Sinne des Wortes. Ich suchte mir ihn geneigt zu machen, was mir auch durch einige grössere und kleinere Geschenke und dadurch gelang, dass ich seine Kameelmiethe von Dschedda nach Mekka bezahlte, so dass er fortfuhr, kostenfrei mit uns zu reisen. Diess that

ich in der Hoffnung, einmal durch ihn, der doch ein geborener Mekkaner war, weitere Auskunft und Aufschlüsse über die heilige Stadt zu erhalten, dann auch, damit er mir, einmal in Mekka angekommen, womöglich zur Erlangung eines andern Absteigequartiers, als in öffentlichen Wirthshäusern, die ich gern vermied, behilflich sei. Diese beiden Zwecke sollte ich denn auch, wenigstens theilweise, erreichen. Hassan Ben Ssadak, so hiess der Mekkawi, war zwar selbst, wie ich trotz seiner Prahlereien sehr bald entdeckte, keineswegs der Sohn wohlhabender Altern. Sein Vater Ssadak, den ich später in Mekka kennen lernte, war nichts anders, als einer jener vielen gelehrten Bettler, die ihre Kenntnisse des Korans dazu ausbeuten, um vom Almosen der übrigen gläubigen Welt, namentlich der Pilger zu leben. Aber Ssadak, obgleich nur ein Bettler, war dennoch von guter Familie oder „von grossem Hause“, wie die Araber sagen und sein Sohn konnte mir seiner Familienverbindungen wegen nützlich werden.

Der Weg von Dschedda nach der heiligen Stadt mag ungefähr neun deutsche oder geographische Meilen (von 15 auf den Breitegrad) betragen. Da nun eine gewöhnliche Karawane volle zwei Stunden gebraucht, um eine deutsche Meile zurückzulegen, so mussten auch wir uns darauf gefasst machen, achtzehn Stunden hoch zu Kameel oder zu Esel zuzubringen. Diess in einer einzigen Tour zu machen, war für uns nicht gut möglich, obgleich es sehr viele Pilger zu thun pflegen, die aber dann gewöhnlich allein oder in kleineren Gruppen, deren Mitglieder sämmtlich flinke Eselchen reiten, und nicht in Be-

gleitung von langsamen Fussgängern oder von noch langsameren Wüstenschiffen karawanenartig vorrücken. Unser Ziel sollte desshalb für die heutige Nachtreise (die Nacht vom 15. auf 16. Juni) nur die Mittelstation zwischen Dschedda und Mekka bilden, welche den Namen Hadda führt und ungefähr halbwegs zwischen beiden Städten gelegen ist.

Um 7 Uhr Abends, grade als die letzten Strahlen des Abendrothes dem rothen Meere eine Farbe verliehen, welche seinen Namen, wenigstens für diesen Augenblick als gerechtfertigt erscheinen liess, verliessen wir Dschedda durch das stattliche Bab el Mekka, das Thor der heiligen Stadt, welches direct gegen Osten gelegen ist.

Da es die Nacht des 25. Du el Kada war, und alle arabischen Monate Mondmonate sind, so hatten wir das letzte Mondsviertel schon hinter uns und folglich erst einige Stunden nach Mitternacht den Mondsaufgang zu erwarten. Unsre nächtliche Reise vollendete sich desshalb fast ganz in der Dunkelheit, was allerdings ein grosser Uebelstand war, worüber ich mich jedoch mit der Aussicht tröstete, die Rückreise von Mekka nach Dschedda beim Vollmonde machen zu können, was mir zwar gelingen, aber doch keinen grossen Nutzen bieten sollte, denn der ungewisse Schein des Mondlichts mag zwar in einer Gegend, die man schon kennt, ein sehr willkommener Verdeutlicher und Beleuchter dessen sein, was unserm Auge schon vertraut ist, in einer Gegend aber, die man nie gesehen hat, bewirkt der Umstand; dass man sie zum ersten male beim Mondschein sieht, eine Menge Täuschungen, aus denen das beobach-

tende Auge nur schwer das wirkliche Bild herausfindet.

Die Reise bei Tage zu machen, daran war nicht zu denken, da in Arabien keine Karawanen bei Tage gehen und zwar der Kameele wegen, welche nur im Ruhezustande und nur bei Tage fressen, so dass bei ihnen Reisen und Nachtzeit, Ruhen und Tageszeit unzertrennlich sind, welche Zeiteintheilung denn auch die Menschen von ihren Hausthieren angenommen haben und die ihnen zur zweiten Natur geworden ist. So kam es, dass ich von der Gegend zwischen Dschedda und Mekka nur äusserst wenig sehen konnte. Ich kann diese Gegend desshalb nur höchst dürftig beschreiben und werde von ihr nur genau das sagen, was sich mir bei meiner höchst mangelhaften, nächtlichen Beobachtung als ein unzweifelhaftes Resultat herausgestellt hat, während ich alles vermeide, was nur durch Hörensagen zu bestätigen sein möchte.

Gleich hinter dem Thore von Mekka liegt ein wirres Durcheinander von Kaffeezelten und Buden, in deren Nähe sich gewöhnlich die Karawanen zu sammeln pflegen. Hier gruppirte sich auch die kleine Schaar, zu welcher ich gehörte und nach eingenommenen Kaffee (vielleicht zum zwanzigsten Male an diesem Tage) setzten wir uns langsam und gemessen in Bewegung. Ich hatte den Mekkawi, Hassan Sohn des Ssadak, welcher das von mir bezahlte Kameel ritt, neben mir und vor mir, oder richtiger gesagt, beinahe unter mir, das heisst fast zwischen den Füssen meines Kameeles Schich Mustapha auf seinem kleinen bescheidenen Eselchen.

Bald traten wir in eine wahre unzweifelhafte

Einöde, in der, so weit ich in der Dunkelheit unterscheiden konnte, nichts, gar nichts zu wachsen schien. Hier ruhte die Natur, in unermessliches Schweigen gehüllt, thatenlos und lebensarm, kein Laut eines Nachtvogels liess sich vernehmen, kein Abendschwärmer summte dahin, kein Leuchtkäfer fackelte durch die Nachtluft. Das einzige Leben in diesem nächtlichen, melancholischen Gemälde war das, welches die Pilger hineinbrachten. Aber auch diese Pilger waren weit entfernt davon, die Lebhaftigkeit zu bieten, welche eine gleich grosse Anzahl von Europäern zur Schau getragen hätte. Ernst und gravitätische Ruhe sind den Orientalen so zur zweiten Natur geworden, wenn sie nicht durch ihre Natur überhaupt schon unmittelbar bedingt sind, dass nur eine einzige Triebfeder und zwar auch wieder eine ernste Triebfeder, nämlich der religiöse Fanatismus im Stande ist, ihre Pulse zu beleben, ja sie zum grössten Enthusiasmus hinzureissen, in welchem sie dann auch geräuschvoll werden können, wie der bei jeder Gelegenheit ausgestossene Pilgerruf und der wahrhaft ohrenzerreissende Lärm, den die frommen Pilger wenn sie ihr Labik schreien hervorbringen , bezeugt.

Diese nächtliche Reise hatte trotz ihrer Monotonie, dennoch einen mächtigen fesselnden Reiz. Die äusseren Bilder, welche der Phantasie Nahrung verleihen konnten, waren zwar nur dürftig, aber gerade diese Dürftigkeit, begleitet von dem mystischen Halblichte, in dem die ganze Natur dalag, machte, dass die Einbildungskraft desto lebhafter webte und schuf, denn wo nichts vorhanden war, da konnte sie leicht sich das allerschönste schaffen. So bald in

süsse Träume gewiegt, während mein Körper auf dem wackeligen Rücken des Wüstenschiffes geschaukelt wurde; bald mit Hassan ben Ssadak im Gespräche über das heilige, dem Europäer unnahbare Reiseziel begriffen; bald auch wieder mich mit Schich Mustapha in eine religiöse Controverse oder einen mystisch-beschaulichen Dialog einlassend, vergingen mir schnell die ersten Stunden des Weges.

Nach dreistündigem Ritt, während dessen wir zwar unmerklich, aber doch immer gestiegen waren, langte unsre Karawane bei Aïn Rarhama an, wo sich wie der Name Aïn andeutet ein Brunnen befindet, dem zur Seite eine Kaffeebude erbaut ist. Auf dem Wege dahin waren wir durch ein felsiges Thal hindurchgekommen, dessen Felsen, die jedoch nur klein und unbedeutend schienen, die ersten waren, an denen ich in Arabien vorbeikam. Der Dunkelheit wegen sah ich sie so gut wie gar nicht.

In Aïn Rarhama rasteten wir einen Augenblick; dann ging es weiter und zwar hatten wir nun den ersten Hügel zu erklimmen, welcher zu dem Hochlande, auf dem die heilige Stadt liegt, die unterste Stufe bildet. Gegen elf Uhr gelangten wir nach Kawua el Turki, welches wie sein Name andeutet ein Kaffeehaus, von einem Türken gehalten, ist. Hier wurde ebenfalls wieder gerastet und zwar in aller Gemüthsruhe. Die Aegypter, von denen viele zu Fusse gingen, waren hungrig und durstig geworden, namentlich letzteres, denn die Hitze war ganz bedeutend, kein frischer Landwind wehte in dieser Nacht dem Meere zu, wie diess doch sonst des Nachts in Küstengegenden immer der Fall ist, während am Tage der See-

wind zu herrschen pflegt. Meine Reisegefährten erquickten sich durch Wasser und genossen ihr hartes, schwarzes Durrabrod, wozu ich ihnen einige eingesalzene Fische schenkte, was mir manchen zum Freunde machte. Den Schich, seine drei Neffen, Mustapha Bei, den Mekkawi und noch ein halbes Dutzend anderer tractirte ich mit Kaffee und schlürfte selbst dieses hier trefflich bereitete Getränk mit Wollust ein.

Der Mekkawi erzählte mir, dass diese Gegend früher sehr unsicher gewesen sei, namentlich durch die Assir beunruhigt, einen mächtigen Beduinenstamm, der zwischen Hedschas und Jemen wohnt und dem Sultan nur nominell unterworfen ist. Jetzt sei die Pilgerstrasse von Dschedda nach Mekka zwar so ziemlich sicher. Aber gerade diejenigen, welche zu ihrer Sicherheit in einer Beziehung beitrugen, nämlich die türkischen Soldaten, hätten ihrerseits wieder so viele Excesse verübt, dass diess für die Pilger und für die Araber, welche des Pilgerverkehrs wegen sich an dieser Strasse temporär niederzulassen pflegten, die unangenehmsten Folgen mit sich gebracht habe. So wäre früher an dieser Route eine viel grössere Menge von Kaffeebuden und Erfrischungszelten befindlich gewesen. Da aber die türkischen Soldaten die schlechte Gewohnheit hatten, in diese Zelte mit Gewalt einzudringen, sich durch Drohungen Lebensmittel und Kaffee zu verschaffen, nicht dafür zu zahlen, ja die Läden oft geradezu ausplünderten, und dem Wirth zuweilen nichts als sein Hemd übrig liessen, so hätten die meisten Kaffeewirthe das für sie wenig lucrative Geschäft aufgegeben und jetzt wäre nur noch mit der

grössten Schwierigkeit ein Araber dazu zu bewegen, auf der Strasse von Dschedda nach Mekka ein Kaffeehaus zu halten. Desshalb hätten sich auch in neuester Zeit einige Türken hier als Kaffeewirthe eingefunden, welche, da sie als zum herrschenden Stamme gehörend von den Soldaten des Grosssultans unangetastet gelassen würden, nun in grösster Sicherheit das im ganzen recht lucrative Geschäft eines Kaffeewirths auf der Pilgerstrasse ausüben könnten. Von einem solchen Türken, übrigens einem rohen ungeschlachten Kerle und dessen zwei Söhnen, wurde auch dieses Kawua el Turki gehalten. Die zwei Söhne dieses barbarischen Kaffeewirthes waren zwei höchst freche, unausstehliche Bürschchen, die sich durch ihre türkische Abkunft berechtigt fühlten, über alle Araber, namentlich über die sanfteren Aegypter mit den gemeinsten Schimpfwörtern loszuziehen, unter denen „Sohn eines Hundes“ oder „Sohn eines gewissen Frauenzimmers“, das mir der Anstand zu nennen verbietet, die gewöhnlichsten waren. Gegen städtische Araber waren sie nur ein wenig höflicher. Jedoch den Beduinen gegenüber, die weit entfernt von der Kriecherei der Aegypter sind und sich wenig gefallen lassen, trauten sie sich kaum den Mund aufzuthun. In der Stadt Mekka, wie überhaupt überall, wo ächte Araber in grosser Menge vorhanden sind und eine compacte, mehr oder weniger imposante Masse bilden, werden zwar die Türken und alles, was zu den Türken hält oder vor ihnen Ehrfurcht an den Tag legt, wie die Syrer und Aegypter, sehr gering geschätzt und dort dürfte sich wohl kein Türke erlauben, über einen Araber mit Schimpfwörtern loszuziehen, aber da, wo die Türken

sich zur Geltung zu bringen wissen, und das ist an einigen Stationen der Pilgerstrasse der Fall, in welchen oft türkische Garnisonen liegen, da ist ihr Müthchen ungekühlt und die armen Hadschadsch müssen viel darunter leiden.

Unsre beiden türkischen Mitreisenden liessen sich mit dem Kaffeewirth, seinen hoffnungsvollen Sprösslingen und einigen türkischen Soldaten, welche hier die Wache hatten, in ein trauliches Gespräch ein und wurden von diesen als Landsleute mit grosser Freundlichkeit behandelt. Ja bald sah ich, wie einer der beiden schimpflustigen Jünglinge eine grosse Schüssel voll Pilaff, das bekannte türkische Nationalgericht aus Reis, Butter und Hammelfleisch bestehend, herbeibrachte und mitten unter die türkische Gesellschaft setzte, welche sogleich in einem unmässigen Fressen begriffen war. Das unanständigste bei diesem Fressen war jedoch nicht die Gier, mit welcher sie den Reiss verschlangen, sondern das Nachspiel der Mahlzeit, welches ein wahres Concert von Rülpsereien genannt werden konnte. Ich wusste wohl, dass es bei den Türken für den höchsten guten Ton gilt, sich nach vollendeter Mahlzeit mit grossem Getöse zu rülpsen, aber ein solches Gerülpse, wie das, welches diese rohen ungeschlachten Türken, welche meist vom Lande aus Kleinasien stammten und noch nicht von constantinopolitanischer Feinheit und Cultur beleckt waren, anstimmten, ein solch' unanständiger Lärm war mir noch selten auf meinen Reisen vorgekommen.

Zum Glück dauerte diess jedoch nicht lange und unser baldiger Aufbruch raubte uns noch den Schlussact des hässlichen Schauspieles. Nach einem weiteren

Ritt von anderthalb Stunden gelangten wir nun nach el Bejadija, wo ebenfalls Kaffeezelte und ein Brunnen sind. Hier rasteten wir jedoch nicht, sondern setzten unsern Weg, der immer in die Höhe strebte, weiter fort, bis wir gegen vier Uhr Morgens einen kleinen Ort Namens Bahra erreichten. Inzwischen war der Mond aufgegangen und beleuchtete in stiller Pracht eine Gegend, welche sich von der um Dschedda im ganzen vortheilhaft unterschied. Zwar bot sie keine auffallenden, mächtigen Vegetationsformen, wie eine andere tropische Gegend, aber ihr fehlte doch nicht, wie dem Tieflande, jegliche Pflanzendecke. Hie und da wucherten am Wege Cassiagesträuche; einige Acanthus und Sesamarten boten den Kameelen ihr Futter, wenn sie hätten fressen wollen; hier breiteten sich einige phantastisch geblätterte Coloquinten auf dem Sandboden aus; dort erhob eine schlanke Acacia vera ihre zarten, federartigen Zweige; hie und da sah ich auch eine Art von Zuckerrohr emporragen, welche, wie ich mich durch das Pflücken eines Exemplars überzeugte, das Saccharum hirsutum oder haarige Zuckerrohr wegen seiner behaarten Aehre so genannt war, dem die Araber den Namen Bu Sfardi beilegen. Aber, wenn auch reicher, als das Land um Dschedda, so war diese Gegend dennoch arm, arm an Wasser und an allem, was dieses köstliche Element erzeugen kann, arm an einer frischen lebendigen, duftenden und früchtebringenden Vegetation.

Bahra war eine elende, kleine Ortschaft, welche nur aus etlichen dreissig Hütten bestand, die zum Theil aus einer Art von Filz, der aus Ziegen oder Kameel-

haar verfertigt schien, gebildet waren. Hier wurde ein kleiner Suk (Markt) abgehalten, auf welchem die Beduinen der benachbarten Berge, die Lahija, die Producte ihrer Weideplätze feilboten. Auch ein Dutzend Händler mit allerlei Esswaaren, worunter selbst Fleisch und eingesalzene Fische nicht fehlten, hatten sich hier temporär niedergelassen und boten ihre Artikel den Hadschadsch für das doppelte, ja dreifache an, was diese Dinge in Dschedda kosteten. Diese Esswaaren waren jedoch alle schlecht oder verdorben, zudem mit einem Geschmeiss von Ungeziefer bedeckt, welches durch die Lichter womit die Läden erleuchtet waren angelockt, die Nacht zum Tage zu machen schien. Sogar Fliegen schienen hier die Nachtruhe zu verschmähen und lagerten in Massen auf den Victualien, von denen nichts kaufen zu müssen ich meinem Schöpfer dankte.

In Bahra ruhten wir in einer Kaffeebude, kauften saure Milch ein, von der die Pilger in besonderer Quantität zu trinken und sich damit den Magen zu verderben pflegen, assen einige Datteln und zündeten ein Feuer an, was uns trotz der Jahreszeit sehr erwünscht vorkam. Denn je mehr wir uns von dem Tehama (Tieflande) entfernten, desto auffallender wurde die nächtliche Kühle, für welche wir jetzt ganz besonders empfindlich waren, einmal weil wir nackt, oder so gut wie nackt (denn der Ihram ist kein wärmendes Kleidungsstück) zu gehen gezwungen, dann weil wir durch die Hitze in der Küstenregion verwöhnt waren. Es war ein seltsamer Anblick, alle diese halbnackten, mehr oder weniger hinfälligen Gestalten um das Feuer herumhocken zu sehen.

Schön war dieser Anblick eben nicht. Einige Pilger waren am Leibe dichtbehaart und sahen aus, wie ebenso viele Orangutangs. Andere mit ihren schmächtigen Formen, ihrer schlaffen, gelben Haut hatten auffallende Aehnlichkeit mit Gespenstern. Der dicke Haggi Omar dagegen glich einem Silen, dem nur das Fass fehlte, um ganz in seiner Rolle zu bleiben.

Hier war auch ein Posten türkischen Militärs zur Sicherheit der Hadschroute garnisonirt. Die Soldaten beschäftigen sich jedoch wenig mit dem Schutz, welchen sie den Hadschadsch gewähren sollten. Ich bekam von ihnen keinen einzigen zu Gesicht, da sie des Nachts, zu welcher Zeit allein sie hätten wachen sollen, sämmtlich schliefen. Des Nachts also beschützen sie Pilger nicht. Am Tage aber, wann es gar keine Pilger hier giebt, da die Karawanen nur des Nachts gehen, da sollen diese braven Leute sehr emsig mit Beschützung der Hadschroute beschäftigt sein. Dennoch scheint der blose Umstand, dass diese Türken überhaupt hier vorhanden sind, die Räuber abzuschrecken, das heisst wohlverstanden nur die von der schlimmeren und gefährlicheren Art, welche ganze Karawanen anfallen, ausplündern und alles ermorden, nicht aber die gewöhnlichen kleineren Räuber, Diebe, Plünderer und Spitzbuben aller Art, welche nach wie vor ihr Wesen ungestört treiben können. Da sie aber nur hie und da eine Gruppe von Pilgern ausziehen, und nur wenigen frommen Hadschadsch den Weg zum Paradiese eröffnen, indem man monatlich selten von mehr als einem Dutzend Mordthaten hört, was doch gewiss sehr bescheiden ist, so lässt man sie ungeschoren.

Von Bahra war der Weg gen Osten hin eben und ziemlich leicht gangbar. Nach weiterem zweistündigen Ritt erreichten wir Hadda, die Mittelstation zwischen Dschedda und Mekka, und zwar grade zur Stunde des Sonnenaufgangs, welcher ein herrliches Schauspiel und mir doppelt willkommen war, denn er sollte mir ein Land offenbaren, das noch so wenige Europäer gesehen und das mir immer im Geiste als ein unerreichbares Fabelreich vorgeschwebt hatte. Sonderbarerweise war meine Neugier auf die Gegend zwischen Dschedda und Mekka fast noch mehr gespannt, als auf Mekka selbst, das zwar wenige, aber doch einige Europäer beschrieben, welche Reisende es jedoch unterlassen hatten, uns den Weg dahin zu schildern, so dass ich aus den Büchern zwar von Mekka vieles, von Hadda jedoch gar nichts wusste. Hadda nun sah ich vor mir und zwar beim hellen Tageslichte, nicht beim Sternenschimmer oder matten Glanz des letzten Mondviertels, wie ich die Gegend zwischen Dschedda und hier gesehen hatte. Ich kann jedoch nicht sagen, dass Hadda den Erwartungen entsprochen hätte, da ich mir von ihm, ich weiss selbst nicht warum, gemacht hatte.

El Hadda mochte etwa zweihundert Wohnungen zählen, wovon ein Drittheil Bretterbuden, die übrigen Reisighütten und einige Zelte waren. Die Reisighütten hatten ein ganz eigenthümliches Ansehen. Sie bestanden aus sehr soliden Zweigen verschiedener Straucharten, welche korbartig in einander geflochten waren. Die Form dieser Hütten glich der der Biberzellen, und man hätte ohne grossen Aufwand von Phantasie diese Vierfüssler sich hierher

versetzt denken können. Die kuppelartig oben abgerundeten Hütten lagen in grösseren oder kleineren Gruppen dicht beisammen, was anzudeuten schien, dass ausserhalb der Pilgerzeit, wann diese Zellen ja nicht als Wirthshäuser dienen, die Mitglieder je einer Familie sich in einer solchen Gruppe abzusondern pflegten.

Von diesen Zellen und Hütten waren jedoch temporär die meisten als Kaffeebuden eingerichtet, welche hier die Stelle von Wirthshäusern als Herbergen vertraten und in deren einer wir nicht ohne Mühe und nur für schweres Geld ein Unterkommen fanden. Zum Glück jedoch fanden wir dieses Unterkommen und waren nicht, wie so viele andere arme Hadschadsch, genöthigt, in den Strassen der armseligen Hüttenstadt auf der nackten Erde unser Tagesquartier aufzuschlagen; denn in El Hadda, das war ausgemacht, musste der Tag zugebracht werden. Ich hatte zwar grosse Lust, gleich den Weg nach Mekka fortzusetzen, denn meine Ungeduld, die heilige Stadt zu erreichen, war gross; aber selbst, wenn ich einen Beduinen gefunden hätte, der mich bei Tage dahin hätte führen wollen, so würde ich es doch nicht haben annehmen können, denn ich wäre dann eben ganz von meiner Reisegesellschaft getrennt worden und vielleicht dann später auch getrennt geblieben, was ich sehr vermeiden musste. So tröstete ich mich mit der Aussicht auf den morgigen Tag und zog mich in das von uns gemiethete Kaffeezelt zurück, wo ich bald einem sechs bis siebenstündigen Schlummer in die Arme sank.

Als ich aufwachte, stand die Sonne schon gen

Westen, die erste Stunde des Nachmittags war bereits angebrochen, welche der Moslem das Dohor nennt und an dem jeder fromme Pilger seine vier Rikats beten muss, was ich denn auch that.

Nach vollzogener Andacht und darauf abgehaltener Mahlzeit, ging ich mit dem Mekkawi ein wenig in den Gassen von El Hadda auf und ab. El Hadda bot durch die Art und Weise, wie seine Hütten gebaut und wie sie gruppirt waren, ein so eigenthümliches Schauspiel dar, wie es mir noch nie auf meinen Reisen in drei Welttheilen vorgekommen war. Schön war dieses Schauspiel freilich nicht, aber originell und im höchsten Grade charakteristisch. Man hätte sich in ein Negerdorf mitten im Sudan versetzt glauben können. Diese kleinen Gruppen von riesigen Bienenkörben oder Biberzellen, wie man nun diese seltsamen kaum menschlichen Wohnungen nennen mochte, wurden jetzt von einem dichten Heere halbnackter Hadschadsch durchschwärmt, die wie Wilde aussahen und sich zum Theil wie Tolle geberdeten. Nur hie und da unter diesen schmutzigen Pilgern, von denen die meisten sich seit Rabörh, wo sie das Pilgergewand angelegt, nicht mehr rasirt, ordentlich gewaschen noch ihre Nägel geschnitten hatten, und die folglich von Schmutz, Ungeziefer und Lumpen starrten, sahen wir einen Menschen, der ein Kleidungsstück anhatte, welches diesen Namen verdiente, denn wie gesagt der Ihram kann kein Kleidungsstück genannt werden.

Ein Mensch, der ein Kleidungsstück anhatte, war in den Gassen von Hadda eine grosse Seltenheit. Dennoch begegneten wir einem solchen Phönix. Es

war diess ein Mann von einigen fünfzig Jahren von beduinenartiger, skeletthafter Magerkeit, mit einem spärlichen, grauwerdenden Barte, grossen funkelnden Augen, einer gebogenen Nase und einem im ganzen würdigen, wenn auch nicht gradezu gravitätischen Aussehen. Seine kleine, schmächtige, aber muskelkräftige Gestalt war in ein ziemlich reinliches weisses Costüm gehüllt. Schuhe besass er zwar nicht, denn diese sind im glücklichen Arabien ein Luxus, den sich nur Crösus und Genossen erlauben. Aber auf dem Haupte schaukelte er einen ziemlich reinlichen Turban. Dieser Mann, als der einzig Bekleidete, den ich in der ersten halben Stunde meines Ganges durch Hadda gesehen hatte, schien mir einiger Aufmerksamkeit würdig. Ich betrachtete ihn also und zu meinem Erstaunen begnügte er sich nicht damit, uns wieder zu betrachten, sondern ging gradezu auf uns los, redete uns mit einem höflichen Salam an und fiel dann meinem Begleiter, dem Mekkawi Hassan ben Ssadak, mit einer sehr theatralischen Pantomime um den Hals. Er war ein alter Bekannter des Jünglinges aus Mekka und stellte sich sehr erfreut, diesen hier wiedergefunden zu haben.

Mein Mekkawi stellte mir nur den Träger der Kleidungsstücke als einen gewissen Abd-ul-Asis vor, einen Mann von beduinischem Ursprung, der sich deutlich in seiner Physiognomie verrieth, vom Stamme der Haddeila, dessen Mitglieder fast die einzigen permanenten Bewohner von Hadda bilden und die dem Ort auch höchst wahrscheinlich den Namen gegeben haben, denn Hadda dürfte wohl von Haddeila abzuleiten sein. Abd-ul-Asis wohnte auch

fast beständig in Hadda, war also hier in seiner Heimath und trug jenen Stolz zur Schau, welchen der Araber immer in seinem heimathlichen Orte, sei dieser auch das elendeste Nest, dem Fremden gegenüber verräth. Abd-ul-Asis war im Besitz einer jener Gruppen von bienenkorbartigen Hütten, welche die Häuser von Hadda bilden. Er zog jetzt zur Pilgerzeit einen nicht geringen Gewinn aus der Vermiethung seiner elenden Wohnungen an die Hadschadsch und sein Gesicht zeigte die Zufriedenheit eines wohlgedeihenden Geschäftsmannes. Da er heute grade guter Laune, übrigens ziemlich gastfreundlich war, so lud er uns gnädigst ein, seine Hüttengruppe zu besuchen, was wir denn auch thaten.

Abd-ul-Asis besass einige acht solcher Hütten von Reisig geflochten. Er war somit ein sehr wohlhabender Mann, da die gewöhnlichen Haddaja (Bewohner von Hadda) nur sechs, oft nur fünf oder gar nur vier solcher Hütten ihr eigen nennen. Jede dieser Hütten hatte ihre eigne Bestimmung, eine diente als Küche, eine als Vorrathskammer, eine als Gastzimmer, eine als Schlafgemach, eine als Harem, kurz das Hauswesen meines neuen Bekannten war in der gewöhnlichen ruhigen Jahreszeit sehr regelmässig eingetheilt. Diese schöne Ordnung hatte aber jetzt zur Zeit der Pilgerfahrt einem wahren Chaos Platz gemacht. Von seinen acht Hütten hatte Abd-ul-Asis sechs den Hadschadsch eingeräumt, welche für diese elenden Räumlichkeiten Preise zahlen mussten, für die man in jeder arabischen Stadt ein schönes Haus miethen konnte. Hier waren die frommen Pilger enge, ja sehr enge zusammen gepackt; übrigens

wenn sie sich unbequem befanden, so hatten sie doch die Genugthuung, wenn es eine war, zu sehen, dass die Familie ihres Wirthes noch häringartiger zusammengequetscht worden war. Dessen vier legitime Gattinnen nämlich, sowie drei Negerinnen, die als Nebengattinnen figurirten, und ein ganzes Dutzend schmutziger, lärmender und stets schreiender Kinder waren sämmtlich in eine einzige Hütte verbannt worden, wo sie sich nicht zum besten befunden haben mögen.

Die Kinder freilich, mit Ausnahme von drei halberwachsenen Töchtern, liess man gewöhnlich im Freien herumlaufen, wo sie sich in vollständiger Uniform Adams ergingen; auch den Negerinnen gestattete man diess zuweilen; komisch war es jedoch anzusehen, wenn eine der vier legitimen Gattinnen es auch wagen wollte, sich aus dem Schmutz und Ungeziefer in der Hütte einen Augenblick herauszureissen, um etwas frische Luft zu schöpfen. Dann hätten meine Leser sehen sollen, mit welcher Flinkheit Abd-ul-Asis, mit einem grossmächtigen Knüttel bewaffnet, herbeisprang und seiner geliebten Ehehälfte eine gehörige Portion Prügel applicirte. Die Gattin weinte und schrie dann gewöhnlich, indem sie behauptete, sie habe nichts unrechtes gethan, sie sei weit entfernt davon, Liebschaften mit Pilgern anzufangen, und dergleichen Unschuldsbetheuerungen mehr, die jedoch wenig fruchteten, sondern den theuren Gatten immer mehr zur Handhabung des Knüttels bewogen.

Während der halben Stunde, welche ich in dem Gesellschaftszimmer von Abd-ul-Asis, d. h. in einer

leerstehenden Hütte zubrachte, sah ich, wie er zwei seiner Gattinnen mit Schlägen tractirte und ich zweifle nicht, dass alle vier nach der Reihe gleicher Aufmerksamkeiten von ihrem Eheherrn gewürdigt wurden. Diese Damen, welche ich bei dem Prügelprocess recht gut zu Gesicht bekommen konnte, denn ihr Schleier verzog sich oft, waren nach arabischen Begriffen vielleicht menschlich zu nennen, nach europäischen jedoch von abschreckender Hässlichkeit. Sie waren alle spindeldürr, wahre Knochengerippe, nur mit etwas gelblicher Haut überzogen, wie es denn überhaupt kaum ein magereres Geschlecht giebt, als die ächten Beduinen und Beduininnen. Dennoch standen diese Schönen im Verdacht, Liebschaften mit Pilgern anfangen zu wollen und, so sonderbar es auch klingen mag, so muss ich doch bemerken, dass dieser Verdacht vielleicht nicht ungegründet war. Ich selbst sah eine dieser gespensterhaften Schönen im Gespräch mit einem frommen Hadsch begriffen, und, da ein Muselmann nie mit dem andern Geschlecht in unschuldiger Absicht verkehrt, so schien mir die Sache ausgemacht. Wie aber konnte ein Pilger sich so weit versehen, einer solchen Vogelscheuche den Hof zu machen? Diess ist vielleicht nicht so schwer zu erklären, als man denken sollte. Die Hadschadsch, wenn sie den Ihram tragen, müssen bekanntlich allen Umgang mit der schönen Hälfte der Schöpfung streng vermeiden, was zu thun sie sich auch Mühe geben, wenigstens anfangs, was ihnen aber überaus schwer, ja zuletzt geradezu unmöglich wird, da Enthaltsamkeit dem Orientalen eine unerreichbare Tugend ist; die Folge nun von dieser eine Zeitlang ge-

übten gezwungenen Enthaltsamkeit ist zuletzt die, dass die verbotene Frucht für diese Männer desto mehr Reize gewinnt und dass, sollte der Apfel der Erkenntniss selbst faul oder sauer sein, er sie dennoch verführt und dass sie bei der ersten besten Gelegenheit mit Gier in denselben beissen. Ist ein Pilger sehr fromm, so gelingt es ihm zwar wohl zuweilen, sich zu beherrschen, so lange er den Ihram trägt. Aber einmal in Mekka angekommen, nachdem die Hadschadsch den ersten Umgang um die Kaaba gemacht und auf dem Gange nach Omra das Pilgerkleid abgelegt haben, dann lassen sie gewöhnlich alle den Zügel fahren, gehen mit jungen Wittwen oder Frauen temporäre Ehen ein, oder wenden sich an die zahlreichen, freieren jungen Damen, welche den Porticus der grossen Moschee bei Tage und bei Nacht umschwärmen. Daher die grosse Menge der Prostituirten in Mekka, welche alle gute Geschäfte machen, seien sie auch so mager und so hässlich, wie es die Gattinnen meines neuen Bekannten Abd-ul-Asis waren.

Von diesem Biedermann nahm ich nach einer halben Stunde, die ich in seiner bienenkorbartigen Hütte zugebracht hatte, Abschied. Als ich ihn während dieses Besuches einmal, wie diess die Art der meisten beobachtenden Reisenden ist, etwas genau ansah, schien ihm diess sehr zu missfallen und Hassan ben Ssadak erklärte mir im Weggehen den Grund dieser üblen Laune des Haddaja. Was werden sich wohl meine Leser denken, was dieser Grund gewesen sei? Kein Mensch wird ihn errathen. Er ist auch so lächerlich, dass ich kaum wage, ihn

aufzuzeichnen. Dennoch will ich es thun, selbst auf die Gefahr hin, für einen Aufschneider zu gelten. Abd-ul-Asis war desshalb böse darüber, dass ich ihn angeschaut hatte, weil er glaubte, ich suche auf seinem Haupte nach — Hörnern, womit ihn seine Gattinnen versehen hatten. Diess ist ein Aberglaube der Araber, welche glauben, dass solche Auswüchse auf dem Kopfe nicht nur moralisch, wie wir Europäer es ja auch annehmen, sondern sogar in Wirklichkeit, wenn auch nur wenigen, mit einem eignen wunderbaren Blick begabten Menschen sichtbar, vorhanden sind. Abd-ul-Asis schien auch mir das Privilegium dieses Cassandra-Blickes zuzutrauen und daher seine Verstimmung.

Während des Gesprächs mit dem Besitzer dieser vier Gattinnen war öfters von Mekka und von den dortigen Fremdenquartieren die Rede gewesen. Begreiflicherweise ist es in der Pilgerzeit sehr schwer in der heiligen Stadt ein Unterkommen zu finden, obgleich die Zahl der Fremdenwohnungen Legion ist, da alle Mekkawia (Mekkaner) Zimmer vermiethen. Aber die Zahl der Hadschadsch ist eben noch grösser. So kam es, dass ich in nicht geringer Verlegenheit war, wo ich in Mekka mein Haupt niederlegen sollte, denn Schich Mustapha konnte mir in dieser Beziehung nur sehr schlechten Rath ertheilen. Anders war es jedoch mit Hassan ben Ssadak und mit Abd-ul-Asis, der auch in Mekka bekannt war, welche beide natürlich mir die beste Auskunft über das Ziel meiner Wallfahrt geben konnten. Diese Biedermänner liessen es nicht an Rath fehlen, der mir freilich etwas

verdächtig war, denn die Spitzbuben suchten begreiflicherweise nur ihren eignen Vortheil bei den Empfehlungen, die sie mir gaben und machten. Aber was wollte ich thun? Dass jene selbst etwas dabei gewinnen würden, oder dass wenigstens Hassan ben Ssadak etwas dabei gewinnen sollte, wenn er mich in ein Absteigequartier in Mekka brächte, das dachte ich mir gar nicht anders und war auch ganz bereit, darauf einzugehen. Aber wenigstens lag mir daran, dass dieses Absteigequartier gut sein solle, desshalb fragte ich eigens nach einem recht vornehmen Hause und da wurde mir der Bescheid, dass in Mekka im Quartier der Solimanija ein gewisser Hamdan ben Hamidu wohne, welcher der Typus eines ächten Amphitryon genannt werden könne: bei ihm lebe man vortrefflich, nähre sich von den vorzüglichsten Gerichten des Orients; man zahle zwar auch theuer, aber das sei nichts für die Bequemlichkeiten und den Luxus, den man dort genösse; dort sei ein wahres Eden auf Erden, man bekomme Polster zu Betten, man habe ein wunderschönes Rauchzimmer, einen Divan, Teppiche auf dem Boden, den ganzen Tag Kaffee so viel man wolle, und wer weiss noch wie viele irdische Wonnen. Leider sei die Gesellschaft nicht immer sehr orthodox, es kehrten zuweilen Perser da ein, bekanntlich Schiiten und jedem strengen Maleki ein Greuel, auch sei ein trauriger Mangel an Maghrebia (Algierern, Tunisern und Marokkanern), das Haus liege eben in dem Stadtviertel der Solimanija, das heisst der Afghanen und Beludschen, wo auch allerlei Volk aus Vorderindien einzusprechen pflege, das nicht immer ganz ortho-

dox sei, Leute aus Kandahar, Kaschmir, Bokhara, Samarkand und ähnlichen Weltgegenden.

Man kann sich denken, dass mich die geringere Orthodoxie dieses Hauses wenig kümmerte und dass das bunte Völkergemisch, welches dort in Aussicht gestellt wurde, mir ganz besonders willkommen war. Vollkommen wurde ich aber für jenes Haus durch den Umstand eingenommen, dass daselbst keine Maghrebia, meine theuren Landsleute, einzukehren pflegten. So gestaltete sich denn mein Entschluss schnell zur Festigkeit, im Hause des Hamdan ben Hamidu in Mekka einzusprechen, mochte mein Aufenthalt dort auch kosten was er wolle. Denn ich war es einmal müde, immer wie ein halber Bettler mit den bettelarmen Aegyptern zusammen zu leben, das heisst mit ihnen zusammen zu wohnen und zu essen; denn auf ihren Umgang war ich weit entfernt zu verzichten, da dieser mir in mancher Beziehung nützlich sein konnte. Wenn nur das Haus des Hamdan ben Hamidu nicht ganz eine Räuberhöhle war? Ich muss gestehen, dass ich hiervor einige Angst hatte, da es mir von so schlechter Seite empfohlen war. Aber eine Empfehlung von besserer Seite war mir eben unerreichbar, da ich ja keinen andern Mekkawi, als den spitzbübischen Hassan ben Ssadak, kannte. Indess Hassan, wenn auch ein Spitzbube, war doch kein Räuber im schlimmsten Sinne des Wortes; so, dachte ich mir, wird es im schlimmsten Falle mit dem von ihm empfohlenen Hause auch sein, das heisst ich werde daselbst höchst wahrscheinlich tüchtig betrogen, aber doch nicht geradezu

ausgeplündert und nicht all' meiner Habe beraubt werden. Man wird unten sehen, dass ich mich hierin nicht täuschte und dass selbst der Betrug nur mässige Proportionen erreichte.

El Hadda ist, beiläufig gesagt, auf der östlichen Seite von Mekka der erste Ort, wo das Hedud el Haram, d. h. das heilige Gebiet, das Weichbild von Mekka, seinen Anfang nimmt. Hier muss jeder Pilger, der diess bis jetzt unterlassen hat, den Ihram, das heilige Pilgergewand anlegen. Ich hatte dasselbe, wie schon mehrmals bemerkt, bereits in Raböhr angezogen, so dass mir Hadda keine weiteren Pflichten, als die der Abhaltung besonders langer Gebete auferlegte.

Bis an die Grenze jenes Hedud el Haram, d. h. kurz vor Hadda, ist es noch Christen und andern Nichtmoslems gestattet, vorzudringen. Von hier nun führen zwei Wege ins Innere weiter; der eine nach Taif, einem arabischen Bergstädtchen, wo der Scheriff von Mekka einen seiner Paläste hat und einen grossen Theil des Jahres über residirt, welches auch noch von Ungläubigen besucht werden darf; der andere, für jeden, der nicht Mohamedaner ist, unbetretbar: der Weg nach Mekka, der unnahbaren heiligen Stadt.

Um sieben Uhr Abends war wieder alles zum Aufbruch bereit. Ich fand mich bei meinen Reisegefährten ein und begann nun mit ihnen das letzte Stück der Wallfahrt, den Weg durch das Hedud el Haram. Schich Mustapha glaubte mir etwas recht erbauliches zu sagen, indem er mir erzählte, dass es unmöglich sei, dass ein Christ das Hedud el Ha-

ram betrete, ohne gleich todt nieder zu fallen. Ich hätte ihn leicht von der Nichtigkeit dieser frommen Fabel überzeugen können, denn ich befand mich, seit ich das schreckliche, unnahbare Gebiet betreten hatte, um kein Haar schlechter, als vorher, und, wenn ich auch schwach und fast krank vor Erschöpfung, von den Strapatzen der Pilgerfahrt und namentlich durch das Tragen des entsetzlichen Ihram angegriffen war, so war ich doch noch weit entfernt davon, auf der Stelle todt nieder zu sinken. Aber natürlich hütete ich mich wohl vor der Tollkühnheit, mich als Kafir (Ungläubigen) zu verrathen.

Hier sei übrigens noch bemerkt, dass es zwei Umgränzungen für das berühmte Hedud el Haram giebt, eine äussere und eine innere, welche die Umgegend von Mekka gleichsam in ein Heiliges und ein Allerheiligstes theilen, dieses direct um die Stadt gelegen, jenes einen grösseren Umkreis beschreibend. El Hadda, welches ungefähr vier deutsche Meilen von Mekka entfernt liegt, ist der westliche Grenzpunkt dieses äusseren Hedud el Haram, welches man das „Heilige“ nennen kann, während der Grenzpunkt des inneren Hedud el Haram, des „Allerheiligsten“, erst zwei Meilen östlich von Hadda, bei einem Orte, welchen man Sebil Agha el Alem nennt, angetroffen wird.

Da es stockfinster war, so konnte ich von der Gegend und selbst von der Strasse so gut wie nichts sehen. Nur hie und da, jede halbe Meile ungefähr, kamen wir an eine Aneinanderreihung von Kaffeebuden, welche von türkischen Soldaten bewacht wurde. Es war ein sonderbarer Anblick, welchen

diese Kaffeebuden und namentlich die vor ihnen sitzenden Pilger bei dem spärlichen Licht der Oellämpchen, welche sie erhellten, darboten. Da wir von El Hadda an ziemlich hoch aufwärts gestiegen waren und die Nächte auf der Hochebene, welche wir jetzt erklommen hatten, sich trotz der Jahreszeit durch ihre Kühle empfindlich fühlbar machten, so kam es, dass viele der frommen Hadschadsch vor Kälte wie Espenlaub zitterten; denn der Ihram gestattet weder einen Mantel, noch andern Ueberwurf, und die meisten waren durch den Aufenthalt in dem heissen Küstenlande, wo man im Sommer fast beständig in Transpiration gebadet ist, für alle thermischen Einflüsse noch besonders empfindlich gemacht worden. Dazu wusste ich, dass fast die Hälfte der Pilger, wenn nicht mehr, bereits an Erkältungen, sei es der Brust, des Halses, oder was noch schlimmer des Unterleibs litten, so dass sie natürlich die verhältnissmässige Kühle in ihrem nackten oder halbnackten Zustande desto unangenehmer empfanden. Da sassen nun diese zitternden Jammergestalten und klapperten mit den Zähnen, mich lebhaft an die Hölle des Dante erinnernd, wo es ja auch eine kalte Region der Leiden und Qualen giebt. Ich selbst befand mich zwar nicht besser; auch ich litt schon seit einigen Tagen viel durch das letztere Uebel, aber ein Gedanke hielt mich aufrecht, der, morgen mit dem frühesten Hahnenschrei die Stadt zu betreten, welche erst zwölf Europäer seit sie existirt gesehen, dort meinen Pilgerstab hinzusetzen, wo vor mir noch so wenige den ihren hingetragen hatten. Diese frohe Hoffnung richtete mich auf, jedesmal, wenn mein

unbequemer, ja ungesunder Zustand mich einen Augenblick zu entmuthigen drohte.

Um elf Uhr Abends erreichten wir die Kubba des Marabuts Sebil Agha el Alem, wo ein grosser Heiliger, der den genannten Namen führt, in einer kleinen Capelle seine ewige Ruhestätte gefunden hat. Dieser Marabut war, wie mir der verschmitzte Mekkaner erzählte, aus einem sehr fernen Lande, dessen Name in mystisches Dunkel gehüllt zu sein scheint, denn Hassan konnte mir ihn nicht nennen, gebürtig, und hatte, da er, wie so viele durch übermässiges Fasten angegriffene Heilige, sehr hinfällig war und nur höchst kleine Tagereisen zurücklegen konnte, sein ganzes Leben dazu verwendet, um die Pilgerfahrt von seiner Heimath bis nach Mekka zurückzulegen, indem ihm sein geschwächter Zustand täglich nur eine oder zwei Stunden zu Fusse zu gehen gestattete und ein anderes Beförderungsmittel gegen sein Gelübde gewesen wäre. Wenn man auf eine so schneckenartige Weise reist, so kommt man zwar nur sehr langsam, aber im Laufe vieler Jahre dennoch entschieden vorwärts und so war Sebil Agha, der Gelehrte (el Alem), am Ende doch in der Nähe der heiligen Stadt angelangt, welche das Ziel seiner lebenslänglichen Wallfahrt bildete. Schon hatte Sebil das Hedud el Haram erreicht, schon sollte er in einigen Stunden am Ziel seiner langjährigen Wünsche ankommen, als es dem schnöden Schicksal gefiel, ihm hier den Lebensfaden abzuschneiden. Es ist wahr, seine grosse Frömmigkeit berechtigte ihn dazu, dass Allah seinetwegen eine Ausnahme machte und dass er noch im letzten Augenblicke seines

Lebens auf mystische Weise nach Mekka transportirt wurde und die sieben Umgänge um die Kaaba machte. Aber diess Wunder scheint doch nur seiner Seele gegolten zu haben. Sein Körper war und blieb hier, an der Gränze des Heiligthums, wurde hier begraben und gab dem Ort seinen Namen, welcher jetzt nach ihm Sebil Agha el Alem heisst.

An diesem Orte rasteten wir einige Stunden, deren erste ganz durch Andachtsübungen in Anspruch genommen wurde. Die meisten Pilger gaben vor, dass sie hier bereits Mekka sehen könnten, was nicht wahr, ja gar nicht möglich war, da man es selbst beim hellen Tage in Sebil Agha nicht sehen kann. Aber so sehr wirkte die fromme Einbildungskraft auf diese vom Fanatismus erhitzten Gemüther, dass sie in der Dunkelheit, welche uns undurchdringlich umgab, Mauern, Thürme und Moscheeen in der Ferne zu unterscheiden vermeinten. Dieser Wahn hatte die Folge, dass sie nun alle ihre Andacht gerade so verrichteten, als wenn sie schon wirklich im Angesicht der heiligen Stadt angekommen wären. Um keinen Verdacht zu erregen und nicht für lau im Glauben gehalten zu werden, musste ich natürlich nun auch die religiösen Ceremonieen, welche für den Pilger, der zum erstenmal die heilige Stadt erblickt, vorgeschrieben sind, mitmachen.

Da ich indess unmöglich alle frommen Gebräuche und Gebete, welche ich bei dieser Gelegenheit abmachen musste, wissen konnte, auch noch keinen Metuaf oder religiösen Lohnbedienten, wie es solche in Mekka in Hülle und Fülle giebt und deren Geschäft es ist, dem Pilger alles das vorzusagen, was er an

den heiligen Orten sagen und machen muss, besass, sondern mir erst in Mekka einen solchen verschaffen sollte, so bat ich meinen Reisegefährten Hassan ben Ssadak, den Mekkawi, unter Versprechung eines Trinkgeldes, er möchte einstweilen meinen Cicerone abgeben, was dieser denn auch, ohne sich viel bitten zu lassen, zu thun geruhte!

Ich musste damit anfangen. das Nachtgebet noch einmal herzusagen, wobei ich zweimal das Fatha und zwei andere beliebige Suren des Korans recitirte. Dann war es mir gestattet, vom Boden, auf dem ich in anbetender Stellung gelegen hatte, aufzustehen. Hassan ben Ssadak stellte sich nun vor mich in der Richtung nach Mekka, welches wir zwar nicht sahen, aber vermeintlich erblicken sollten, und sprach ein Gebet, welches ich ihm nachsagen musste. Dieses lautete ungefähr folgendermaassen:

„O Gott! Dort, dort liegt Dein Hort, Deine starke Veste; dort ist das Heiligthum, das Heiligthum der Heiligthümer! Wen dieses in sich aufnimmt, der ist des Paradieses gewiss. O Gott! schütze auch mich vor dem Brand des feurigen Pfuhls; rette mein Fleisch, mein Blut, meine Gebeine und meine Haut vor den ewigen Flammen! Ich flehe Dich darum an, bei Deiner Barmherzigkeit, O Gott! Du Allerbarmer! Du Allmächtiger! Es giebt keinen Gott neben Dir. Der Friede sei mit Mohamed, dem Propheten Gottes, mit seinen Kindern, seinem ganzen Geschlecht und seinen Freunden; der Friede sei mit uns, mit jedem einzelnen und mit allen gemeinschaftlich."

Hierauf mussten noch Lobsprüche hergesagt werden und dann noch ein persönliches, mehr für jeden einzelnen Pilger und seinen besondern Seelenzustand berechnetes Stossgebet, das jeder nach seinem Belieben variiren konnte. Da ich jedoch etwas langsam mit der Concipirung im Geiste dieses meines Stossgebetes zu Werke ging, was wohl davon herrührte, dass ich mich keineswegs in andächtiger Stimmung befand, so fragte mich Hassan ben Ssadak, ob er mir auch dieses vorbeten solle, indem er meinte, er würde es ganz für meinen besondern Seelenzustand geeignet verfassen. Da ich neugierig war, zu hören, was denn dieser spitzbübische Mekkaner mir für Gedanken zutrauen mochte, so liess ich ihn gewähren und nun sprach er folgendes Stossgebet, welches ich wiederholen musste:

„O Herr des dritten Himmels! Ich bin ein armer Maghrebi, aus dem Lande der Unwissenheit und Rohheit, der zu Dir kam, o Gott, in Dein gesegnetes, heiliges Land, wo die Weisen und Gelehrten wohnen, wo die frommen Kenner Deines göttlichen Wortes leben, um hier an der Quelle der ewigen Weisheit mich aus meinem umnachteten Zustande zu retten. O Gott! lass die Strahlen des göttlichen Lichtes auf mich niederfallen, damit ich dadurch erleuchtet werde und so fromm, gut und weise, wie ein Sohn Deiner heiligen Stadt sein möge. O Gott, segne Deine heilige Stadt, segne Mekka tausend und tausendmal. Segne auch mich, Deinen Knecht, meine Aeltern, die Du selig haben mögest. Lass sie des Paradieses theilhaftig werden. Amen.“

Man sieht, Hassan besass eine tüchtige Portion

nationalen Hochmuths und traute mir eine Demüthigkeit und Erniedrigung meiner selbst zu, welche ich weit entfernt war, zu empfinden. Aber er war sich vielleicht dessen selbst nicht bewusst, wie viel lächerlichen nationalen Dünkel das mir vorgesprochene Gebet verrieth. Jeder Mekkaner ist nämlich so völlig von der Ueberlegenheit seiner Nationalität überzeugt, es ist ihm eine so ausgemachte, unzweifelhafte Sache, dass Niemand auf Erden einem Sohn der heiligen Stadt an Vortrefflichkeit gleichkommt, dass es ihm ganz zur zweiten Natur geworden ist, auf jeden, der nicht in Mekka geboren ist, als auf ein Wesen von unendlich niederer Art herabzusehen. Der elendeste Bettler, wenn er nur in Mekka geboren ist, hält sich für besser, als der vornehmste und gebildetste Mann eines andern Landes.

Alle Länder stehen jedoch nicht gleich tief in der Achtung des Mekkaners; unter ihm stehen sie freilich immer noch tief genug, aber zwischen den einzelnen fremden Gegenden scheint der Mekkaner Stufen anzunehmen. Wenn man sich eine Leiter der socialen und culturhistorischen Standpunkte, wie sie sich der Mekkaner denkt, vorstellen wollte, und derselben etliche hundert Stufen geben würde, so müsste auf die höchste dieser Stufen natürlich der Mekkaner selbst zu stehen kommen; dann würde zuerst eine grosse Leere folgen, denn nach ihm dürfte noch lange Niemand würdig erfunden werden, auf den Stufen der Leiter zu stehen; nur in grosser Entfernung müsste sein nächster Nachfolger gesucht werden; hundert Stufen unter ihm könnte der Madani (Bewohner von Medina, der andern heiligen Stadt)

seinen Platz finden; einige fünfzig Stufen unter diesem ebenfalls, jedoch in minderem Grade bevorzugten Wesen möchten dann die Beduinen, die nicht Wahabiten oder Ismaelier sind, und die andern orthodoxen Bewohner von Arabien, sowie die von Irak arabi, dem Lande um Bagdad, kommen; und erst tief unter letzteren die Aegypter und Syrer, weil diese ja nicht das arabische Blut rein bewahrt haben; am tiefsten aber die Maghrebia, meine vermeintlichen Landsleute, nnr um weniges höher geachtet als die Neger, die, selbst wenn sie Moslems sind, dennoch immer nur als die allerniedrigsten Menschenkinder gedacht werden; ganz ausserhalb dieser Leiter würden aber die Türken zu stellen sein, die der Mekkaner als Barbaren, die kein arabisch sprechen können, hasst und verachtet. Hier ist jedoch bis jetzt nur von Rechtgläubigen, das heisst Sunniten, die Rede, solche, welche einer der vier orthodoxen Secten, Hanbeli, Schafei, Maleki oder Hanefi angehören; nur sie sind der Beachtung des hyperorthodoxen Mekkaners werth. Was jedoch die Schiiten aus Persien und andern östlichen Ländern, die Metuali aus Syrien, die Wahabiten aus Arabien, die Mesabiten aus Algerien, die Dscherbiten aus Tunis und andere Nichtsunniten betrifft, so gelten diese in den Augen eines Sohnes der heiligen Stadt für so schändliche Ketzer, für solch' gottverdammtes Höllenfutter, dass er sie gar nicht des Namens von Menschen würdigt und für sie, wenn er genöthigt ist von ihnen zu sprechen, keinen andern Ausdruck als Hunde, Söhne von Hunden, Schweine, Söhne von Schweinen, oder noch schlimmeres hat, mit welchen schönen Titeln denn

auch alle Christen und Juden reichlich beschenkt werden, die ein Mekkaner begreiflicherweise gar nicht für Geschöpfe Gottes ansieht.

Mein gutmüthiger alter Freund, Schich Mustapha, hatte mit grossem Wohlgefallen zugesehen, wie ich meine Andacht in der von dem Mekkawi vorgeschriebenen Art verrichtet hatte, und kam nun, nachdem das letzte Gebet abgeleiert war, auf mich zu, begann damit, mir Lobeserhebungen über meine grosse Frömmigkeit zu machen und schickte sich dann dazu an, mir eine von seinen beliebten, langweiligen Predigten, die sich in den abgedroschensten Gemeinplätzen zu bewegen pflegten, zu halten. Aber jetzt sollte dem alten Fanatiker eine Enttäuschung werden, auf die er nicht vorbereitet war. Bisher war derselbe von der sämmtlichen Reisegesellschaft wie eine hochverehrte, religiöse Persönlichkeit mit tiefem Respect behandelt worden; man hatte ihn, so oft es ihm zu predigen beliebte, stets gewähren lassen und seine langen Phrasen mit Andacht angehört; ja selbst der Mekkaner, der doch den Alten, als einen nach seiner Meinung tief unter ihm stehenden Menschen, als einen Aegypter, gewissermaassen als einen Barbaren, tief verachtete, hatte sich Miene gegeben, als liesse er den Schich als Prediger und Gewissensmahner gelten. Diese Comödie sollte jedoch jetzt ihr Ende erreichen. Jetzt, da wir im Gebiete seiner Vaterstadt angekommen waren, war dem Mekkaner der Kamm gewachsen und sein geistlicher Hochmuth sträubte sich dagegen, hier an der Schwelle des Heiligthumes einem verachteten Fremdling einen religiösen Charakter zuzu-

erkennen. Hassan ben Ssadak liess desshalb den Schich mit seiner Predigt gar nicht zum Worte kommen, sondern unterbrach ihn plötzlich und rief:

„O Du Esel! o Du eingebildeter Narr! was wagst Du es, hier, wo ein Sohn der heiligen Stadt gegenwärtig ist, der doch über den Islam viel besser Bescheid weiss und wissen muss, als Du, mit Deinen dummen Predigten herauszurücken. Was verstehst Du oder Deine Landsleute denn überhaupt von Religion? Halte Dein unverschämtes Maul oder benutze es vielmehr, um damit die Brosamen aufzulesen, die der Mekkaner vom Tische der Erkenntniss fallen lässt, an dem er allein Zutritt hat, während ihr andern elenden Unwissenden nur unter dem Tisch zu seinen Füssen sitzet.“

So ging es noch eine Zeitlang fort. Schimpfwort folgte auf Schimpfwort, aber diese Schimpfwörter waren alle genau auf den Schich und seine Nationalität berechnet. Selbst in seinem Zorn hütete sich nämlich der Mekkaner, ein solches Schimpfwort zu gebrauchen, welches man nur auf Ketzer und Ungläubige anwendet. So vermied er strenge die Worte „Hund“ und „Schwein“, welche beide fast ausschliesslich für Schiiten, Christen und Juden gebräuchlich sind, während das Schimpfwort „Esel“, welches nur Unwissenheit und Rohheit ausdrücken soll, jedermann, selbst dem frömmsten Moslem gegeben zu werden pflegt, ohne dass dieser sich darüber viel scandalisirt, denn dieses Schimpfwort bezeichnet keine Heterodoxie, wie die andern beiden Ausdrücke und nichts, nichts auf der Welt dünkt dem Moslem beleidigender, als ein Verdacht der Ketzerei.

Schich Mustapha liess alle diese Schimpfworte, welche über sein ehrwürdiges Haupt ausgegossen wurden, ruhig über sich ergehen. War es die nationale Feigheit des Aegypters, oder ein frömmerer Beweggrund, was ihn bestimmte, er erwiderte nichts auf die rohen Worte des Mekkaners, sondern seufzte nur und sprach, mit gen Himmel gerichteten Augen, still vor sich hin die Worte: „Möge Allah Dir Deine Rohheit verzeihen!“ Aber auch diese Worte sagte er erst dann, als der Mekkaner sich einen Augenblick umgewandt hatte und sie nicht hören konnte, sonst würde dieser mit einem neuen Mistkarren von Schimpfwörtern geantwortet haben. Meine Leser mögen aus diesem einen Beispiel, denen ich noch manche andere zur Seite stellen könnte, welche indess nur Wiederholungen sein würden, ersehen, dass die frommen Pilger auf der Hödsch keineswegs alle jene Langmuth und Friedfertigkeit zur Schau tragen, welche man bei religiösen Wallfahrten vielleicht voraussetzen möchte. Alle waren freilich nicht so schlimm, wie der Mekkawi; im Gegentheil muss ich den meisten das Zeugniss geben, dass sie ihre Gemüthsbewegungen etwas besser zu bemeistern suchten, als sie diess vielleicht im gewöhnlichen Leben gethan haben würden; aber unter der Menge gab es doch auch manche, die ihre üble Laune, welche die Unbequemlichkeit ihres Zustandes, oft auch Krankheit erzeugte, offen zur Schau trugen und ihren Mitpilgern dadurch unausstehlich wurden.

Ehe wir die Station von Sebil Agha el Alem verliessen, galt es noch, dem grossen Heiligen, welcher hier seine Grabcapelle hat, den Zoll unsrer Verehrung

darzubringen. Es gingen jedoch nur einige wenige von unsrer Reisegesellschaft zum Grabe des Marabuts, denn in der Nähe des dreimalheiligen Mekka werden untergeordnetere Heilige, die freilich sonst überall als Sterne erster Grösse gelten würden, nicht einer grossen Verehrung würdig gefunden. Der Mekkawi führte uns an die Grabcapelle, welche von Hadschadsch überfüllt war, wozu ihrer Kleinheit wegen keine grosse Zahl gehörte. An ihrer Schwelle waren wir diessmal der üblichen Ceremonie des Ablegens der Fussbekleidungen enthoben und zwar aus dem einfachen Grunde, weil wir gar keine anhatten; schon mit Betretung des Hedud el Haram hatten nämlich diejenigen von uns, welche überhaupt Sandalen, das einzige Schuhwerk, welches der Ihram gestattet, trugen, dieselben abgelegt und seitdem waren wir alle barfuss geblieben. Der Fussboden des heiligen Gebäudes war mit einer schönen, indischen Matte von Palmstroh bedeckt; einige Lampen hingen von der gewölbten Decke hinab und verbreiteten ein mystisches Halblicht; sonst war die Capelle im Innern durchaus schmucklos und enthielt nichts als das Grab des Heiligen, über welchem ein grosses schwerfälliges Bett, nach Art europäischer Parade- und Prachtbetten aufgerichtet war. In diesem Bette, so liebt es sich die Phantasie der frommen Moslems auszumalen, schläft der Heilige seinen langen Schlummer bis zum Auferstehungstage. Seine Gebeine ruhen freilich unter dem Bette in einem steinernen Grabe, aber ihn selbst denkt man sich als im Bette anwesend. Das Prachtbett des Sebil Agha el Alem war mit seidenen Decken von grüner, der heiligen

Farbe bedeckt; an der Stelle, wo man sich das Haupt ruhend dachte, lag ein schwerer, dicker Turban von einem kostbaren Kaschmirshawle gebildet, das Geschenk irgend eines reichen Pilgers; und an den vier Bettpfosten, welche fast bis zur Decke der Capelle in die Höhe ragten und den Betthimmel trugen, waren vier kleine, dreieckige Fähnchen, ebenfalls von grüner Seide, befestigt. Natürlich mussten wir hier weitere Gebete hersagen, um unsre Verehrung für den lebenslänglichen Mekkapilger, der hier begraben lag, zur Schau zu tragen.

Endlich war auch diese Ceremonie abgethan und wir begaben uns nun nach unserm Absteigequartier im Kaffeehause zurück, um uns zu unsern Reisegefährten zu schaaren, in deren Gesellschaft wir dann von Sebil Agha el Alem gen Mekka aufbrachen. Der Weg, welchen wir noch zurückzulegen hatten, mochte etwa zwei deutsche Meilen betragen. Wir waren mit Absicht so lange in Sebil Agha el Alem, d. h. drei Stunden, geblieben, um Mekka gerade mit Tagesanbruch, oder nur wenig später, zu erreichen.

Um zwei Uhr Morgens also, am 27. Du el Kada, sollten wir dieses letzte, wichtigste Stück unsrer Pilgerfahrt zurückzulegen beginnen. Unser Aufbruch erfolgte unter lautem und anhaltenden Ausstossen des Pilgerrufes „Labik“. Labik, so rief unsre ganze Karawane; Labik, so tönte es von allen Felsen, Bergen und Hügeln zurück; Labik, so antworteten uns die Pilger hinter und vor uns; es war ein enthusiastisches, ja fanatisches Wetteifern und

Sichüberbieten aller Kehlen, welche am lautesten den geheiligten Ruf „Labik“ ausstossen könnten.

Als der Mond aufging und die bisherige vollkommne Dunkelheit mit seiner am Ende des letzten Viertels sehr zusammengeschrumpften Sichel matt erhellte, da konnte ich erst die Gegend, in welcher wir uns befanden, einigermaassen gewahren. Halb Wüste, halb Hochebene mit Steppencharakter, so bot sich diese Gegend unsern Blicken dar. Hie und da kamen wir durch eine kleine Wildniss von niederem Gesträuch gebildet; hie und da auch erblickten wir in nächster Nähe einen einsamen Baum schwermüthig in die Höhe ragen; Felsen und Sand wechselten auf dem Boden, den wir betraten, ab; zuweilen führten uns unsre Pfade durch eine steinige Schlucht, deren Wände uns senkrecht überragten; dann kam wieder ein Stück Ebene oder auch ein Thal mit dem Bett eines ausgetrockneten, nur im Winter Wasser führenden Giessbaches in seinem tiefsten Grunde; manchmal auch wieder ritten wir durch eine Gegend, welche mir wie ein unzweifelhaftes Stück Wüste vorkam, in der nichts, nichts zu wachsen schien, ausser die trockene Mariendistel, deren Blüthen jedoch schon längst verwelkt waren. In der Ferne offenbarte uns der undeutliche Mondesschimmer gebirgige Massen, rechts die Granitberge von Taif, links die Gebirgskette, durch welche der Weg nach Medina führt. Fast immer strebte unser Weg in die Höhe und die Morgenluft wehte uns frischer und immer frischer an.

So ritten wir ungefähr drittehalb Stunden in dem Halblicht dahin, als plötzlich ein zarter, rosiger

Schein am östlichen Himmel sichtbar wurde. Es war das Sahör, die erste Tagesdämmerung, jene Zeit, welche, nach dem Dafürhalten der Molems, nicht mehr Nacht und noch nicht Tag ist, jener Zeitabschnitt, in dem man noch nicht im Stande sein soll, einen weissen Faden von einem schwarzen zu unterscheiden und in dem man im Ramadan noch essen darf. Dieses matte, rosige Licht, das doch noch keine eigentliche Morgenröthe, sondern nur ein Vorläufer derselben war, dauerte vielleicht nur eine Minute. Aber diese Minute genügte uns, um auf seinem zarten, mattgefärbten Hintergrunde eine graue Masse mit undeutlichen Umrissen sich abzeichnen zu sehen. Beim Anblick dieser grauen Masse, die beim ersten Gewahren fast mehr wie eine Aneinanderreihung von Felsen, als wie ein Häusermeer aussah, brach auf einmal ein fürchterlicher, unaussprechlicher Jubel aus allen Kehlen los. Ein tausendfaches „Labik" begrüsste die Erscheinung, welche nichts anderes war, als Mekka, Mekka, die neunmalheilige Stadt, Mekka, die freudige Sehnsucht aller Muselmanen, Mekka, in dem jeder Stein heilig ist, Mekka, in dem die Kaaba liegt, die Kaaba, das Heiligste auf Erden, die Kaaba, das Heiligthum der Heiligthümer, die Fusstapfen des Propheten, die Wiege des Islam, die feste Burg Gottes auf Erden! Wie einst die Kreuzfahrer, welche Tasso feierte, Jerusalem begrüssten:

Da mille voci unanimamente
Gerusalemme salutar si sente,

so begrüssten auch diese Hadschadsch einstimmig und eintönig und zugleich doch tausendstimmig und

tausendtönig ihr Jerusalem, das Jerusalem des Islam, die heilige Stadt Mekka, welche für den Islam eine fast noch höhere Bedeutung hat, als Jerusalem für die Christenwelt. Da war keiner, keiner, der nicht sein „Labik“ mit der vollen Kraft seiner Lungenflügel ausstiess. Die kräftigen und gesunden schrieen es in donnernden, brausenden Tönen, die kranken und hinfälligen selbst riefen es mit krampfhafter Anstrengung, ihr letztes bischen Athem in diesem heiligen Moment aufbietend. Ein Enthusiasmus, wie ich ihn noch nie in meinem Leben gesehen hatte, gab sich kund. Viele Pilger fielen auf den Boden nieder, entweder in knieender Stellung und streckten die Arme sehnsüchtig nach der schwarzen Häusermasse aus, oder sie warfen sich in voller Adoration auf die Erde hin und bedeckten den Wüstensand mit brünstigen Küssen. Die meisten weinten. Viele schluchzten und seufzten in lauten, gellenden Tönen. Kurz, alle gaben ihre tiefe Rührung, ihren mächtigen Enthusiasmus auf jede nur denkbare Art zu erkennen, nur nicht auf die Art, wie Europäer, wenn sie eine Freude mächtig beseelt, dieselbe oft kundzugeben pflegen, nämlich durch gegenseitige Umarmungen; eine solche Art, seinen Enthusiasmus zu bekunden, ist dem Moslem völlig fremd. In einem so heiligen Augenblick, wie der ist, wenn er zum ersten Male Mekka erblickt, pflegt der Muselmann die ganze Welt um sich her und folglich auch seine Mitmenschen zu vergessen und denkt nur an den Ewigen, Unsichtbaren und sein sichtbares Heiligthum, das vor ihm steht.

Mit der im Tropenklima gewöhnlichen Schnellig-

keit vershwand das Sahör in einer Minute, dann kam das Fedscher, die eigentliche Morgendämmerung. Die Gegend erhellte sich immer mehr und mehr und endlich sahen wir Mekka deutlich vor uns liegen. Ich suchte den Enthusiasmus, der auch mich angesteckt, welcher aber einen ganz andern Grund hatte, als der Enthusiasmus der Muselmänner, einigermaassen zu bewältigen, um meine Sinne und meinen Geist ganz der Beobachtung der vor mir liegenden Stadt zu widmen, jener Stadt, die schon seit Jahren den Gegenstand meiner heissesten Sehnsucht gebildet hatte und die ich nun endlich, nach Ueberwindung von nicht geringen Schwierigkeiten und Strapatzen vor mir sah. Was hatte ich mir nicht alles, diese Stadt betreffend, vorgestellt! denn, obgleich Burton mich ausdrücklich darauf vorbereitet hatte, dass der Anblick von Mekka nicht jenen Erwartungen entspräche, welche sich die meisten Menschen davon machten, so hatte ich doch nicht meine Phantasie bis zu der Nüchternheit hinabzustimmen vermocht, in Mekka nichts, als eine Stadt, wie eine andere, erblicken zu wollen und erblicken zu können. Nein! Mekka musste etwas anderes, durfte keine Stadt, wie eine andere menschliche Stadt sein. Darin hatte ich mich nun freilich nicht geirrt, denn Mekka, die religiöse Hauptstadt des Mohamedanismus, steht in vielen Beziehungen ganz allein in der Welt, einzig in ihrer Art da und kann mit keiner andern Stadt verglichen werden. Aber unsre Phantasie spielt uns oft den schlimmen Streich, dass wir uns unter etwas ungewöhnlichem auch gerne etwas ungewöhnlich grossartiges, unge-

wöhnlich schönes vorstellen. Darin nun sollte ich eine Enttäuschung erfahren, denn Mekka offenbarte sich mir, wie ich es nun klarer aus dem Unbestimmten hervortreten und endlich sich zu einem deutlichen Bild gestalten sah, weder schön, noch grossartig. Die grosse Moschee mit ihren sieben Minarets, mit den zahllosen Kuppeln ihrer Säulengänge und dem hoch aus der Mitte des Tempelraums aufragenden Hause der Kaaba sollte freilich, so viel man wenigstens von aussen von ihr zu erblicken vermochte, einen lohnenden Anblick gewähren. Aber diess war auch alles. Sonst zeigte sich Mekka keineswegs imposant.

Die gänzliche Abwesenheit der Ringmauern, welche mit ihren Zinnen und Wachtthürmen andern orientalischen Städten oft ein so höchst stattliches, imposantes Ansehen verleihen, trägt wohl mit die Hauptschuld daran, dass Mekka von aussen sich so wenig grossartig darbietet, viel weniger grossartig, als z. B. das zinnengekrönte, mauerumringte, thurmumragte Jerusalem, welches doch, im Innern und als Stadt, mit Mekka gar nicht wetteifern kann. Die einzigen Bauten, welche hier von gemachten Versuchen zeugen, der Stadt für die fehlenden Mauern einen Ersatz zu bieten, sind Wachtthürme, an Seite der vier Haupteingänge von Mekka, welche Eingänge man nicht Thore nennen kann, errichtet, sowie die im Osten auf einem Hügelvorsprung gelegene Kassba, die Citadelle von Mekka ein zwar grosses, aber bereits etwas ruinenartiges, mittelalterliches Castell.

Auch die nächste Umgebung von Mekka ist nicht

grossartig. Die Stadt liegt nämlich in einem schmalen, einem vertrockneten Flussbett gleichenden Thal, das man den Wadi Mekka (eigentlich Fluss von Mekka, obgleich kein Fluss dieses Namens existirt) nennt. Niedere Höhen, die sich von vier- bis zu siebenhundert Fuss über der Ebene erheben, umgrenzen dieses längliche Hochthal. Kein Baum, kaum ein Strauch, und nur hie und da spärliche Gemüsepflanzungen, verbreiten ihr Grün über den Wüstenboden, welcher die heilige Stadt umgiebt. Hier, in dieser flussarmen, vegetationslosen Thalebene wäre es gewiss keinem Menschen eingefallen, eine Stadt anzulegen, keinem Menschen, den nicht der religiöse Fanatismus leitete, welcher ja Schaaren von Menschen in Wüsten, Schluchten und Gräber führen kann und der sich oft da am üppigsten entwickelt, wo die Natur schweigt und so der Phantasie zum Schaffen ihrer eignen launigen Gebilde freien Spielraum lässt. Mekka musste, das wurde mir beim Anblick seiner Umgebung hier plötzlich klar, irgend einem asketischen Einsiedler, wahrscheinlich irgend einem vormohamedanischen und vorchristlichen Anachoreten sein ursprüngliches Dasein verdankt haben. Wie viel Unsinn auch die Fabel über das hohe Alterthum Mekka's berichten mag wie unbestimmt und unklar sich auch die Geschichte über seinen Ursprung zeigt, so kann doch jedem, der mit dem Orient und seiner Vergangenheit vertraut ist, der Anfang dieser Stadt nur auf diese Weise erklärlich scheinen. Der Brunnen Semsem mit seinem ziemlich bittern, keineswegs sehr gesunden Wasser, der gewöhnlich als das anziehende Centrum genannt wird, welches Volks-

schaaren hier um sich versammelte und sie bewog, eine Stadt zu gründen, wird wohl kaum die Hauptursache gewesen sein, warum sich Araber hier niederliessen, denn selbst die Araber lieben gutes und wohlschmeckendes Wasser, besseres, als es dieser heilige Brunnen bietet; nein, der Grund, warum sie sich hier ansiedelten, darf nur im religiösen Fanatismus gesucht werden. Einem der Welt und ihren Annehmlichkeiten entsagenden Eremiten mag das bittre Wasser des Semsem genügt haben; ein solcher erbaute bei diesem Brunnen der Wüste seine Zelle und der Ruf seiner Heiligkeit zog dann allmählig zahlreiche Verehrer hierher, die sich um des Heiligen willen und seinem genügsamen, nüchternen, weltentsagenden Beispiel folgend, gleichfalls mit dem schwerverdaulichen Semsemwasser begnügten, diesem Wasser eine wunderthätige Heiligkeit zuschrieben, einen Tempel neben der Quelle, aus der es floss, errichteten, welcher dann mit der Zeit, durch glückliche Umstände begünstigt, das Nationalheiligthum eines ganzen grossen Volkes werden sollte. So muss Mekka entstanden sein. Wann es entstand, in welchem Jahrhundert, ja in welchem Jahrtausend, das wissen wir eben so wenig, als den Namen dessen, der es gründete. Was die Fabel darüber sagt, was die Geschichte unbestimmtes berichtet, ich möchte fast sagen, was sie darüber fabelt, davon wird unten ausführlich die Rede sein. Aber, wie es in der Jurisprudenz ein natürliches Recht neben dem Gewohnheitsrecht und den Gesetzen giebt, so kann es neben der Tradition und der durch Documente beglaubigten Geschichte auch

eine natürliche Intuition der Geschichte eines Ortes geben, eine Intuition, welche sich dem in Beobachtung der culturhistorischen Bedingungen geübten Blicke von selbst aufdrängt, wenn er die natürlichen Bedingungen eines Ortes richtig erwägt und aus ihnen das herausfindet, was die Geschichte des Ortes gewesen sein muss, mag nun die Fabel und die aufgezeichnete Geschichte, die ja oft auch nichts anderes ist, als Fabel, diese Annahme bestätigen oder nicht. Freilich lässt sich eine solche Geschichte, welche ich die natürliche oder naturwahrscheinliche nennen möchte, nur im Skelett aufstellen, auch darf sie keinen Anspruch auf Unfehlbarkeit machen, da sie den oft alle Bedingungen umstossenden Zufall natürlich nicht berechnen kann.

In solche Betrachtungen vertieft, war ich endlich bei dem Haupteingang von Mekka, im Westen der Stadt, angekommen, um welchen herum sich ein Lager von Beduinen, meist vom Stamme der Harb, hinstreckte, welches für eine Vorstadt von Mekka gelten kann und den Namen el Dscharual führt. Am westlichen Ende dieser Vorstadt liegen zwei runde Wachtthürme, welche vom Scheriff Rhaleb (oder Ghaleb) zu Ende des vorigen Jahrhunderts erbaut wurden, um die aller Mauern entbehrende Stadt gegen die Ueberfälle der fanatischen Wahabia zu schützen. Am östlichen Ende dieser Vorstadt betraten wir dann die Hara el Bab, d. h. die Strasse des Thores, welcher Name daraufhinzudeuten scheint, dass Mekka auf dieser Seite einst ein Thor besessen habe, von dem jetzt selbst die letzten Spuren, welche

noch Burckhardt zu Anfang dieses Jahrhunderts sah, verschwunden sind.

Hier sah ich die ersten eigentlichen Stadthäuser von Mekka, meist ansehnliche, zwei- bis dreistöckige, mit Terrassen gedeckte und mit Fenstern nach europäischer Art, d. h. mit grossen und luftigen Fenstern, versehene Steingebäude. Die Hara el Bab durchschreitend, welche sich anfangs von Nordwest nach Südost, dann direct von West nach Ost und zuletzt von Südwest nach Nordost wendet, kamen wir zuerst an einem stattlichen Hause, welches einst ein Palast des genannten Scheriff Rhaleb war, dann am Quartier von Omra und zuletzt an den öffentlichen Bädern vorbei, und gelangten darauf durch eine lange, winklige, vielgewundene Strasse, Ssaka el Hammanat oder die Bäderstrasse genannt, die sich von Südwest nach Nordost zieht, in die Quartiere es Suika und Schamija. Am Ende desselben, nahm uns eine schöne, weite Strasse, El Emsa genannt, auf, in welcher wir uns nach Süden wenden mussten, um die Moschee zu erreichen.

Noch einige siebzig Schritte und wir standen an einem der Hauptthore der grossen Moschee, an dem Thor des Friedens oder des Grusses, arabisch Bab ess Ssalam genannt, welches uns nun unter seine schönen Arkaden aufnehmen sollte, denn der erste Besuch des in Mekka ankommenden Pilgers muss immer der Moschee und dem Tempel der Kaaba gelten. Ehe wir also daran denken durften, uns ein Quartier auszusuchen, ehe wir unser Gepäck in Sicherheit bringen, ehe wir das geringste geniessen, oder unsre müden Glieder von den Strapatzen der

nächtlichen Reise etwas ausruhen durften, mussten wir in das Heiligthum eindringen, und damit anfangen, sehr ermüdende und langweilige Andachtsübungen abzuhalten. Wir stiegen also hier von unsern Kameelen ab und schickten uns an, der Pflicht jedes frommen Hadsch gerecht zu werden, welche ihm auferlegt, gleich bei seiner Ankunft in der heiligen Stadt den siebenmaligen Umgang um die Kaaba zu machen, ehe er an irgend etwas anderes denken, oder irgend etwas anderes vornehmen darf.

Ende des ersten Bandes.

Druck von A. M. Colditz in Leipzig.